Reisebilder aus Italien.

Von

Rudolph Gottschall.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1864.

Vorwort.

Möchten die beifolgenden anspruchslosen Skizzen vom Publikum in gleichem Sinne aufgenommen werden, in welchem der Verfasser sie darbietet! Reisebilder aus Italien können nur ergänzende Striche zu farbenreichen Gemälden hinzufügen, deren glänzende Ausführung in vielen gründlichen und werthvollen Reisebeschreibungen enthalten ist. Ich habe mich bemüht, Natur und Volksleben in Italien, frei von vorgefaßten Meinungen, mit unbefangenen Augen anzusehn; ich habe den Humor, einen in Italien seltenen Reisebegleiter, nicht zu Hause gelassen und bin durch ihn gleichmäßig vor der Schwarzseherei der Hypochonder, wie vor den pomphaften Uebertreibungen der Enthusiasten geschützt worden. Ich habe den großen Styl der historischen und Landschaftsmalerei, sowie die kunsthistorischen Studien besseren Vertretern überlassen und mich meistens auf „das Genrebild" beschränkt, eine Beschränkung, welche auf diesem der gelehrten Würde und dem idealen Aufschwung bisher

zugeeigneten Gebiete vielleicht den Reiz der Neuheit für sich hat. Es war besonders mein Bestreben, gleichsam Charakterbilder der einzelnen Städte zu liefern, ihre Physiognomie und den Gesammteindruck, den sie auf mich machten, anschaulich darzustellen. Ist es mir gelungen, die Phantasie meiner Leser auf kurze Zeit anregend zu beschäftigen, dies oder jenes einzelne Bild italienischer Zustände, das vor ihrer Seele schwebt, lebendiger zu machen oder zu berichtigen, so ist der Zweck dieser Skizzen vollkommen erreicht.

Breslau, im Oktober 1863.

Rudolph Gottschall.

Durch Oesterreich.

Wiener Eindrücke.

Durch die gesegnete mährische Ebene, zur Linken die Karpathen und ihre Vorberge, deren Klöster und Kirchen von den Gräueln der Mongolenzeit erzählen, während zur Rechten einzelne Erinnerungszeichen neuester Geschichte in die Augen fallen, wie die Thürme von Kremsier, der Stadt des Reichstags von 1849, führt die Bahn in Niederösterreichs schlachtenberühmte Ebenen, über das Marchfeld, über die Felder von Wagram, der alten Kaiserstadt zu, an deren Thoren weit sichtbar der Leopolds- und Kahlenberg Wache halten.

Das brausende Leben Wiens, die engen, von rastlosem Lärm erfüllten Straßen der innern Stadt — das Alles macht anfangs einen berauschenden und verwirrenden Eindruck. Nach der norddeutschen Theorie des blonden Deutschthums würde man Wien nicht als deutsche Stadt gelten lassen können; denn der brünette Typus ist hier so vorherrschend, daß unsere Semmelblondins und langgelockten Urblondinen sich wie Albino's für Geld in der Bude sehen lassen könnten.

Dennoch ist dieser schöne Menschenschlag ein echt deutscher — und es ist bedauernswerth, daß die geschichtliche Aufgabe Oesterreichs, dem deutschen Element die Herrschaft über andere Volksstämme zu sichern, das Reich zahllosen Verwicklungen ausgesetzt hat, welche den Interessen des übrigen Deutschlands fern liegen. Wien macht gegenwärtig seine Toilette. Die Basteien rund um die Stadt verschwinden — die Donau entlang sind bereits stattliche Häuserreihen an ihre Stelle getreten. Dagegen dauern die Arbeiten an der Mölker- und Löwelbastei noch fort. Das Gewühl der Arbeiter, der aufwirbelnde Staub macht hier einen etwas wüsten und unfertigen Eindruck. Wenn auch Wien jetzt seinen weitausgedehnten Vorstädten freundlicher die Hand reicht, wenn auch ein freierer Luftzug in die Stadt selbst hineinweht: die Physiognomie derselben kann dadurch nicht verändert werden. Der Schnürleib der Befestigungen hat sie ein- für allemal eng zusammengepreßt und ließ ihre Häuser, da sie sich nicht in die Breite ausdehnen konnten, in die Höhe wachsen. Der Raum wird in der innern Stadt mit Gold aufgewogen. Hochgestellte Beamte wohnen im vierten und fünften Stockwerk. Die Enge der Straßen aber ist in der That oft so erdrückend, daß sich in den schmalsten Durchgängen kaum zwei Personen ausweichen können. Dagegen herrscht in den Hauptverkehrsadern, in der Rothenthurm- und Kärnthnerstraße, am Stephansplatz,

am Graben und Hohen Markte ein unglaubliches Gedränge und ein Wagengerassel, das für schwache Nerven mit der Zeit bedenklich werden muß. Die Omnibus, die durch die Stadt hindurch nach allen Gegenden der Windrose hinausführen, folgen und kreuzen sich unaufhörlich — dazwischen die Fiaker und einspännigen Comfortable's, welche mit einer rücksichtslosen Schnelligkeit einherjagen, als hätten sie die ungehinderte Breite einer olympischen Arena zu ihrer Disposition! Dann kommen zur fashionablen Stunde die eleganten Equipagen der Praterfahrt, Wagen an Wagen, stattliche Rosse, glänzende Livréen, elegante Toiletten, liebliche und blasirte Gesichter. Mißmuthig folgt ein solcher Staatswagen dem Train schwerfälliger Omnibus, aus deren zum Theil eleganten Doppelcoupé's der kaiserlich-königliche Beamte mit courfähigem Schnurr- und Backenbart neben der Obst- und Waschfrau mit ihren Körben hervorblickt; mißmuthig erspäht der Rosselenker die erste Gelegenheit, wo der Straßen quetschende Enge ihm verstattet, an den plebejen Miethsgäulen mit seinem aristokratischen Gespann vorüberzujagen. Rad streift an Rad, Wagenfenster an Wagenfenster. Die Wiener Kutscher sind die ersten der Welt. Wie überall ist die Noth die beste Lehrmeisterin — die engen Straßen Wiens haben ein Geschlecht erzogen, das die Gewandtheit des Rosselenkers zur Kunst herausgebildet. Oft fehlt nur eines Haares

Breite — doch, der sichere Instinkt sagt, daß dies genügt, um den Zusammenstoß zu vermeiden, und die geschickte Hand weiß es abzuzirkeln. Wie Oesterreichs Staatsmänner dies Reich durch die enge weltgeschichtliche Passage, so oft es anzustoßen und in Stücke zu gehen droht, sicher hindurch lenken: so Wien's Kutscher ihre Wagen zwischen dem föderalistischen Treiben der rechts und links sich drängenden Fiaker und Omnibusse.

Das innere Wien ist übrigens nach wie vor nicht nur der Sitz des gewerblichen Verkehrs; es ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden und der Aristokratie geblieben, deren Paläste sich in dem an die Burg angrenzenden Stadtviertel zahlreich erheben. Ueberall in den engen Straßen prächtige Portale, Portiers mit ihren Stäben in den Thorwegen, Equipagen, die aus den geräumigen Höfen herausrasseln. Eng wie die Hauptstraße des Fauburg Saint-Germain in Paris sind diese städtischen Verkehrsadern der fashionablen Welt. Doch während die Schlösser des legitimistischen Adels von Paris durch Mauern, Thorwege und Höfe von den Straßen abgesperrt sind und ihren alten Glanz gleichsam vor der Zudringlichkeit der modernen Welt verbergen, zeigen die Paläste der Esterhazy's und Lichtenstein's dem Vorübergehenden ihre von der Straße aufsteigenden Façaden in ganzer Pracht, wenn auch der Totaleindruck derselben zum Theil durch den Mangel eines umfassenden Standpunktes und durch die Düster-

heit der Beleuchtung beeinträchtigt wird. Doch nur in einigen Straßen hat der Beschauer Muße, architektonische Studien anzustellen. In den meisten ist die Kunst zu gehen eben so schwierig, wie die zu fahren — und es bedarf eines raschen Ueberblicks und vieler Routine, um in den schwierigsten Passagen glücklich das Gedränge zu durchkreuzen. Das kleine Wien, das in die Schule geht, darf sich nicht allein in diese Gefahren wagen. Ueberhaupt sieht man in der ganzen innern Stadt keine spielenden Kinder auf den Straßen. Diese Staffage der frohen Jugend, um welche noch Elysium ist, fehlt ihr gänzlich. Wo wäre hier Platz zu arkadischem Treiben? Der Ernst des Lebens, das Spiel der großen Welt, die Praterfahrten nehmen den wenigen Raum in Anspruch, den die eng zusammenrückenden Häuser noch der Bewegung des Menschengeschlechtes gönnen. Wo sind die Kinder? fragt man in Wien. Sie sehen aus irgend einem düstern Zimmer auf das Stückchen Himmel, das zwischen die Dachrinnen und Dachgiebel hindurchblickt. So wenig Himmel, so wenig Erde — nun, wer den ersten in sich trägt, braucht wenig Platz auf der zweiten.

Doch das alte Wien, dem der Himmel voller Geigen hing, das gemüthliche Wien der Castelli und Raimund, das Wien, das durch eine Quarantaine von der Weltgeschichte abgesperrt war — man wird es vergebens suchen. Wohl amüsirt sich noch das Volk in

seinem Prater, es giebt noch Knackwürstel und Backhähnerl in Wien, der Bajazzo findet sein Publikum; man trifft Männer aus dem Volke, denen man sich schwer verständlich machen kann, weil ihr idyllischer Horizont nicht über das Stadtviertel hinausgeht, aber die ganze Behaglichkeit und Bonhommie scheint aus diesem Treiben verschwunden; in den gemüthlichen Wiener Diminutiven spuckt ein fremder französischer Geist; das Capua der Geister liegt in einer eigenthümlichen Beleuchtung, in den Reflexen des Pariser Lebens. Man besuche die Volkstheater, in denen der Geist des Volkes seinen frischesten Ausdruck finden soll — man stößt überall auf Pariser Waare, oft selbst ohne allen österreichischen Zuschnitt. Die Bluetten, welche das neue Kaitheater giebt, sind meistens aus der französischen Schule. Am wenigsten scheint das Theater an der Wien zu wissen, was es mit seinen gewaltigen und elegant ausgestatteten Räumen anfangen soll. Dies Theater kann wie das Viktoriatheater nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn es das Conversationsstück und Salonlustspiel vollständig ausschließt und das große ernste und heitere Volksstück mit vollem Bewußtsein als seine Aufgabe erfaßt. Statt dessen bietet der Speisezettel des Theaters an der Wien ein Ragout der verschiedensten fashionablen Leckerbissen aus der Garküche an der Seine oder allerlei Extragerichte von zweifelhafter Berechtigung. Wir sahen zunächst eine Paro-

die von Mautner's Eglantine, „die elegante Tine," welche hier sehr oft mit Beifall gegeben wird. Da wir das an der Burg mit Erfolg zur Aufführung gelangte Originalstück nicht kannten, so konnten wir die Schärfe der Kritik nicht beurtheilen, mit welcher hier das allem Anschein nach im neufranzösischen Geschmack ausgeführte Künstlerrührdrama der Burg zersetzt und zergliedert wurde. Fräulein Wolter, eine für den melodramatischen Effekt sehr begabte Künstlerin, wurde hier von dem kecken Fräulein Gallmayer in einstimmig anerkannter, schlagender Weise nachgeahmt und jeder Effekt auf die Spitze getrieben, wo er natürlich einen heitern Purzelbaum schlagen mußte. Wo von den künstlerischen Erfolgen der eleganten Tine die Rede ist, da fällt das Orchester jedesmal mit einem lärmenden Tusch ein, und Tine verbeugt sich dankbar gegen das Publikum. Als Chorus tritt einmal der Regisseur im Frack auf und streicht den dritten Akt als überflüssig. Die literarische Polemik ist jedenfalls hier mit einer allgemein lesbaren Frakturschrift hingezeichnet — dennoch gehört sie nicht auf eine Volksbühne, am wenigsten, wenn diese selbst dem französischen Geschmack huldigt. Denn die Couplets der andern Bluetten waren ein Gemisch von französischer Frivolität und deutschem Cynismus — und der Cancan, der in der Form einer stürmischen Orgie am Schluß des einen Dramolets getanzt und mit lautem Beifallsjubel begrüßt

wurde, versetzte uns auf einmal aus der Wiedenvorstadt in den Jardin Mabile! Die Feen der Raimund'schen Possen haben sich in offenbare Loretten verwandelt, und selbst der gute Staberl spannt nicht mehr in alter Gemüthlichkeit seinen Regenschirm aus .... er würde vergebens diese von Paris herüberziehenden Unwetter der Frivolität abwehren, welche mit ihren Schlossen alle Saaten deutscher Gemüthlichkeit verhageln. Ueberall Paul de Kock, Alexander Dumas mit seinen Camellien- und Perlendamen, überall in die Höhe geworfene Fußspitzen und bacchantischer Taumel! Wenn Tänzer und Tänzerin in diesem rasenden Balletduo gewaltsam die Stühle bei Seite schleudern, welche ihrer mänadischen Lust im Wege stehen: so scheinen sie damit die Verwüstung zur Anschauung zu bringen, welche mit diesem wilden Jubel der Chaumière in die deutsche Häuslichkeit hereinbricht. Eine Kritik, welche hierbei ein saures Gesicht zieht, kommt leicht in den Verdacht, die Polizeisergeanten des Bürgerkönigthums nachahmen zu wollen, welche die Pariser Elfentänze überwachten und die kühnen Fußschleuderinnen für jeden Pas, der über die polizeilich erlaubte Höhe hinausging, verantwortlich machten. Freilich hat bis jetzt noch keine Moralpredigt die Welt gebessert und keine Gardinenpredigt eine Ehe zu einer glücklichen gemacht. Dennoch kommt es nur darauf an, Sitten und Zustände zu charakterisiren, wie sie sich dem unbefangenen Auge

darstellen, ohne dabei zum Schminktopf oder zur Satyrgeißel zu greifen.

Auch in die Literatur ist diese moderne Bewegung gekommen, deren elektrische Dräthe auf die geistige Centralstelle in Paris hinführen. Die Vertreter der klassischen und romantischen Richtung haben sich in ihre Einsiedeleien zurückgezogen und den breiten Gipfel des Parnasses einem jüngeren Geschlecht überlassen. Grollend und mißmuthig verzweifeln jene gefeierten Größen an der Zukunft der deutschen Poesie. So z. B. Grillparzer, den ganz Oesterreich als seinen Goethe verehrt, während das nördliche Deutschland gewohnt ist, ihn wegen seiner theatralischen Jugendsünde, der „Ahnfrau," unter den längst verfehmten Schicksalstragöden unterzubringen. Doch der Dichter der „Sappho" und „Medea" hat von allen nachgeborenen Dramatikern das meiste klassische Blut. Auch gehört Grillparzer keineswegs zu den Romantikern de pur sang, welche sich nur in gereimten vierfüßigen Trochäen, im spanischen Dichtermantel behaglich fühlen. Ich suchte den liebenswürdigen Greis in seiner Wohnung auf, die nach der Wiener Sitte der Erde und dem Lärm der Straße so viel wie möglich entrückt ist! Diese gute alte Sitte verlangt auch, der innern Stadt treu zu bleiben und nicht in die Vorstädte zu desertiren, so wenig dichterisch eine Wohnung in den engen Straßen sein mag, ohne Fernblick, ohne einen einzigen grünen

Zweig, auf dem das Auge ausruhen kann! Hofrath Grillparzer gilt für zugeknöpft und wortkarg — ich fand ihn gesprächig und mittheilsam. Ein feiner Sarkasmus, der überall durch eine wohlwollende Bonhommie hindurchbricht, erschien mir als der Grundzug seines Wesens. Man weiß in Wien sehr gut, daß der Dichter der „Sappho" nicht nur mehrere Tragödien in seinem Pult verbirgt, sondern auch — Epigramme, denen es an beißendem attischem Salz nicht fehlt. Einige dieser wilden „Xenien" haben sich denn Bahn in das Publikum gebrochen; man recitirt sie überall und freut sich an ihren treffenden Pointen. Grillparzer ist ein patriotischer Oesterreicher — sein Lied an Radetzky: In Deinem Lager ist Oesterreich! gab dem Patriotismus des Habsburger Einheitsstaates den schlagendsten Ausdruck. Gleichwohl ist er nicht blind gegen die Mängel der Institutionen, aber auch verstimmt gegen den Geist der jüngeren Generation, der ihm der poetischen Weihe zu entbehren scheint! Die Schwäche seiner Augen hindert ihn, der modernen Literatur zu folgen! Er kennt nur wenig davon und besucht auch selten das Theater. Selbst Bücher, für die er das lebhafteste Interesse hegt, sind ihm wie mit sieben Siegeln verschlossen. So erzählt er, wie er sich darauf gefreut habe, Mommsen's römische Geschichte zu lesen. Da die Typen der ersten Ausgabe für seine Augen zu undeutlich gewesen, habe er mit Sehnsucht die zweite erwartet — sie sei erschienen,

doch zu seiner schmerzlichen Enttäuschung mit noch kleineren Lettern als die erste.

Fast noch pessimistischer in Bezug auf die Entwickelung unserer poetischen Literatur und die Theilnahme des Publikums ist der Dichter der „Griseldis" und des „Sohns der Wildniß," Friedrich Halm, gesinnt. Baron Münch von Bellinghausen, Hofrath und Vorstand der k. k. Bibliothek in der Burg, ist eine milde Natur, von warmer Theilnahme für alles Schöne, aber doch bestimmt und abgeschlossen in allen Anschauungen. Obgleich er mit dem „Fechter von Ravenna" einen der glänzendsten Erfolge errungen, den die Chronik der deutschen Bühne in neuer Zeit einregistriren darf, glaubt er doch, daß der Antheil der Nation an poetischen Schöpfungen und auch der Stern unserer Dichtkunst im Erlöschen begriffen sei. Doch gewiß mit Unrecht! Unsere Zeit ist eine Uebergangsepoche, welche der poetischen Muse neue Stoffe zuführt. Diese Stoffe sind oft spröde und bedürfen neuer Formen. So kommt es, daß sie in manchen Werken noch roh und halbverarbeitet zu finden sind, während in andern die künstlerisch fertige und ausgeprägte Form einen der Gegenwart fremden Geist trägt. Namentlich in Wien scheinen diese Gegensätze noch sehr unvermittelt .... das Moderne tritt in der Gestalt des französisch Frivolen und stoffartig Pikanten auf, während Werke, welche nach höheren Kunstidealen streben,

zum Theil in ein fremdartiges romantisches Gewand gekleidet sind. Doch hat gerade Halm im „Fechter von Ravenna" gezeigt, wie ein dichterisch schönes Kunstwerk als Träger des nationalen Geistes doppelte Wirkung übt.

Neben den österreichischen Dramatikern haben sich hier zwei Norddeutsche seit längerer Zeit eingebürgert — Hebbel und Laube. Friedrich Hebbel's Persönlichkeit zeigt das Gediegene und Kräftige, das wir an seinen Dramen schätzen — für das Barocke und Paradoxe in denselben giebt sie keine Anknüpfungspunkte. Seine „Nibelungen" haben sich am Burgtheater eines Erfolges zu erfreuen gehabt, den sie wegen vieler markigen und großartigen Situationen und wegen ihres dramatisch-energischen Styles verdienen, so große Schwierigkeiten auch die herben Eigenthümlichkeiten des Stoffes und seine dem Geiste unserer Zeit widersprechenden Voraussetzungen der dichterischen Kraft entgegenstellen, welche denselben für die Bühne der Gegenwart wirksam gestalten will. Heinrich Laube, seit länger als einem Jahrzehnt Direktor des Burgtheaters, ist, als früherer Vertreter des jungen Deutschlands, kein Freund der Romantik im Drama, deren Spuren wir auch nirgends in seinen eigenen bühnenwirksamen Stücken begegnen. Als technischer Direktor des Burgtheaters hat er Fleiß, Thätigkeit und Tüchtigkeit in ausgezeichnetem Maße bewiesen! Er setzt alle

Stücke selbst in Scene. Hierbei ergänzt der Dichter in ihm den Regisseur auf das Vortheilhafteste. Seine Inscenirungen sind durchaus musterhaft. Er verfolgt alle neu auftauchenden theatralischen Talente der deutschen Bühne mit eben so vieler Spürkraft wie feiner Würdigung — und so hat er namentlich sehr viele begabte jüngere Schauspielerinnen an die Burg gezogen. Was diese künstlerische Flora „erster und zweiter Liebhaberinnen betrifft, so verfährt Laube sogar mit einem gewissen Luxus," indem er gleichzeitig die verschiedensten Varietäten cultivirt. Ich sah am Burgtheater: „die Krisen" von Bauernfeld, „Was Ihr wollt" und „Macbeth" — das Ensemble der Burg ist mit Recht berühmt. Im ersten Stücke excellirte Fräulein Bognar durch die Wärme des Gefühls, mit der sie ihre Rolle durchführte; im zweiten Frau Gabillon durch graciöse und feurige Darstellung. In „Macbeth" rief nächst Joseph Wagner in der Titelrolle und Frau Rettich als Lady Macbeth namentlich Herr Sonnenthal als Macduff durch die intensive Kraft seines Spieles einen großen Eindruck hervor.

Von jungen Dramatikern lebt in Wien der Dichter der „Deborah," Mosenthal, eine frische, liebenswürdige, wohlwollende Persönlichkeit, Joseph Weilen, der Dichter des „Tristan," der seine Offiziersstellung aufgegeben und jetzt als Lehrer an der Kriegsschule und Custos der Hofbibliothek thätig ist. Seit

Kurzem mit einer jungen und schönen Frau verheirathet, wird er den Musen nicht untreu, er schreibt an einem neuen Schauspiele: „Prinz Eugen.“ Diese Dichter und viele andere, wie Otto Prechtler, Mautner, der sich neuerdings durch seine „Eglantine“ zum Mittelpunkte des Wiener Salongesprächs gemacht, Frankl, dessen vor Kurzem gesammelte Dichtungen ein formgewandtes und phantasievolles Talent zeigen, versammelt die „grüne Insel,“ eine joviale, doch in ihrem Grundzug etwas vormärzliche Vereinigung von Schauspielern, Künstlern und Schriftstellern. Hier wird deklamirt, gesungen, Zeichnungen werden zur Schau gelegt; der Humor in Wort und Bild hat freien Spielraum. Eine Karikaturensammlung enthält sämmtliche Mitglieder der „grünen Insel“ in sehr prägnanten Zügen, in eben so heiterer, wie glücklicher Auffassung. Jedes Mitglied hat seinen „Bundesnamen,“ der meist mit treffendem Humor ausgewählt ist. Aehnliche Berliner Gesellschaften, wie das bekannte „Rütli,“ aus welchem der „Kladderadatsch“ hervorgegangen, hatten mehr Schärfe, waren mehr dem öffentlichen Leben zugewandt . . . die „grüne Insel“ ist ein Eiland, auf dem sich Kunst und Geselligkeit von den Stürmen der Zeit isoliren.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten dieses Kreises ist der Oberbibliothekar des Ministeriums des Innern, von Wurzbach-Tannenberg, der sich

durch mehrere Dichtungen, namentlich aber durch größere wissenschaftliche Arbeiten rühmlich bekannt gemacht hat. Gegenwärtig arbeitet er an einem großen österreichischen „biographischen Lexikon," in dem mit außerordentlichem Fleiße alle hervortretenden Männer des Kaiserreiches, welcher Nationalität sie angehören mögen, sowohl nach ihren Lebensverhältnissen, als auch nach ihrem öffentlichen Auftreten und ihren künstlerischen Leistungen besprochen und charakterisirt werden. Erstaunlich ist die Fülle des Materials, welches der Autor beherrscht — um so erstaunlicher, als die Kenntniß der zahlreichen Sprachen des Kaiserreichs und ihrer Literaturen hierzu erforderlich ist. Wurzbach schreibt diese Encyklopädie ganz allein, ohne Beihilfe und hat bereits die größere Hälfte derselben vollendet. Ein ähnliches Werk fehlt noch in Preußen; eine solche encyklopädische Walhalla staatsmännischer, gelehrter und künstlerischer Größen gereicht jedem Staat zur Ehre. Wurzbach selbst ist eine warme, frische Natur, an welcher der Staub der Bibliotheken nicht haften bleibt. In seiner Villa in Ober-Sanct-Veit, einem hinter Schönbrunn reizend gelegenen Dorfe, versammelt er oft einen geselligen Kreis um sich, in welchem die heiterste Jovialität herrscht neben poetischen Vorträgen und ernsten Gesprächen. Den Inhalt der letzteren bildete oft unser gemeinsamer, zu früh verstorbener

Freund, der geniale Dichter Max Waldau, an welchem Schlesien eine seiner geistigen Zierden verloren hat.

Literatur und Theater bilden in Oesterreich einen Mittelpunkt des allgemeinen Interesses! Auch die jetzigen Staatsmänner und die höhere Aristokratie zeigen warme, über das Salongespräch hinausgehende Theilnahme. In einer längeren Unterredung mit dem Staatsminister von Schmerling, dessen geistvolle Gewandtheit und feine Klugheit der liberalen Aera in Oesterreich eine lange Dauer verbürgt, lernte ich diese Sympathie für Poesie und Literatur ebenso würdigen, wie in den Salons des kunstsinnigen Fürsten Vincenz von Auersperg, der neuerdings zum General-Intendanten der kaiserlichen Hofbühne ernannt wurde — eine Ernennung, die allgemein mit Freuden begrüßt wird. Die schöne Fürstin belebt das Palais der Josephstadt mit seinen prachtvollen Treppenaufgängen und zum Theil in reizende Gärten verwandelten Sälen durch ihren Geist. In dieser aufrichtigen Theilnahme an den Bestrebungen des deutschen Geistes liegt das beste Gegengewicht gegen die französischen Einflüsse, welche das Wiener Volksleben in seiner naturwüchsigen Frische zu zerstören drohen.

Die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze Wiens sind oft beschrieben worden. Die alte Kaiserstadt ist so reich daran, daß diese Aufgabe nicht dem flüchtigen Touristen, sondern der gründlich eingehenden Gelehrsamkeit

zufallen muß. Der Stephansthurm hat noch immer nicht seine Toilette vollendet und seine Haube aufgesetzt. So geht dem Reisenden eine entzückende Rundschau verloren. Schönbrunn dagegen prangte im frischesten Frühlingsschmuck — an seinen majestätisch breiten Terrassen und imposanten Aufgängen hielten die tadellos gestutzten Alleen wie eine aufmarschirte Garde Wacht! Herrlich war der Anblick von der Höhe der Gloriette auf Schloß und Park, auf die Stadt, die hinter den unabsehbaren Vorstädten im Dämmer verschwand, auf die Berge, welche für das Wiener Versailles so anmuthige Dekorationen bilden. Die Brunnengötter schienen im fröhlichen Sonnenschein mit den Wassern zu spielen! Doch die Thiergötter des Wiener Versailles, die Kameele und Rhinocerosse, blieben noch in ihren Tempeln, und nur zwei Bären waren sichtbar — vielleicht allegorische Wappenthiere der österreichischen Nationalschuld!

Ein Tag in Graz.

Durch Steiermarks Berglandschaften, durch die anmuthigen Thäler, vorüber an burggekrönten Bergkegeln, hinter denen die wechselnde Windung der Bahn oft den Gipfel des Schneeberges zeigte, an dessen Hängen die weißen Schneeteppiche hellschimmernd herniederhingen, ging die Bahnfahrt über den Sömmering.

Die Bahn mit ihren kühnen, um die Bergflanken heranklimmenden Kurven, mit ihren mächtigen, über die schönsten Thalgründe springenden Viadukten, ihren in's Herz der Berge gesprengten Riesentunnels und den von Pfeilern getragenen offenen Gallerien, welche hohe unnahbare Felswände durchbrechen, wird mit Recht als ein Riesenwerk der neuen Baukunst angestaunt. Oft, wenn die Wagen sich auf den steilen Serpentinen zur Seite neigen und dicht am Rande tiefer Abgründe dahingleiten, in denen Dörfer, Marktflecken und die Bäume der alten Heerstraße wie Kinderspielzeug en miniature auf grünem Tisch aufgestellt erscheinen, wird man bei dem Gedanken des Entgleisens vom Schwindel erfaßt; denn der zerschmetternde Sturz in die Tiefe tritt unheimlich drohend vor das Auge. Werden diese Viadukte niemals zusammenbrechen, die Wölbung der Tunnels nie ihre Spannung verlieren? Ist bei der Ausdehnung des gewaltigen Werkes alles Einzelne so vorsorglich ausgeführt, daß den alten tückischen Berggeistern, welche die Lokomotive aus ihrer Ruhe aufgestört, kein Spielraum übrig bleibt? Quandoque bonus dormitat Homerus — und sollte diesen Ingenieuren und Arbeitern nirgends ein kleines Versehen begegnet sein, als sie die Riesenpfeiler aus der Tiefe aufmauerten und aus den grandiosen Wänden der alten Bergpaläste ihre Gallerie-

Arkaden herausmeißelten? Wir wissen es nicht — doch ein Zug nach dem andern passirt ungefährdet die Gebirgsbahn, und hoffentlich noch lange wird die Dampfsäule der kühnen menschlichen Unternehmungslust hier die um die Berge lagernden Wolken begrüßen, ohne die Rache der Bergdämonen herausgefordert zu haben.

Zur Zeit als die Reise-Novellen in Blüthe standen, würden die Tunnelfahrten der Sömmeringbahn den günstigsten Stoff geboten haben. Gott Amor, der blinde Passagier der alten Postwagen, treibt doch auch in den Eisenbahnwagen bisweilen sein Spiel, und wenn die Begeisterung für die reizenden, im Sonnenschein glänzenden Berglandschaften die Herzen zusammengeführt — wie lockt da die langanhaltende Verdunkelung der Tunnelfahrt zu leisem Händedruck, zu vertraulicher Annäherung! Das Abenteuer ist die Nixe der Bergtunnel; wer widersteht so leicht ihren geheimnißvollen Lockungen! Die Welt ist heutigen Tages indiscret. Auch der Discretion dieser Tunnels kann der Reisende nicht vertrauen; denn Lampenlicht von oben oder eine plötzlich sich öffnende Arkade verursachen eine unwillkommene Störung. Jener wettende Engländer, welcher während einer Tunnelfahrt seine Wäsche zu wechseln unternahm, würde freilich auch hier Gefahr laufen, plötzlich als akademische

Studie, die für den Genuß von Italiens Kunstkabinetten vorbereitet, vor den erstaunten Blicken reisender Ladies dazustehen.

Durch das Mürz- und Mur-Thal führt die Bahn, nur hin und wieder eine Felswand durchbrechend, mit leiser Senkung, vorbei an Schlössern, Wallfahrtskirchen, Burgruinen, Hammerwerken, der schön gelegenen Hauptstadt Steiermarks zu. Im weitgeöffneten Mur-Thal liegt Graz zu Füßen des Schloßberges, der mit seinem naturwüchsigen grünumgürteten Felsengipfel eines der seltsamsten Versatzstücke der Dekorationen deutscher Städte ist.

Steiermark weiß sich vor lauter Bergen nicht zu lassen und schiebt sie nicht als romantische Lehne, an welcher die Häuser und Straßen in die Höhe streben, sondern als ein Stück unverfälschter Berglandschaft mitten in seine Städte hinein. Der Schloßberg, dieser „Sohn der Wildniß," ist indeß von Feldzeugmeister von Welden gezähmt worden — Anlagen, Restaurationen, Kaffeehäuser schmücken ihn neben den Trümmern der Befestigungen aus der Franzosenzeit, dem Uhr- und Glockenthurm. Auch das Bildniß Welden's, der bekanntlich nicht blos ein guter General, sondern auch ein eifriger Botaniker war und die friedlichste aller gelehrten Neigungen mit militärischer Bravour und standrechtlicher Strenge vereinigte, erhebt sich in einem Rondel der Anlagen.

Der Rundblick vom Schloßberg aus umfaßt ein herrliches Panorama, den Thalkessel der Mur mit seinen Bergcoulissen bis zu den schneebedeckten Höhen des Nordens, Hügel, Landhäuser, Dörfer, Kirchen und Burgen — wie überall im Lande Steier die Berge ringsum mit menschlichen Werken geschmückt. Die Mur selbst, über welche außer zwei andern Brücken auch eine Kettenbrücke führt, ist ein rauschendes Bergwasser von ungleichen Launen, welches der Schifffahrt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt. So sieht man nur hin und wieder ein einsames Floß auf den Wellen dahingleiten — es fehlt alles Leben, aller Verkehr — kein Mastenwald von Flußschiffen, nicht einmal eine Schaar munterer Barken giebt der Perspektive von den Brücken aus einen bewegten Hintergrund. Damit mag es denn auch zusammenhängen, daß Graz die Hauptstadt eines romantischen Berglandes bleibt, ohne irgendwie großstädtische Dimensionen anzunehmen. Die Neubauten am Fuße des Schloßberges sind durchaus im kleinstädtischen Styl gehalten, wenn auch die frühlingsgrünen Promenaden vor den Häuserfronten einen erquickenden Eindruck machen. Ein österreichischer Minister nannte Graz die „noble Pension" — es ist eine Stadt, in der es sich behaglich und anmuthig leben läßt, wenn man sich zur Ruhe gesetzt hat! Und Oesterreichs Pensionäre wissen das zu schätzen.

Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, dem Johanneum und seinen Sammlungen, der Universität, dem Rathhaus, dem ständigen Theater, vor welchem Kaiser Franz I. in Erz zu Pferde hält, und um dessen Prinzipalschaft sich damals wieder eine große Anzahl von Konkurrenten bewarb, mögen die Reisehandbücher erzählen. Ich suchte die hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt auf, namentlich zwei Dichter, deren Namen von gutem Klang in Deutschland sind, Karl von Holtei und Anton Alexander Graf von Auersperg.

Der greise schlesische Veteran lebt im Hause seiner Tochter, umgeben von einer muntern Schaar von Enkelsöhnen und Enkeltöchtern. Die Ironie des Zufalls will es, daß er gerade über der „Sparkassenverwaltung" sein Quartier aufgeschlagen, obgleich er mit dem Sparkassenwesen stets nur geringe Sympathien gehabt. Freundlich und herzlich gegen Alle, am meisten gegen seine Landsleute, unermüdlich thätig in der Literatur, indem er sich, ein seltenes Beispiel, noch in späten Jahren auf einem neuen Gebiet versuchte und auf dem Felde des Romans neue Lorbeeren erntete, ist Holtei doch im Ganzen elegisch gestimmt und lebt mehr in den Erinnerungen einer reichen Vergangenheit. Welcher deutsche Schriftsteller, sei er auch noch so gefeiert worden, wie Holtei vor Kurzem auf seiner schlesischen Rundreise, könnte, wenn er das Facit seines Wirkens

zieht, dem Publikum der Gegenwart gegenüber seine Rechnung ohne einen melancholischen „Rest" machen?

Graf Auersperg war vor Kurzem „Excellenz" geworden! Dies Ereigniß hatte, wie ein in's Wasser fallender Stein, einen lebhaften Wellenschlag in den Grazer Kreisen hervorgerufen. Ein Dichter Excellenz — das erinnerte an Goethe, freilich auch an Eduard v. Schenck. Anastasius Grün, der spazierengehende Wiener Poet, der Dichter des „Schuttes," dem die politische Lyrik bereits einen Kammerherrnschlüssel angehängt, den er nie besaß, der aber als mythisches Requisit die Runde durch alle Biographieen machte, war keineswegs mit den Ovationen einverstanden, welche die Grazer Jugend der neuen dichterischen Excellenz darbringen wollte. Er bot Alles auf, um den akademischen Fackelzug abzulehnen, der im Werke war. Glücklicherweise für ihn scheiterte das Unternehmen an einem Zwiespalt der Studentenschaft selbst, indem der „Tartarus" und die „Styria" über dasselbe nicht einig werden konnten. Es fehlte bei den Berathungen sogar nicht an einer Opposition gegen den Dichter Anastasius Grün, indem ein Redner die Behauptung aufstellte: Grün's Gedichte seien nie in's Volk gedrungen, was bei der Gegenpartei natürlich lebhafte Entrüstung hervorrief. Holtei hat ein liebenswürdiges Gedicht auf die Excellenz Anastasius Grün gemacht, das hier in allen Cirkeln cursirt.

Grün ist ganz so liebenswürdig, harmlos, unbefangen, und doch warm und lebendig wie seine Gedichte! Ein geistig frischer Abend bei Graf Schönfeld, im anregenden Kreise, dessen lieblicher Mittelpunkt Frau Gräfin Schönfeld, die sinnige Louise Neumann ist, ein Abend mit Holtei und Grün beschloß den „Tag in Graz" in angenehmster Weise.

Der Gesellschaftsreisende.

Wer in den letzten Tagen des April über das melancholische Arabia petraea, das unter dem Namen des „Karstes" Triest von der Landseite absperrt, dahinfuhr oder auf dem Molo der Hafenstadt und in den Café's am Strande verweilte, der konnte eine ganz neue Spezies des reisenden Menschengeschlechtes kennen lernen, die, noch in den Anfängen ihrer Entwickelung begriffen, einer weiteren Vervollkommnung entgegensieht. Es ist dies der „Gesellschaftsreisende," eine Abart des weltfahrenden Vergnüglings, die sich durch ganz besondere Merkmale von der Gattung unterscheidet.

Schon Aristoteles sagt: Der Mensch ist ein politisches Geschöpf! Gemeinsamkeit, Association ist die Losung des Jahrhunderts. Die Zeit der Einsiedler ist vorüber, es gilt in Masse zu arbeiten, in Masse zu genießen! Der bisherige „Vergnügungsreisende" hatte immer etwas vom Eremiten! Er saß im Waggon, auf sich selbst angewiesen, von der übrigen Menschheit

abgeschlossen; sein innerer Mensch mußte die zahlreichen Eindrücke verarbeiten, die von allen Seiten auf ihn losstürmten! Niemand half ihm dabei, die ganze Last ruhte auf ihm allein. Den Eindruck einer schönen Landschaft, eines in Bädeker und Förster der schweigenden Bewunderung anempfohlenen Bildes, selbst den einer das sittliche Gefühl empörenden Wirthshausrechnung hatte er ganz auf eigene Kosten zu bestreiten. Er war ein Trappist auf der Wanderschaft! Wohl fand sich hier und dort ein Wesen, zu dem er sich sympathetisch hingezogen fühlte, dem er sein Inneres mit allen reichlich angesammelten Schätzen zu öffnen wünschte — doch die Begegnung war zu flüchtig, oder die Sympathie wurde von der andern Seite nicht getheilt, oder der Fluch, der seit Babels Thurmbau auf der Menschheit lastet, setzte grammatische und syntaktische Hindernisse dem gewünschten Verkehr entgegen. Der unglückliche Reisende mußte seine Fühlfäden wieder ein- und sich wie eine Schnecke in sein Haus zurückziehen.

Der „Gesellschaftsreisende" dagegen ist allen diesen Gefahren nicht ausgesetzt. Er nimmt zwar sein Vaterland nicht wie Danton an den Schuhsohlen mit sich; aber er sieht immer dieselben Gesichter um sich, die er in der Heimath zurückgelassen. Wohin er wandeln mag, in den Tempeln Athens, vor den Sphynxen und Pyramiden der Wüste — er sieht sich von Gestalten

und Zügen umgeben, die ihn an seine Wein- und Bierstube erinnern. Alle Eindrücke vertheilen sich gleichzeitig an eine große Masse — der Einzelne braucht ihnen nicht zu erliegen. Ja, er bringt für die große Weltbühne ein ganzes Parquet mit sich, welches eine staunenswerthe Sphynx ebenso wie ein Fräulein Goßmann beklatschen und den Sonnenaufgang hinter den Bergen von Corfu mit denselben Lauten der einstimmigen Bewunderung begrüßen kann, wie den Sonnenaufgang in Meyerbeer's „Propheten.“ Es ist eine große, organisirte Claque, welche auf Reisen geht und welche endlich den hervorragenden Leistungen der Natur den lange vorenthaltenen Beifall zukommen läßt!

Wenn sich der einzelne Reisende bisweilen melancholischen Träumereien überläßt und den Gefahren der Lenau'schen Lyrik in einsamen Felsthälern, unermessenen Sandwüsten oder an Bord des Schiffes in stillen Mondscheinnächten ausgesetzt ist, so hat der Gesellschaftsreisende nicht Zeit zu diesen Ausschweifungen der Phantasie, indem der gesunde Menschenverstand, der sich bei der großen Menge der Reisegefährten vorfindet, ihnen alsbald zur Korrektur dient. Sie wird eine Felsenpartie „langweilig,“ eine Wüsteneinsamkeit „nicht zum Aushalten,“ eine Mondscheinnacht allenfalls „wunderschön“ finden — und so die poetische Stimmung, die wie eine Mimose bei jeder Berührung ihre Blätter zusammenzieht, nicht zur Entfaltung kommen lassen.

Ein Glück für den Reisenden — denn diese Stimmungen verhindern die klare Auffassung der Dinge und den wahren Nutzen, den man heutigen Tags vom Reisen haben kann.

Dagegen welch' eine Assekuranz gegenseitiger Hilfsleistung ist das Reisen einer großen „Gesellschaft!" Den alten Klassikern zufolge ist es schon ungemein tröstlich, Genossen im Unglück zu haben! Den Seekranken fehlt es zwar auf den Schiffen niemals an Unglücksgefährten — doch es ist etwas ganz Anderes, wenn ein geheimes sympathetisches Band, das Bewußtsein einer gemeinsamen Unternehmung, eines kühnen Argonautenzuges die Leidenden umschlingt. Es ist etwas Anderes, gemeinsam bei nahendem Sturm den Neptun und seine Tritonen in Anklagezustand zu versetzen und bei allen Gelegenheiten stets einer großen Stimmenmehrheit sicher zu sein. Ja, wenn der Gesellschaftsreisende nur eine Ader von Cäsar und Napoleon hat, so glaubt er an seinen „Stern." Der einzelne Reisende ist zu bescheiden, eine besondere Stelle am Himmel für sich in Anspruch zu nehmen, aber ein Unternehmen à prix fixe darf heutigen Tages eine ungewöhnliche Auszeichnung verlangen.

Wie rührend ist überdies das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Verbrüderung, das letzte Ziel der menschlichen Gesellschaft, und von welchen erquicklichen Folgen ist es von Hause aus begleitet!

Wir sahen zwei unternehmungslustige junge Männer im Waggon einer Eisenbahn mit einer Mutter und Tochter zusammen. Bald erkannten sie den gleichen Stern über ihren Häuptern — der Bund war geschlossen. Der gefüllte Flaschenkorb von Mutter und Tochter, außerdem mit einer Fülle von Proviant beladen, senkte sich alle Augenblicke aus den höheren Regionen des Waggons hernieder — und mit der Freundlichkeit einer Hebe wurde auf allen Stationen der erquickende Trank kredenzt. Butterbrode und Apfelsinen sorgten dafür, daß dem Spiritus das nöthige Phlegma nicht fehle. Wir anderen Passagiere drückten uns in den Winkel und fühlten mit großer Beschämung, daß wir nicht zu dem geheimen Bunde jener Reisegesellschaft gehörten, der, wie im Schlaraffenlande, Alles in den Schoß fiel.

Wie viele Mütter betrachten eine „Gesellschaftsreise" als ein vollkommenes Mittel, ihre Töchter an den Mann zu bringen! Corfu, die Südfrüchte, der jonische Himmel, die Rosinen — das sind alles nur Mittel zum Zweck. Und in der That, die gewöhnlichen Badereisen dürften bald aus der Mode kommen, gegenüber diesem neuen, höchst sinnreichen Wege, gleichgestimmte Gemüther zusammenzuführen. In einer Mondnacht auf dem Verdeck des Schiffes, auf den Wogen der Adria, ein gleiches Ziel vor Augen — wie müssen sich da nicht die Herzen finden? Was ist dagegen die fashionable Promenade eines Badeortes? Eine Liebe,

welche den Wundern der Natur und Kunst mit denselben Ausrufungs- und Fragezeichen gegenübersteht — wie muß sie wachsen von Tag zu Tag! Ja, die gemeinsame Unternehmungslust schon, die, so kühn das Geschick herausfordernd, auf Reisen geht, ist ein sicheres Zeichen für die innere Verwandtschaft der Charaktere. Und dann — zu einem Bunde für das ganze Leben genügen nicht mehr Balkonscenen, wie die von „Romeo und Julie.“ Man will auch versuchen, ob die Noth des Lebens sich leidlich überstehen läßt, ob das Negligée der menschlichen Existenz uns gut zu Gesichte steht. Das ist schon der Reiz der Brunnen-Promenaden in den Bädern — doch hier scheitert die Probe meistens an der Koketterie der Morgen-Toiletten, hinter deren harmloser Natürlichkeit oft die raffinirte Kunst und sogar — der Schminktopf lauert. Wie ganz anders auf dem Meere, um das doch einmal der homerische Hauch naiver Ursprünglichkeit für alle Zeiten weht! Eine Liebe, welche die Probe der „Seekrankheit“ glücklich überstanden hat, ist für das ganze Leben gefeit.

Die lästige Sitte der „Hochzeitsreisen“ wird durch die neuen „Gesellschaftsfahrten“ einen wesentlichen Abbruch erleiden. Die Reise n a c h der Hochzeit wird in eine Reise v o r derselben transponirt. Ein liebendes Paar, das bereits in den Hafen der Flitterwochen glücklich eingelaufen ist, hat mit dem eigenen Glücke zu viel zu thun, um die Wunder der Schöpfung wo

anders zu suchen. Es hört auf den Cicerone nur mit halben Ohren — der junge Gatte sieht in Palma Vecchio's „Barbara" nur das Bild der eigenen Gattin — und diese verwandelt jeden reizenden San Sebastian in das Bild des Gemahls und die Pfeile, von denen er durchbohrt ist, in Amor's Pfeile. Die „Hochzeitsreise" ist Nichts als ein unbequemes Arrangement, welches aus dem Gefühle falscher Scham hervorgegangen. Dagegen eine Reise vor der Hochzeit, eine Reise um zu heirathen — da wächst die Liebe zugleich mit den Perspektiven in die Zukunft, und in der ahnungsvollen Beleuchtung wird jeder Reiz von Natur und Kraft verschönt. Außerdem zeigen zwei Gesellschaftsreisende von Hause aus eine Art von finanzieller Gleichberechtigung, und das Budget der jungen Ehe wird nicht sogleich mit einem außerordentlichen Auslageposten belastet.

Darum, ihr Söhne und Töchter des Landes, die ihr noch nicht die Rechte und den Rechten gefunden, erspart die Insertionskosten der Heirathsreklamen und inserirt euch selbst in die Register einer Reisegesellschaft à prix fixe! Seid gewiß, Gott Amor, der blinde Passagier der alten Postwagen, wird auch plötzlich im Waggon zwischen euch sitzen, oder auf dem Verdecke des Meerschiffes, oder in irgend einem Tempel, einer Kunsthalle. Er ist der geheime Agent jeder Gesellschaftsreise. Darum günstigen Fahrwind Allen, welche unter der Flagge der neuen Association in See stechen!

Venedig.

Zur Physiognomie Venedig's.

Venedig trägt den Stempel tiefen Verfalls mehr als irgend eine andere italienische Stadt zur Schau. Seine öden palazzi spiegeln sich in der trüben Lagune; keine Gondel ist an die Pfähle angebunden, um welche sich sonst ein kleines Geschwader schaukelte, wenn der Schloßherr zu gastlichem Feste die befreundeten Familien lud. Die größere oder geringere Zahl dieser aus den Kanälen hervortauchenden Pfähle vor den Portalen der Schlösser deutete den größeren oder geringeren Glanz der Feste an, welche in den Hallen derselben gefeiert wurden. Denn der reichere oder vornehmere Gastgeber durfte natürlich auf den zahlreichsten Besuch rechnen und umgab daher seine Eingangspforte mit einer größeren Zahl von Pfählen für die Gondeln der Gäste. Jetzt legt selten einmal die einsame Postgondel an den verfallenen Treppen an — — Häuser und Paläste im großartigsten Styl der Architektur, mit den schönsten Ziersäulen prächtiger Gallerieen, stehen öde und verlassen. Fährt man in stillen Mondnächten durch den canale grande, so glaubt man's zu hören,

wie die plätschernde Welle an den Marmorbauten nagt. Die Lagune gelüstet's offenbar schon lange, diese in sie hineingebaute Stadt zu verschlingen. Man fährt zwar nicht zwischen den schwarzen schweigenden Palästen wie durch eine egyptische Todtenstadt hindurch — — — hier und dort deutet einsamer Lichterglanz darauf hin, daß noch Leben in diesen Räumen weilt. Venedig ist nicht todt, aber sterbend. Diese lang sich hinschleppende Agonie macht den niederschlagendsten Eindruck. Wem gehören diese Paläste? Wie selten noch den Familien, deren stolzen Namen sie tragen! Französische Fürstinnen, deutsche Barone und Kaufleute, berühmte Ballettänzerinnen sind an die Stelle der hohen Aristokratie des goldenen Buches getreten.

Hier ist eine österreichische Kommißuniform auf dem Balkon aufgehängt, von welchem früher vielleicht die reiche Erbin des Hauses in der Schönheitsglorie einer Julia dem aus der Gondel steigenden Liebhaber mit dem weißen Schnupftuche ein fröhliches Willkommen entgegenwinkte — und in den Räumen, in denen üppige Gastmähler, wie sie Paolo Veronese's Pinsel verewigt hat, einen Kreis lebenslustiger Männer und Frauen versammelten, sortirt jetzt der österreichische Postbeamte Briefe und Packete — oder irgend ein Bureau mit den eifrigsten Frohnschreibern des tintenklecksenden Säkulums hat das Boudoir verdrängt, in welchem einst eine gefeierte Herzenskönigin dem duftigen

Papier die Geheimnisse ihrer Liebe anvertraute. Es ist ein fremdartiges Leben in diesen Räumen, das zu den Dekorationen nicht paßt. So läßt eine verarmte Bühne, welche nur noch die Coulissen und die Hinterwand eines Prunksalons besitzt, auf dieser Scene auch das Treiben des geschäftlichen Verkehrs und die Idylle einer Bauernhütte abspielen. Halb zerstörte Marmorbilder blicken auf die Waarenlager nieder, die zu ihren Füßen ausgebreitet sind. Wo aber noch die Enkel berühmter Ahnen in den alten Palästen weilen — da sind diese mit der Farbe der nationalen Trauer ausgeschlagen.

Der Mastenwald der riva degli Schiavoni hat sich gelichtet, seitdem Triest sich zur Königin der Adria aufgeschwungen — der große Kriegshafen des Arsenals aber steht verwaist; denn Pola, an der Küste Dalmatiens, ist jetzt der Haupthafen der Kriegsmarine. Dorthin sind neuerdings die letzten größeren Kriegsschiffe gebracht worden, welche vorher noch in Venedig stationirten. Die riesigen Umfassungsmauern des Arsenals, welche einst die Flotten der Markusstadt, den Schrecken Genua's und der Türken, bargen, werden bald nur eine geschichtliche Merkwürdigkeit sein, nur noch das Mausoleum der alten nautischen Herrlichkeit einschließen.

Auf diesen Stätten wachsender Verödung ist ein frisches, fröhliches Volksleben undenkbar. Wie die

Salons der höheren Gesellschaft in Venedig ausgestorben sind: so fehlt es auch dem eigentlichen Volke an allgemeinen Lustbarkeiten und bei aller Leichtblütigkeit doch an dem fröhlichen Sinn, der unbefangen den Augenblick genießt. Nur diejenigen Schichten der Bevölkerung, die vorzugsweise mit den Fremden verkehren, kümmern sich nicht um den Luftdruck des politischen Barometers und zeigen die frische Ursprünglichkeit, welche dem italienischen Volkscharakter eigenthümlich ist. Die Stockung des Verkehrs lastet zu schwer auf den Andern, als daß sie nicht in der Herrschaft der Fremden mit Mißmuth die Ursache ihrer eigenen Noth erkennen sollten. Die österreichische Regierung mag für Venedig thun, was sie immer will — das Volk wird ihr Alles aufbürden, was seine Unzufriedenheit erregt, mag es auch die Folge von Konjunkturen sein, welche keine Regierung der Welt in ihrer Gewalt hat.

Freilich, wer von Venedig Nichts kennt, als das feenhafte und rauschende Leben des Markusplatzes, der wird diese Schilderung gewiß übertrieben finden. Doch die Kosten der Vergnügungen in diesem glänzenden Marmorsalon werden von den Fremden und Reisenden aus ganz Europa bestritten. Das Volk von Venedig bildet den theilnahmlosen Zuschauer oder drängt sich bettelnd in die fashionable Versammlung. Der Markusplatz ist wie Venedig unter den Städten einzig in seiner Art — kein großartiger Platz der europäischen

Hauptstädte kann sich mit ihm vergleichen. Nicht blos der Glanz der geschichtlichen Erinnerungen giebt ihm diese Bedeutung — es ist der phantastische Zauber, der die ganze Lagunenstadt umschwebt und an dieser Stätte seine Eigenthümlichkeit am glänzendsten entfaltet. Abendland und Morgenland haben sich in Venedig stets ein Rendezvous gegeben — dem Markusplatz ist gerade dadurch sein characteristischer Stempel aufgeprägt worden. Die Markuskirche erscheint im Mondschein goldfunkelnd wie eine Moschee des Orients, wie ein steingewordenes Märchen aus Tausend und einer Nacht — und die beiden Mohren auf dem Uhrthurme, welche die Stunden künden, deuten auf den Verkehr Venedig's mit dem afrikanischen Süden hin, wenn auch niemals ein Mohr Othello Feldherr der Republik war, sondern Shakespeare, einer Anekdote zufolge, nur einen Herrn Moro aus Mißverständniß in einen Mohren verwandelte oder, wie die tiefsinnige deutsche Kritik entdeckt, seinen Helden zu einem Mohren machte, damit er um so größeren Grund habe, auf Desdemona eifersüchtig zu sein, weil diese doch von Natur auf die kaukasische Race angewiesen sei. Auch die Flaggen auf den Masten vor dem Portal der Kirche erinnern an die Inseln im Osten des mittelländischen Binnenmeeres, welche dem Scepter des Markuslöwen unterworfen waren. Aus dem Orient, aus der Kirche San Saba in Acre, stammen auch die zwei

viereckigen Marmorsäulen an der Südseite der Kirche, aus dem Hippodrom von Byzanz die vier goldenen Rosse, welche unter Napoleon mit dem Gespann der Berliner Victoria zusammen in den Pariser Marstall für „Bildhauerpferde" wandern mußten, jetzt aber wieder stolz auf den Markusplatz herabsehen. Doch der Orient ist nicht blos in Gold, Erz und Marmor vertreten — er wandelt auch in lebendiger Gestalt unter den Arkaden des Platzes. Nicht blos Griechen in ihrer malerischen Fustanella, auch Türken und Armenier mit schweigsamer Würde schreiten hier auf und ab, und die Verehrer Mohamet's wundern sich über die schamlosen Töchter des Abendlandes, welche ihr unverschleiertes Antlitz den neugierigen Mondstrahlen und den Blicken der Vorübergehenden preisgeben.

Da beginnt die österreichische Regimentsmusik in der Mitte des Platzes ihre Märsche und Galoppaden zu spielen! Ein buntes Leben wogt auf den Marmorquadern und unter den gaserleuchteten Arkaden der Prokuratien auf und nieder; die Stühle der zahlreichen und eleganten Konditoreien sind weit hinausgerückt auf den Platz; der bequemere Theil des europäischen Publikums schlürft sitzend, bei Granita und Sorbet, die Töne der Musik. Der Markusleu freilich! schüttelt fragend seine Mähne; denn das sind nicht die Siegesmärsche seiner Dandolo's und Contarini's, und kein edler Venetianer verherrlicht die Abendmusik

der Tedeschi mit seiner Anwesenheit. Wohl aber strömt durch das Thor des torre dell' orologio aus der Merceria ein Theil des venetianischen Volkes herzu, das seiner glorreichen Vergangenheit doch nicht alle Genüsse der Gegenwart opfern will. Doch das Volk ist gewöhnt, sich der Aristokratie unterzuordnen. Freiheit und Gleichheit war nicht die Devise, welche San Marko zur Schau trug. So hat sich auf dem Markusplatze ein eigenthümlicher „Comment" gebildet. Auf der einen Seite der Musikbande bewegt sich die beau-monde auf und nieder, die bevorzugten Stände, die Offiziere, die Fremden, die Abenteurer, die nach dem Modejournal gekleideten Schönen; auf der andern die Masse des Volkes, die Soldaten und Korporale, die Handwerker und Gondoliere, die Mütter und Töchter aus dem Volke. Diese beiden Ströme vermischen sich nie! Zu den Fremden selbst aber stellen fast alle europäischen Länder ihr Contingent. Selbst zur Blüthezeit der Republik und ihres Weltverkehrs konnte der Sprachenwirrwarr auf dem Markusplatze nicht größer sein, als jetzt, wo man der edeln Venetia die Leichenvisite macht. Der Russe und der Pole wandern hier friedlich bei einander — ein panslavistisches Genrebild, das mit den Vorgängen im heimathlichen Osten auffallend kontrastirt. Hier vertieft sich ein Sohn der Nebelinsel in die Times, vor den eleganten Marmorkabinets des Café Florian — dort führt ein Anderer

eine blondlockige Lady am Arm, welche aus dem letzten Kapitel eines Romans entsprungen zu sein scheint und weit davon entfernt ist, einen „legitimen" Eindruck zu machen. Der Franzose blickt selbstgewiß umher, obgleich er sich in der Rolle des „Befreiers" nicht mehr ganz sicher fühlt! Hat er doch schon einmal Venedig befreit — — davon wissen die goldenen Rosse der Markuskirche zu erzählen. Das „Frei bis zur Adria" ist verstummt; aber auch das: L'Italia farà da se wagt sich nur schüchtern und kleinlaut hervor.

Doch wo ist Venedig? Nicht das steinerne, das Venedig von Fleisch und Blut! Auch Venedig fehlt nicht in dem bunten Reigen der Nationen. Seht die eleganten Blumenmädchen, die euch die Rose in's Knopfloch stecken! Hört auf den Ruf: la pianta di Venezia, der unaufhörlich von Morgens bis Abends in den Arkaden ertönt — seht die kleinen industriellen Schreihälse, welche ihre Vaterstadt in effigie für einige Zwanziger verkaufen! Oder dort die kläglichen, an die Pfeiler lehnenden Gestalten, welche, die Bürste in der Hand, einen scharfen Blick auf eure Stiefel werfen, oder den Mann, der Schildkröten der verschiedensten Größe über die Tische kriechen läßt, die kleinen schwerfälligen Ungeheuer — — das ist Venedig, das Venedig, das von der Gnade der Fremden lebt! Auch seine neuen Beherrscher fehlen nicht. Drüben vor dem café Quadri klirren ihre Sporen, rasseln ihre Säbel,

schimmern die weißen Uniformen. Es sind die Eroberer des Forts Malghera, deren Geschütze auf das Dogenpalais gerichtet sind — gemüthliche, zum Theil joviale Männer, aber die von der italienischen Gesellschaft proscribirten Unterdrücker des freien Italiens. Oesterreich mag die Italianissimi in den Kerker werfen — Italien rächt sich durch die Aechtung, die es über die Oesterreicher verhängt. Es sind trübe, unleidliche Zustände. Die wackeren deutschen Offiziere müssen sich hier auf der Folter fühlen. Man weicht ihnen aus; man flieht ihre Nähe. Der Umgang mit ihnen bedroht jeden Italiener mit der Gefahr, aus dem Kreise der eigenen Landsleute ausgestoßen zu werden. Als wir eines Tages mit einem reichen Glasperlenfabrikanten, dessen Fabriken sich in Murano und in Venedig befinden, an einem Tische vor dem café Florian saßen, traten einige Bekannte mit einem liebenswürdigen österreichischen Offizier zu uns. Sogleich nahm der italienische Kaufmann seinen Hut und empfahl sich. Die Nähe des „Fremdherrschers" hatte ihn verscheucht. Derselbe Offizier, der von mütterlicher Seite aus italienischem Blute stammte, erzählte uns, daß seine eigenen Vettern ihn ersucht, er möge sie nicht grüßen, wenn er ihnen auf der Straße begegne, weil dies für sie Ungelegenheiten zur Folge haben könne. Bei so tief eingewurzeltem Hasse erscheint jede Versöhnung unmöglich. Die Herrschaft der Oesterreicher hat immer mit den

großen Erinnerungen zu kämpfen, welche an diese Stätten gebannt sind, mit dem Gefühle nationaler Unabhängigkeit, dessen Stachel um so empfindlicher geworden, seitdem ein großer Theil Italiens unter ein einheitliches Scepter gekommen. Die Enkel der Zeno's und Pisani's stiften ihren großen Ahnen Erinnerungsbüsten an den Seiten der scala d'oro! Das kann die Regierung nicht hindern, und doch ist jede Verherrlichung der Vergangenheit eine Demonstration gegen die jetzigen Herrscher. Mit den Verschwörungen der venetianischen Emigration, gegen welche sich die in Venedig zurückgebliebenen Vorkämpfer der Freiheit selbst erklären, weil sie den offenen Aufstand und damit Unmögliches verlangt, wird Oesterreich für jetzt leicht fertig werden — aber der hartnäckige Patriotismus, der im entscheidenden Moment das ganze Volk erfaßt, droht in unruhiger, kriegerischer Zeit mit einer Wiederholung des Manin'schen Aufstandes. Venedig hat bewiesen, daß es den Heroismus und die Ausdauer von Sagunt und Saragossa besitzt. Wir wünschen unsern deutschen Brüdern kein Blutbad und keine Niederlage, doch wir bedauern den ernsten tragischen Conflikt, der freilich fast so alt ist, wie die deutsche und die italienische Geschichte; denn der Eisenfuß der deutschen Herrschaft hat stets mit größerer oder geringerer Wucht auf Italien geruht, und wenn sie durch Niederlagen aus dem Lande verdrängt wurde, übernahmen die

eleganten Pariser Herren mit mehr Grazie und Schonung und in versteckterer Form das freigewordene Scepter. Mit vielem Unbehagen empfinden die selbstständigen Geister der Nation, daß das neue Königreich Italien jetzt nicht viel mehr ist, als ein französisches Vicekönigthum.

Man kann Venedig nicht schildern, ohne von Politik zu sprechen, denn das ganze gesellschaftliche Leben der Lagunenstadt wird durch sie bestimmt und gefärbt. Die glänzende Frauenwelt, die sich auf den Corso's der anderen großen italienischen Städte zeigt, fehlt in Venedig. Die Venetianerinnen sind eine Mythe geworden. Wie die Polinnen in Warschau und Posen, gehen Venedig's vornehme Damen fortwährend in Trauer — man sieht nur schwarze Kleider in den schwarzen Gondeln. Und wie selten zeigen sich die fashionablen Damen dem Publikum! Selbst die Giardini publici, der einzige Ort, wo in Venedig ein Spaziergang im Grünen möglich ist, sind öde und verwaist — man sieht dort nur Kavaliere, welche ihre Rosse tummeln. Venedig hat sich indeß selbstverständlich nie durch seine Kavallerie und durch seine Pferdezucht ausgezeichnet. Man sieht deshalb in den Giardini publici stets denselben Schimmel, wie auf den Schlacht-, Lager- und Jagdbildern von Wouvermann. Die Urbilder der Tizian'schen Venus und Magdalena sucht man indeß vergeblich in dem heutigen Venedig. Unter den

fashionablen Damen, die man gegen Mittag in der Straße Merceria trifft, wo sie in den glänzenden Läden ihre Einkäufe machen, oder die man in ihrer Gondel auf einer Visitenrunde durch den großen Kanal fahren sieht, giebt es wenig Schönheiten — am wenigsten aber Frauen von jener Ueppigkeit, wie sie alle Bilder der Venetianischen Schule zeigen. Venedig bot in seiner Glanzepoche Stoff zu Tragödien und Epopöen, wie zu lebensfrischen Lustspielen, aber nicht zu Elegien. Jetzt ist der elegische Character der Stadt so vorherrschend, daß auch die Physiognomie und die Gestalt der Frauen von dieser Stimmung der politischen Atmosphäre angekränkelt erscheint. Doch wer weiß, wie viele Schönheiten, welche den Pinsel eines Giorgione und Veronese herausfordern könnten, noch in diesen palazzi und in den Bel-Etagen der engen Winkelgassen versteckt sind? Freilich die Ausdünstungen der Lagunen und die meist sonnenlosen Wohnungen sind der Frische des Teints und der gesunden Lebensfülle feindlich — jene Frauengestalten der venetianischen Maler werden immer nur nach seltenen Modellen gemalt worden und Ausnahmen von der Regel gewesen sein.

Vom täglichen Lebensverkehr in Venedig macht man sich gewöhnlich ein gänzlich falsches Bild. Man glaubt, daß die hunderttausend Einwohner geborene Wasserratten sind, welche nur in den Kanälen hausen; daß die Kinder mit ihren Mappen und Tornistern in

die Schule, die Frauen zu ihren Einkäufen, die Handwerker zu ihrer Arbeit, die österreichischen Soldaten zu ihren Exercitien auf Gondeln und Barken fahren, daß Niemand den Fuß aus dem Hause setzen kann, ohne in einen Nachen zu springen. Und doch giebt es viele tausend Bewohner Venedig's, welche eine Gondelfahrt zu den seltensten Festtagsvergnügungen rechnen. Neben dem Labyrinth der Kanäle giebt es in Venedig ein Labyrinth von Straßen, Gassen und Gäßchen, welche zum Theil auf große und freie Plätze ausmünden und durch welche sich zu allen Tageszeiten ein zahlreicher Menschenstrom hin und her bewegt. Es ist ausnehmend schwierig, sich in diesem Labyrinth zu orientiren; denn in keiner Stadt der Welt sind die Gäßchen so eng und verschlungen, so hin- und herkreuzend oder im Kreis sich drehend, so schwer von einander zu unterscheiden, weil man, zwischen den hohen Wänden der Häuser hindurchwandernd, keinen Standpunkt findet, um die architektonische Verschiedenheit derselben in's Auge zu fassen. Wer sich in Venedig niemals verläuft, — an dessen Schädel müßte ein Gall das Organ des „Ortssinnes" im höchsten Grade ausgebildet finden. Hauptstraßen, wie die Merceria, bewegen sich in einer Zickzacklinie, und das „sempre diritto," die Lieblingsantwort auf die Fragen des Fremden nach dem einzuschlagenden Wege, klingt hier wie die bitterste Ironie, da es in Venedig kaum eine einzige gerade

Straße giebt. Man verbindet daher auch mit diesem Ausdrucke hier nicht den Begriff einer mathematischen Linie, sondern will nur den durch den Hauptstrom der Menschenmenge kenntlichen Zug der größeren Verkehrsadern damit bezeichnen. Ein zielloser Spaziergang durch das Straßenlabyrinth gewährt indeß einen seltenen Genuß, selbst wenn man von einem neckischen Irrgeiste im Kreise herumgeführt wird — er ist eine Entdeckungsreise eigenthümlicher Art. Die Verbautheit Venedig's grenzt an das Burleske. Diese Winkel, Durchgänge, Sackgassen erschweren nicht nur den Fremden die Wanderung durch die Stadt — sie bewirken, daß auch oft der einheimische Hausbesitzer über die Grenzen seines Eigenthums im Unklaren ist. So kommt es in Venedig häufig vor, daß ein einziges Haus mehrere Eigenthümer hat, daß nicht nur die Stockwerke, sondern auch die einzelnen Zimmer sich ihres besonderen Besitzers erfreuen. Der Wirth eines neuen Hotels erzählte uns, welche unglaubliche Mühe es ihm gekostet, die Zimmer und Stockwerke, die er nöthig hatte, zusammenzukaufen — und wie trotz dessen immer noch ein fremder Besitz, eine ihm nicht gehörige Enklave innerhalb seines Eigenthums den täglichen Geschäftsverkehr störe. Ja, der eine Haupteingang zu seinem Hotel war ihm durch einen fremden Eigenthümer geradezu versperrt! Welche seltsamen privatrechtlichen Verwickelungen sich aus diesem Durcheinander

der Eigenthumsrechte ergeben, läßt sich denken. Die Eigenthümer unter einem Dache sind selten unter einen Hut zu bringen — und aus diesem vielköpfigen Besitz erwächst die vielköpfige Hydra der Prozesse.

Auf einer Wanderung durch diese Gäßchen und Durchgänge, über die Brücken und Brückchen der Kanäle wird man oft durch überraschende Architektur- und Genrebilder erbaut. Hier hat sich ein Gärtchen, sorgsam gepflanzt, mit prächtigen Gewächsen, seinen Platz unter den düstern Häusern erobert und blickt eitel aus der zierlichen Umgitterung heraus auf die Straße; dort erstrecken sich, entlang dem todten Kanal, die finsteren Seitenfronten eines großen palazzo. Alles schweigend, geheimnißvoll — kein Ruderschlag des Gondoliers unterbricht die klösterliche Stille — — aber auf dem Balkon des palazzo duftet ein prangender Blumenflor, und hinter demselben wird ein liebliches Köpfchen sichtbar. Eine Signora des „goldenen Buches" erfreut sich an dieser Einsamkeit in der Lagunenstadt. Hier ist noch das alte Venedig; hier kann man noch glauben, daß die Dogen und Rathsherren drüben im Dogenpalast die scala d'oro hinaufsteigen! Doch dort zeigt sich eine österreichische Uniform auf dem Kanalbrückchen; die altvenetianische Idylle ist unterbrochen, und aus ihren Träumereien aufgestört, zerpflückt die Schöne des Balkons ungeduldig eine Kamelie, an

deren voller Blüthenpracht sie vorher sich erfreute. Am angenehmsten wird der Wanderer überrascht, wenn er, aus den engsten Gassen heraustretend, plötzlich einen freien Platz mit einer glänzenden Kirchen-Façade vor sich sieht oder wenn er, häufig dasselbe Drei- oder Viereck von Gäßchen umschreitend, plötzlich einmal die Diagonale wählt und entdeckt, daß ein architektonisch schöner Platz sich hinter diesem Häuser-Labyrinth versteckt. So erging es mir lange Zeit mit dem Platz, auf welchem das einzig schöne Theater Venedigs, das Teatro La Fenice, seine Säulen-Façade zur Schau stellt. Wer mit einem Lohnbedienten pflichtgemäß das Programm der venetianischen Herrlichkeiten durchmustert, dem entgehen die Freuden dieses Versteckspieles, das die Lagunenstadt meisterhaft versteht. Wer eine Stadt wahrhaft kennen lernen will, der muß sie führerlos durchwandern; denn die fashionabeln Stadttheile geben nur ein täuschendes Bild ihrer Eigenthümlichkeit. Auch mit den Bau- und Kunstwerken muß man es machen, wie der Schüler der Botanik, der zuerst die Blumen pflückt und ihre charakteristischen Eigenheiten studirt und dann erst aus dem Handbuch ihren Namen erlernt. In den unscheinbarsten Winkeln befinden sich oft interessante Bauwerke — Kirchen mit prachtvollen, wenn auch überladenen Façaden, wie San Mose oder andere, die von Venedigs profanem Sinn Zeugniß ablegen, indem ihre Façaden mit Schlachtreliefs und

Feldherrnbildern ausgeschmückt sind, welche die Familie der Stifter verherrlichen. So im Versteck liegt Maria San Formosa mit Palmavecchio's reizender Barbara, einem Prachtbild der venetianischen Schule — und San Salvatore mit dem schönsten Christuskopf Italiens. Andere Kirchen, wie die an geschichtlichen Denkwürdigkeiten überreiche San Giovanni e Paolo präsentiren sich mit imposanten Fronten. Auf dem Platze vor der letzteren Kirche erhebt sich das Denkbild des Reiterfeldherrn Bartolomeo Colleoni da Bergamo, eines Condottiere im Style des durch Manzoni's Tragödie bekannten Grafen von Carmagnola. Kunstschätze überall, wohin sich in diesem Labyrinth von Straßen der Fuß verirrt!

Ueber den großen, schlangenförmig gewundenen Kanal, welcher Venedig in zwei Hälften theilt, führen nur zwei Brücken, die berühmte Rialto- und die Kettenbrücke in der Nähe der academia delle belle arti. Viele kleinere Straßen, die von beiden Seiten auf ihn ausmünden, stehen nur durch Gondeln in Verbindung, welche an diesen Stellen die regelmäßige Ueberfahrt vermitteln. Ebenso läßt sich die durch ihre Kirchen und Fabriken wichtige Giudecca, eine durch einen breiten Kanal von der übrigen Stadt getrennte Inselkette, nur auf dem Wasserwege erreichen. Sonst kann man an jeden Punkt in Venedig zu Fuß gelangen — die Gondel ersetzt nur die Equipage.

Wie der Markusplatz der Mittelpunkt des eleganten Fremdenverkehrs, so ist die Rialtobrücke mit den auf beiden Seiten angrenzenden Plätzen der Mittelpunkt des geschäftlichen Treibens. Der von Antonio da Ponte kühngeschwungene Brückenbogen mit seinen Buden und Straßen unterbricht die vornehme Stille des großen Kanals mit einem lärmenden Marktleben. Freilich waren die benachbarten Gebäude am Kanal selbst schon früher commerciellen Zwecken gewidmet, wie das alte Kaufhaus der Deutschen, die jetzige Mauth. Die Rialtoinsel, der älteste Theil Venedigs, ist das größte der Laguneneilande, auf denen die Stadt gegründet worden, und zeigt noch heute einen ansehnlichen Komplex von Häusern und von Straßen, welche durch keine Kanäle durchschnitten werden. Die Kaufhallen auf der linken Seite des Rialto sind die Bühne, auf welcher die Scenen zwischen Shylock und dem Kaufmann von Venedig spielten. Hier versammelt auch der Fischmarkt die Venetianischen „Weiber der Halle" und das kauflustige Publikum.

Die Fremden beachten den großen Stadttheil Venedigs, welcher am linken Ufer des „Canalazzo" liegt, in der Regel sehr wenig und besuchen dort nur die Akademie und eine oder die andere Kirche. Und doch hat dieser Stadttheil eine ganz verschiedene Physiognomie. Wohl giebt es auch hier düstere Kanäle und palazzi und namentlich auf der Rialto=

insel enge und verbaute Winkel. Dennoch ist er im Ganzen lichter, komfortabler, idyllischer und macht einen mehr provinzialstädtischen Eindruck. Dies gilt namentlich von der piazza San Margherita und den umliegenden Regionen. Hier holt Venedig freier Athem — man sieht, daß hier nicht jedes Fleckchen Erde mit Gold aufgewogen wird. Die Häuser sind oft von kleinen Gärten umgeben; hier und da zieht sich eine Hofmauer neben den Straßen her, welche, breiter und bequemer, oft neben den Kanälen hinführen — eine Raumverschwendung, ein Luxus, den die andere Stadtseite nicht kennt. Die Häuser sind niedriger und freundlicher. Die großartige weltgeschichtliche Elegie der verfallenen Paläste wird man freilich hier vergebens suchen. Hier sieht Venedig mehr wie eine pensionirte Weltstadt aus, die ihre Pension mit Ruhe und Behagen verzehrt. Einzelne denkwürdige Kirchen und Gebäude fehlen auch in diesen Stadtvierteln nicht: San Maria gloriosa al Frari, eine an Kunstschätzen sehr reiche Kirche mit den Grabmälern Canova's und Tizian's, die prachtvolle und großartige scuola di San Rocco mit ihren Tintoretto's, San Sebastiano mit dem Grabmale und den Werken Paolo Veronese's — doch diese zerstreuten architektonischen Merkwürdigkeiten können dem Stadtviertel selbst keine großartige Physiognomie geben. Mit Ausnahme des Rialto sind hier die Straßen und Plätze wenig belebt — und nur die

Trommel der Oesterreicher, welche nach ihrem Campo di Marte hindurchmarschiren, unterbricht die hier herrschende Stille.

Auch auf der andern Seite des canal grande, nach den Lagunen von Murano hin, giebt es einzelne industrielle Bezirke, in denen die Schnürbrust Venedigs etwas gelockert ist. Hier sieht man neben den Kanälen hin und wieder nicht mit Häusern bedeckte Grundstücke, auf denen gefärbte Zeuge aufgehängt sind, oder man tritt in Glasperlen-Fabriken, in denen die in Murano fabricirten Glasstangen geschnitten, gerundet, in Perlenform gebracht und gefärbt werden — die einzige Industrie Venedigs, die gegenwärtig noch einen Weltmarkt hat. Nicht weit von diesen Gegenden befindet sich auch der venetianische Ghetto, zu dem man aus dem großen Kanal bei der Marmorprachtkirche degli Scalzi einbiegt. Einige thurmhohe Häuser halten vor den engen Gassen des Ghetto Wacht — sonst ist die Physiognomie desselben wenig hervorstechend. Die markirten Gesichter und verworrenen Frisuren sind in Venedig keine Seltenheit, wenn auch die orientalische Eigenthümlichkeit des Gesichtsschnittes sich von der venetianischen unterscheidet. Die kleinen Kramwaarenläden und die Tische, auf denen die Ueberreste und Brocken vom großen Tischchendeckdich der Kultur ausgestellt sind, diese Lumpen und Fetzen und Kleinigkeiten und Nichtsse, denen hier noch ein Werthzeichen auf-

geprägt wird, sind gleichmäßig für alle Ghetto's der Erde characteristisch — denn der ärmere Theil des Volkes Israel hält, gleich der Heldin des Buches Ruth, die Nachlese auf allen abgeernteten Feldern der Industrie.

Ein eigenthümliches Stadtviertel Venedigs ist auch das Hafenviertel, die Gegend des Castello. Wenn man die breite riva degli Schiavoni, den stattlichen Quai Venedigs, zu Ende wandelt, so sieht man bereits die Matrosenschänken, welche sich durch die ganze Hauptstraße des Castello hinziehen. Diese Straße war früher ein Kanal, der von Napoleon ausgeschüttet worden ist. Die Herbergen zu den beiden Seiten derselben sind echte „Fallstaffkneipen," in denen es an „Dorchen Lackenreißer" nicht fehlt. Matrosen, Gondoliere, österreichische Soldaten und Unteroffiziere bilden das tanzlustige Publikum, das allabendlich diese Tanzsäle, oder vielmehr Tanzstuben füllt. Zu unserem Bedauern müssen wir konstatiren, daß die weiblichen, meist kernhaften Schönheiten in diesen Räumen fast alle germanischen Geblütes sind. Die deutsche Gemüthlichkeit giebt sich am bereitwilligsten zu diesen Vergnügungen her. Wir haben hier die unsagbarsten Krinolinen gesehen, Karikaturen des modernen Reifrockes der Tuilerien, der, eine neue geharnischte Pallas, aus dem Haupte der Kaiserin Eugenie entsprungen. Diese Krinolinen hatten ihre ursprüngliche Rundung längst

verloren. Sie bildeten einen langen, nach hinten hinausstehenden Schweif, welcher den stolzen Besitzerinnen das Ansehen von „Seejungfern“ mit einem stattlichen Fischschwanze gab. Hier im Castello spielen die nationalen Gegensätze keine große Rolle. Die Matrosen sind von Natur Kosmopoliten, ebenso die Gondoliere, ein harmloses gutmüthiges Völkchen, welches natürlich jeden Fremden zu prellen versucht, im Uebrigen aber keine rebellischen Gesinnungen gegen die Fremdherrschaft hegt. Einzelne dieser Gondoliere sehen mit ihren feingeschnittenen Gesichtern wie echte Nobili aus — und sie rudern ihre Gondel mit ebenso vieler Würde und Grazie, wie ein Patrizier das Staatsschiff. Andere sind wieder Humoristen von Fach, welche einen Sprühregen von Witzen und glücklichen Einfällen über ihre Passagiere ausschütten und als lachende Charons ihr schwarzes Todtenschiff durch die trüben Fluthen der Lagunen lenken. Noch andere sind patriotische Cicerone's, welche die Herrlichkeit ihrer Vaterstadt auswendig wissen, oder stimmbegabte Sänger, welche Tasso's Stanzen in die Mondnacht hinaufsingen. Sie hegen Alle keinen politischen Groll und verkehren gemüthlich mit den Deutschen, Ungarn, Böhmen, Slavonen, Kroaten, Polen, welche durch die weiße Uniform in österreichische Soldaten verwandelt werden. Das „Castello“ ist daher neutraler Boden, wo der deutsche Walzer vorherrscht. Im Ganzen ist dies Castello,

welches zwischen den Ringmauern des Arsenals und den giardini publici liegt und durch eine Brücke mit der kleineren Insel der Kirche Pietro di castello zusammenhängt, ein ärmlicher Häuserhaufen, aus dem nur einzelne größere, durch zahlreiche Schornsteine kenntliche Proletarierkasernen hervorragen. Freudlos sind die Häuserfronten, welche auf den todten Kanal von Murano und die kleine Inselstadt hinaussehen — es ist dies die Kehrseite Venedigs, auf welche auch nicht der leiseste Reflex von dem glänzenden Leben des Markusplatzes fällt.

Außer diesen wüsten Vergnügungen des Castello hat das Volk von Venedig keine eigenthümlichen Lustbarkeiten. Die Marionettentheater versammeln nur ein spärliches Publikum. Leider ist der Pulcinello am Draht ein höchst langweiliger Geselle, und die Stücke, in denen er mitspielt, sind moralische Conversationsstücke mehr im Goldoni'schen als im Gozzi'schen Styl. Alle burlesken Sprünge des Humors sind der italienischen Volksbühne, bis auf die weltbedeutenden Bretter, welche von Drahtpuppen belebt werden, abhanden gekommen. Auch das größere Teatro Malibrani, das sich in den Winkelgassen in der Nähe des ponte Rialto verbirgt, bringt nur große Räuberschauspiele zur Aufführung oder phantastische Tragödien, welche die Firma Victor Hugo's tragen, aber nicht den Stempel seines Genius. Karl VII. und seine Vasallen oder

„Berengaria und der Ungläubige" heißt das eine dieser Trauerspiele, welches von der Monti'schen Truppe hier zur Aufführung gebracht wurde, und in welchem namentlich Fräulein Cerini als Berengaria durch die Macht ihres dämonischen Pathos glänzende Wirkungen erzielte. Der Mohr in diesem Stücke erinnert weder an Othello, noch an den Mohren in der Verschwörung des Fiesko. Er ist eine sentimentale Figur — nicht ohne einen Anflug Freiligrath'scher Wüstenpoesie. Die Liebe zur Berengaria drückt ihm nach langem Sträuben den Dolch in die Hand — — doch nach vollbrachter That verhöhnt die Treulose den Mörder.

Die Hauptfeste der Venetianer werden durch Gondelfahrten gefeiert. Die Gondel ist nicht die Trägerin des alltäglichen Verkehrs, sondern der festlichen Lustbarkeit. Einer Regatta, einem Wettkampf der Gondeln, die von den giardini publici durch den großen Kanal nach ihrem Ziele hinrudern, wohnte ich nicht bei — wohl aber einem Fresco, einer Abendspazierfahrt mit Musik, Fackeln und bunten Laternen. Gesang belebt den todten Canalazzo — hell scheint der Mond über die glänzende Kuppel von Maria della Salute herüber — und der Reflex der Fackellichter erhellt die verfallenen palazzi mit gespenstigem Licht! Eine Traumfahrt, von den Schatten versunkener Jahrhunderte begleitet! Doch wenn Auge und Ohr die Phantasie mit Bildern der Vergangenheit nähren, so

giebt es einen minder entzückten Sinn, durch welchen auch die Prosa der Gegenwart zu ihrem Rechte kommt. Der Anwalt dieser Prosa ist die Nase — denn die Lagunen athmen in der Nacht einen Modergeruch aus; sie haben die Eigenthümlichkeit, welche Heine im Romanzero seinem Mönch und seinem Rabbi gleichmäßig vindicirt. Der feinspürige, skeptische Geruchssinn ist allen Illusionen feindlich! Als noch alle Balkons am Kanal von Guitarrenklang und Liebesgeflüster wiedertönten, als die Hallen ringsum im Glanze festlicher Lichter schwammen — — auch schon damals drang aus dem Kanal wie mit prophetischem Instinkt der Odem der Verwesung hervor, der jetzt über der ganzen Stadt unheimlich und hoffnungslos brütet.

Auf dem Campanile von Venedig.

Auf dem Markusplatze blickt das alte Venedig mit seinen Prachtbauten hinein in das fashionable Treiben der Neuzeit; der große Fremden-Corso Europa's wogt hier auf und nieder: Loretten, Abenteurer, fahrende Künstler und Spekulanten, Reisende aller Nationen mitten unter österreichischen Uniformen und den bettelnden Kindern des alten Herrschervolkes! Der Markusplatz ist die Bühne des modernen Venedig, und der alte Bau des Uhrthurmes, wie die Rosse des Markus-Portals mögen oft verwundert auf dieses bunte Treiben

zu ihren Füßen herabsehen; denn sie waren hier an große und ernste Schauspiele gewöhnt, und das Satyrspiel, das die europäische Gesellschaft aufführt, will ihnen nicht passen zu den ernsten Tragödien, denen es hier auf derselben Bühne folgt.

Wie der Markusplatz der glänzende Salon des modernen Venedig oder vielmehr der europäischen beau monde, die sich hier ein Rendezvous giebt — so ist der große Kanal die melancholische Elegie des alten Venedig, seiner trauernden Größe, seiner zerfallenen Pracht!

Doch das ganze Venedig, die sich im Lagunenteich wiegende Seerose, die aus den Fluthen heraus improvisirte Marmorstadt in ihrer vollen Eigenthümlichkeit wird uns nur lebendig, wenn wir vom Campanile herab dieses rings von der Woge umfangene Häusermeer mit der Pracht seiner Kirchen und Paläste zu unseren Füßen ausgebreitet sehen — ein Anblick, der in allen Erdtheilen nicht seines Gleichen hat!

Der Aufgang zur Höhe des Thurmes ist so bequem, daß einst König Heinrich III. zu Pferde hinaufgeritten sein soll! Ein sich um die vier Seiten des Campanile aufwärts windender Weg führt bis zu der offenen Glockenstube, von wo man auf einer eisernen Treppe die Gallerie erreicht, welche den höchsten Aussichtspunkt bildet.

Eine düstere, stimmungsvolle Beleuchtung war über

das große Gemälde ausgebreitet. Im Südwesten zog ein Gewitter auf — Blitze zuckten über die Lagunen von Chioggia, dem Marathon und Salamis Venedigs, wo es über den Todfeind den befreienden Sieg erfochten — Blitze erhellten das Fort Malghera jenseit der Riesenbrücke, deren Pfeiler die Inselstadt mit dem Festlande verbinden — aus dem dichten Gewölk blickte die Sonne nur wie ein Komet mit einem Feuerschweif!

Dicht unter uns liegt die Herrlichkeit der alten Staatsmacht in ihren imposanten Bauten ausgeprägt — freilich aus der Vogelperspektive zusammenschrumpfend fast zur Bedeutungslosigkeit. Das Dach und die fünf Kuppeln der Markuskirche, die Arkaden des Dogenpalastes und die Procurazien — das scheint alles recht niedliches Schnitzwerk zu sein, während der Markusplatz selbst wie ein Schachbrett ausgebreitet daliegt! Bedarf es nur der Höhe eines Thurmes, um die Pracht und Größe der Erde so verschwinden zu sehen? An die großen Staatsbauten schließt sich das Häuser-Labyrinth der Meerstadt, undurchdringlich, unentwirrbar, die schmalen Durchgänge, Gassen und Kanäle, ja, selbst die offenen Plätze und den großen Kanal verdeckend, ein seltsames Durcheinander von hohen Stockwerken, Giebeln, Dächern, über welche nur die Spitzen der Kirchen-Façaden und die Thürme hervorragen. Nur die Wasserstraße des Kanals della Giudecca wird von San Giorgio aus in ganzer

Ausdehnung sichtbar, während man an dem bald verschwindenden großen Kanal nur die prächtige Marmorkirche Maria della Salute mit ihren stolzen Kuppeln Wache halten sieht. Auf der entgegengesetzten Seite zeigen Werfte und Arsenal ihre gewaltigen Bauten und Räume, während die Riva degli Schiavoni entlang bis zu den öffentlichen Gärten ein Wald von Masten die Stadt umrahmt.

Ringsum aber dehnen sich die Lagunen weithin aus, hier nach dem Festlande, dort nach dem Lido und adriatischen Meere zu, dessen klare Fluth gegen das trübere Wasser der Lagunen auffallend absticht. Von hier oben sieht man dem Meersumpf, aus dem die Blume Venetia herausgewachsen, bis in das Herz; man unterscheidet deutlich die Kanäle von den seichteren Wassern, durch welche sie sich hinziehen. Da schwimmen die kleinen Inseln wie losgerissene Blätter der Blume neben ihrem vollerschlossenen Hauptkelche: San Servolo mit seinem Irrenhause, San Lazzaro mit seinem idyllischen und gelehrten Armenierkloster; auf der anderen Seite Murano mit seinen Spiegel- und Glasperlen-Fabriken. Weiterhin umfaßt der schützende Arm des Lido die Lagunen bis in die dämmernde Ferne hin, in welcher man Chioggia's Thürme aufblitzen sieht. Hier, vom Fort Sanct Niccolo, welches den Hafeneingang bestreicht, bis nach Malamocco und Palestrina erheben sich die Forts der Oesterreicher,

welche in neuester Zeit nach allen Regeln der Befestigungskunst ausgebaut worden sind. Von hier aus wurde die Lagunenstadt blockirt, als sie die italienische Fahne aufgesteckt, als sie ihre Freiheit von dem Neffen des ersten Napoleon erwartete, von dem Neffen des Imperators, der dieselbe einst in den Staub getreten.

Immer näher rückte das dichte Gewölk, nur schwach zeichneten sich noch die Umrisse der deutschen Grenzalpen in seinem Schatten. Immer unheimlicher wurde die Beleuchtung, und im fahlen Scheine dieser Blitze erschien Venedig plötzlich wie die Stadt der im Dunkeln schleichenden Staatskunst und ihrer entsetzlichen Geheimnisse. Da öffnen sich die Löwenrachen des Dogenpalastes und speien ihre Denunciationen aus; da folgen die vermummten Spione der Gewalt durch die Gassen ihren Opfern nach; da jammern die Gefangenen in den Bleidächern, in den feuchten Fondi der Tiefe, wo im engen Gange die Garotte ihr schreckliches Werk vollbringt; da legen die geheimnißvollen Gondeln an den feuchten Grundmauern des Palastes an, in dem Schatten, welchen die Seufzerbrücke im Mondenscheine wirft, um die Leichen der Gerichteten in ihren schwarzen Sarg aufzunehmen; da erscheint dieses düstere Häuser-Labyrinth als ein großer Fuchsbau der Staatskunst, durch dessen Gänge nur der Verrath und die Intrigue schleichen.

Doch sieh, da fällt noch ein letzter Sonnenblick auf

die Säulen der Piazzetta, blitzt über die Lagune hinüber nach San Giorgio, der geistvollen Schlußdekoration der Piazzetta, wie sie aus Palladio's Kopf entsprungen, springt weiter bis zum Lido und erhellt die Adria; ist es ein Glanzblick aus Venedigs Vergangenheit? Da segeln die Flotten der Dandolo's und Carlo Zeno's, der Seehelden der Republik, durch die Ausfahrten des Littorale in die See hinaus; da drängt sich unter den Säulen der Piazzetta eine jubelnde Volksmenge, um den Bucentaurus, das Goldschiff des Dogen, zu begrüßen, das seine Hochzeitsreise zur Adria antritt; da schwellt ein günstiger Fahrwind die Segel der Flotten, und lustig flattern die Flaggen der beherrschten Reiche auf den Cedermasten des Markusplatzes. Golden funkelt all' die Pracht der Paläste, Kuppeln und Kirchenfaçaden; Alles ist Glanz, Macht, Herrschaft. Es ist das Volk, das auf dem unsicheren Boden, den es den Lagunen abgetrotzt, eine Stadt von Königen, eine mit Königskronen spielende Republik begründet.

Doch es war nur ein Sonnenblick, wie alle geschichtliche Größe! Die Nacht des Gewitters umfing bald den ganzen Horizont! Schwere Zeiten der Drangsal und Noth, der Angst und Verzweiflung brechen über die Meereskönigin herein — — es sind die Zeiten der Manins, die Zeiten des Unterganges! Mit Thränen steigt der letzte Doge vom Throne, um dem

siegreichen Feldherrn einer nicht minder blutigen Republik die Schlüssel der Dogenstadt zu überreichen — mit dem Heroismus Carthago's und Sagunts kämpft unter einem anderen Manin die Lagunenstadt mit Hunger und Noth und den Kugeln der Oesterreicher! Doch nicht, wie unter Zeno und Pisani die Genuesen, gelingt es den mächtigen Feind zurückzuschlagen — bald macht der Doppeladler die Stadt des geflügelten Markuslöwen zu seinem Horste.

So ging unter der wechselnden Beleuchtung und den Wetterschlägen des Himmels die Geschichte dieser zu unseren Füßen liegenden Weltstadt vor unseren Blicken vorüber! Bald aber erhob sich ein wilder Sturm, Blitz und Donner folgten sich rasch, die Regenfluthen schienen den Markusplatz in eine Lagune zu verwandeln; es wurde unheimlich auf der Gallerie des Campanile. Wäre es nicht schöner für Venedig, statt langsam dahin zu welken, durch ein großes Ereigniß der Natur unterzugehen? Wie, wenn das Meer einmal über den Lido in die Lagunen bräche? Doch die gewaltigen Murazzi von Malamocco machen diesen Durchbruch unmöglich! Wie, wenn der Boden sich einmal senkte und die Lagune, diese traumhafte Schöpfung des Menschengeistes, in die Tiefe schlänge? Doch wer im Arsenal das Modell der venetianischen Häuserbauten, ihrer Roste und Pfähle gesehen, wird an diese Möglichkeit nicht denken. Dennoch — wie hat sich

der schöne Mosaik-Fußboden der Markuskirche gesenkt! Wie erinnert dieser Campanile selbst an den schwankenden Boden, auf dem er steht! Denn die prachtliebenden Baumeister Venedigs haben diese Thürme mit den dicken, nicht durchbrochenen Mauern nur deshalb im Kontraste mit ihren überall beliebten durchsichtigen Pfeilerstellungen aufgeführt, weil sie der Erde unter ihren Füßen nicht trauen konnten. Alle diese starren, schweren Glockenthürme neben den heiteren, prunkenden Kirchen-Façaden — — es sind die Ausrufungs- und Fragezeichen einer skeptischen Baukunst, welche dem eigenen Fundamente ein Mißtrauens-Votum ausstellt. Dennoch — die Paläste werden zerbröckeln und in die Lagune langsam versinken, aber Venedig wird kein gewaltsames Ende finden!

Als wir im heftigsten Unwetter die Gallerie des Campanile verließen, kamen eben ein Engländer und eine Engländerin an und richteten sich dort oben behaglich ein, um die abenteuerliche Rundschau mit Muße zu genießen. Wie auf einem Mastkorbe im Sturme, weit comfortabler, denn der Campanile schwankte nicht!

Das ist die neue meerbeherrschende Nation — Venedig nur eine Curiosität für ihr photographisches Album!

Das Littorale von Venedig.

Zehn Uhr erklang es von den Glockenthürmen Venetia's, auch die beiden Mohren des Uhrthurmes hatten ihre Schuldigkeit gethan. Wir gingen unruhig auf dem Markusplatze hin und her — schon das dritte in Seide rauschende Blumenmädchen hatte uns die Gaben Flora's mit jener annuthigen Liberalität in's Knopfloch gesteckt, welche keinen klingenden Dank dafür verlangt, sondern nur annimmt. Der österreichische Pionnieroffizier, der mit uns in die Forts des Littorale hinausfahren wollte, kam nicht — und das Passagierschiff nach Malamocco war bereits abgegangen. Endlich erschien unser Begleiter, er kam weit herüber vom Campo di Marte, wo die Oesterreicher ihre militärischen Uebungen ausführen. „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" war heute vom gewohnten Gang abgewichen, der Dienst hatte längere Zeit in Anspruch genommen! Rasch über die Piazzetta, ohne der arkadenreichen Façade des Dogenpalais, den beiden Granitsäulen mit Venedigs geflügeltem Löwen und dem früheren, längst pensionirten Schutzpatron Venedigs, San Theodoro, einen Blick zu schenken — an den Ponte della paglia, über den zu aller Zeit der Hauptverkehr nach der Riva degli Schiavoni ging. Weiterhin schwingt sich über denselben Kanal die Seufzerbrücke, auf welcher die Opfer der Staatstribunale in

die hohen Bleikammern geführt wurden. Doch der Sonnenschein, der heute auf den Lagunen brütet, läßt diese düsteren Bilder nicht aufkommen! Da kreuzt noch das Marktschiff von Chioggia — ein Wink, und wir besteigen den Wasseromnibus! Ländliche und kleinbürgerliche Passagiere mit Marktkörben, Köpfe, die Paolo Veronese vielleicht hätte brauchen können, wenn er sie vorher in seinem Atelier gekämmt und gewaschen, ein fast deutschgemüthlicher Tabaksdampf, aber eine italienisch-lebendige Unterhaltung!

Von hier aus erscheint Venedig in ganzer Pracht. Die Piazzetta, die Vorhalle des großen Markussalons, das Dogenpalais, die glänzende Wasserfaçade des Palazzo reale, des jetzigen kaiserlichen Palastes, die weite Riva mit ihren Schiffen, der große Kanal mit der stolzen Kuppel der Maria della salute und der Einfassung seiner Paläste mit ihrem meistens verblichenen Glanze — es ist ein städtisches Bild von so eigenthümlicher Schönheit, daß keine zweite Stadt Europa's ihm ein ähnliches an die Seite zu stellen hat! Wir biegen in den großen Kanal della Giudecca ein. Hier verschwindet Venedigs Glanz mehr in der Ferne, Alles wird kleiner, bürgerlicher, bescheidener! Wohl zeigt noch Palladio's Prachtkirche San Redentore ihre geschmackvollen Formen; wohl hält am Eingange des Kanals San Giorgio Maggiore mit seinem Kloster Wacht — doch wir sehen kleinere Häuser am Ufer,

Fabrikschornsteine, das Zuchthaus — und San Giorgio selbst ist eine chiesa abandonnata; die Kanonen der Oesterreicher sind vor dem Kloster aufgepflanzt, um von hier aus in Venedigs stolzeste Pracht eine Bresche zu schießen, wenn die Losung: „Bis zur Adria" wieder Tagesordnung wird. Und im Kerker von San Giorgio sitzen die Staatsgefangenen, zum Theil aus Venedigs ersten Familien, die sich vor Monaten auf dem Littorale gegen die österreichische Herrschaft verschworen. Vorbei! Hinaus in die weite Fläche der Lagunen, aus welcher nur kleine vereinzelte Inseln emportauchen: La Grazia und San Spirito mit österreichischen Artillerielaboratorien und Pulvermagazinen, San Clemente, wo ein Irrenhaus für Frauen gebaut wird. Nach links zeigt sich weiter entfernt San Lazzaro mit seinem armenischen Kloster und erinnert uns an die reichen Literaturschätze, an die prächtigen Mönchsköpfe, an die liebliche Gartenidylle, deren wir uns dort erfreuten, während sich nach rechts die Wasserfläche unabsehbar bis nach dem meilenweit entfernten Chioggia erstreckt. Da tritt im Inneren des Marktschiffes plötzlich eine feierliche Stille ein — einer der gesprächigsten Geschichtenerzähler nimmt die Pfeife aus dem Munde und zieht eine klappernde Blechbüchse hervor, welche alsbald mit Andacht von den Schönheiten Chioggia's geküßt wird. Selbst eine blasse Schläferin, um deren nicht ungraziöses Gesicht die zerzausten Flechten hingen,

und deren Kopf beständig von der Schulter der einen Nachbarin auf die der anderen ricochetirte, ermunterte sich so weit, um der Blechbüchse ihre Verehrung erweisen zu können. Auch die Geldbeutel, die der Jahrmarkt gefüllt, wurden aus den Taschen herausgezogen, und von frommem Wunsch begleitet, wanderten die Soldi in die Büchse. Die Lösung dieses Räthsels stand, in Gestalt eines Madonnenbildes, dicht an unserem Wasserwege, es war die „Madonna der Wasserscheide," der diese Spenden galten. Ihr Bild, Abends von Kerzen erhellt, erhebt sich hier mitten aus der seichten Fluth, und zwar an der Stelle, wo aus den beiden Lagunenmündungen, der Bocca des Lido und der Bocca von Malamocco, die Fluth sich kreuzt. Es ist vielleicht die einzige Madonna der Welt, deren Stätte nicht durch die Inspiration der Andacht, sondern durch die genaueste physikalische Berechnung bestimmt ist. Jetzt nähern wir uns dem Litorale — der Thurm von Malamocco begrüßt uns. Einst war der Sitz von Venedigs Regierung an dieser Stätte — doch der jetzige Marktflecken ist spärlich mit Gärtnern und Fischern bevölkert und trägt keine Merkzeichen seiner früheren Größe mehr. Wir fahren das einförmige Ufer der Lagunen entlang, bis das Marktschiff an einer Brücke anlegt! Ringsum ein lebendiger Verkehr von Schiffen und Kähnen — selbst ein Kriegsschiff liegt nicht weit davon vor Anker. Wir steigen bei Fort Alberoni an's Land!

Hier bivouakiren Soldaten in improvisirten Hütten — Schildwachen stehen überall vor Magazinen! Im Graben des Forts sieht man Boote mit riesigen Tonnen, in denen das Trinkwasser von den Mündungen der Brenta herübergeführt wird. Wir schreiten über die Zugbrücke — auch im Innern des Forts Vorbereitungen aller Art, um das Wasser durch Filtriren brauchbar zu machen. Die Offiziere vertreiben sich die Zeit mit Kegelschieben — es herrscht ein munterer, feldmäßiger Ton! Doch wir wollen die Geheimnisse der österreichischen Fortifikationen nicht der Welt verrathen — nur das dürfen wir ausplaudern, daß gewaltige Mörser neugierig über die Wälle des Forts Alberoni herausblicken und die Bocca von Malamocco beherrschen. Die französische Kriegsflotte, welche kurz vor dem Frieden von Villafranca sich hier im adriatischen Meere zeigte und Miene machte, die Bocca zu forciren und in die Lagunen einzudringen, würde einen schweren Stand gehabt haben. Davon überzeugten wir uns bald noch mehr, als wir das Fort verlassen hatten und nach der neuen, weit in das Meer hinaus gebauten „Diga" wanderten.

Hier empfing uns ein jovialer Offizier, seinen Stock schwingend: „Sie sehen in mir den Militär- und Civilgouverneur dieses Strandes; doch Sie dürfen nicht fort, ohne mir in meiner Eremitage einen Besuch abgestattet zu haben. Hier lebe ich wie im Exil —

meine Instruction verbietet mir, auch nur einen Augenblick dieses Stückchen Erde zu verlassen. Ich kann dort höchstens auf dem Damme spazieren gehen und der Wanderung der Sardellen zusehen, welche in dichtem Schwarm um die Diga herumziehen." Wir folgten dem von den muntersten Einfällen übersprudelnden Militärgouverneur an das Thor der Hafenbatterie, das sich auf ein ungarisches Kommando öffnete. Denn es waren Ungarn, welche hier die Bocca bewachten. Die österreichischen Offiziere sprechen in der Regel zwei bis drei Sprachen — die deutsche Sprache, als die officielle Sprache des Gesammtreiches, die Sprache des Regimentes, dem sie angehören, und die Sprache des Landes, in welchem ihr Regiment steht. Auch unser freundlicher Wirth sprach Deutsch, Ungarisch und Italienisch, außerdem Böhmisch — in keiner europäischen Armee werden so viele Sprachen gesprochen, wie in der österreichischen. Die Zelle, in welcher der militärische Einsiedler wohnte, verstattete in der That kaum Platz genug, um aufrecht zu stehen — doch eine Pfeife türkischer Tabak und eine Tasse schwarzen Mokka's verbreiteten eine gemüthliche Stimmung in dem engen Raume. „Glauben Sie nicht, meine Herren," sagte der muntere Hafenkommandant, „daß wir uns hier gegen den Fortschritt der Welt absperren. Wir lesen die Zeitungen — hier die Wiener Presse, die ich freilich! immer erst

erhalte, wenn meine Kameraden in Fort Alberoni sie durchstudirt haben. So theilte mir neulich einer derselben eine wichtige politische Neuigkeit mit — auf meine Frage, woher er sie habe, entgegnete er: „Nun, aus Deiner Zeitung!“ die ich natürlich erst lange nachher zu Gesicht bekam. Schadet Nichts — wir verfolgen den Lauf der Ereignisse mit lebhaftem Interesse — auf einige Tage früher oder später kommt es in der jetzigen Zeit nicht an. Auch fehlt es uns sonst hier nicht an geistiger Nahrung! Dabei holte er einige Bände Romane aus dem Schrank — und die Photographie einer hübschen Dame, welche gleichsam das Madonnenbild der militärischen Zelle war, zeigte uns, daß der Kultus der Schönheit auch hier seine Stätte fand. Doch wir mußten uns trennen! Die Gefälligkeit des Marineoffiziers, der den hier vor Anker liegenden Ponton kommandirte, stellte uns eine kleine Barke zur Verfügung, auf welcher wir quer durch die Bocca von Malamocco hinüberfuhren. Wir sahen den neuen, mit Kanonen gespickten Damm, und den alten, welche hier die kleine Meerenge von beiden Seiten einschließen. Dem Fort Alberoni gegenüber liegt das Fort San Pietro, in dessen Nähe wir an einer von Steinen aufgeworfenen Uferbrüstung landeten. Unser Weg führte uns um die Wälle des Forts herum, an das Gestade der „weitaufrauschenden Adria,“ die sich endlos mit

weißschimmernden Segeln vor uns ausdehnte und ihre Wellen an den hier beginnenden und bis Chioggia reichenden Murazzi brach!

Es ist viel über Venedig geschrieben worden — dennoch werden nur Wenige ein vollkommen klares Bild der eigenthümlichen Lage der Stadt haben. Die Lagunen, in welche Venedig hineingebaut ist, sind ein seichtes Wasserbecken mit wenigen tieferen Kanälen, welches vom adriatischen Meere durch einige an die ostpreußischen „Nehrungen" erinnernde Streifen Landes getrennt ist. Venedig gerade gegenüber werden diese Nehrungen „Lido," weiter südwärts das „Littorale" genannt. An vier Stellen führen „Meerespässe" aus der Adria in die Lagunen, oben bei Burano der Porto di tre porti, Venedig gegenüber der Porto di Lido, durch den die Dampfschiffe von Triest einlaufen, dann der Porto di Malamocco und am südlichsten der Porto di Chioggia. Die Sicherheit der eigenthümlich gelegenen Stadt nach der Meerseite hin verlangt doppelte Schutzbauten, zunächst gegen feindliche Flotten, welche durch diese Mündungen einlaufen und Venedig zerstören könnten, dann gegen das adriatische Meer selbst, damit es nicht über das Littorale hereinbreche, die Lagunen verschlinge und die prächtige Stadt des San Marko mit fortspüle. Zum ersten Zweck sind schon von den Venetianern an den vier Mündungen Fortifikationen angelegt worden, welche von den Oesterreichern

bedeutend vermehrt und verstärkt wurden. Der ganze Strand bildet eine ununterbrochene Kette von Forts und Batterien, während auf der Landseite das nur durch regelrechte Belagerung zu erobernde Fort Malghera die Lagunenstadt ausreichend deckt. Wichtiger noch war die Deckung der Lagunen gegen die Einbrüche des Meeres! Jahrhunderte haben daran gearbeitet, diese Riesenbauten der Murazzi aufzuführen und dem Littorale gleichsam eine steinerne Rüstung anzuziehen, an welcher sich auch die am höchsten gehenden Wogen der Sturmfluth brechen.

Wir gingen dicht am Strand über die erste Terrasse der Murazzi hin, die hier in drei Terrassen aufgethürmt sich erheben. An einzelnen Stellen hatte das Meer im Zorn den Bau gelockert und die Steine durcheinander geschleudert. Man hat berechnet, daß jeder Stein, wenn er aus den istrischen Steinbrüchen hierher gelangt, bearbeitet und eingefugt ist, einen Napoleonsd'or kostet. Die Bauart der Murazzi ist nicht immer dieselbe — sie nehmen bis gegen Chioggia verschiedene Gestalten an. Der eigentliche Lido, der sich seicht in das Meer hineinstreckt, bedurfte dieser Bauten nicht. Sie beginnen erst hier am Porto di Malamocco. Hier, an diesen Riesendämmen wandelnd, lernt man erst die Existenz Venedigs in allen ihren Voraussetzungen verstehen, die Arbeit der Geschlechter, welche dazu gehörte, auf diesem Rost von Millionen Pfählen eine Stadt zu

improvisiren, durch diesen Damm von Millionen Steinen sie gegen die Angriffe des Oceans zu schützen, daß das adriatische Meer nicht, eine ungestüme Braut, den Bräutigam im Dogenpalais besuchen komme. — Doch die Zeit ist vorüber, wo der goldfunkelnde Bucentaurus den Herrn der Stadt in die Meereswogen hinausfuhr! Die Paläste verfallen, es ist still und traurig in Venedig; und in tiefes Schwarz gekleidet wandeln die Erbinnen der Geschlechter des „goldenen Buches!" Wozu die Arbeit der Jahrhunderte? fragt trauernd der Genius der Geschichte! Wird dieser Sumpf, den einst des Menschen Thätigkeit besiegt hat, doch zuletzt den Sieg davon tragen über das Werk von Menschenhand? Wird vom Zauberkelch der prächtigen Wasserrose Venedig Blatt auf Blatt in den Schlamm verwehen? Wenn der schöne Traum der Unsterblichkeit, der aus diesem marmornen Kunstalbum spricht, längst zur Lüge geworden — so werden die Murazzi von Malamocco und Palestrina, wenn sie einen todten, trümmerreichen Sumpf bewachen, noch immer vom unermüdlichen Kampfe der Menschen mit den Elementen den spätern Geschlechtern erzählen!

In solche Gedanken vertieft, folgten wir den Linien der Murazzi am Horizont und wandten den Blick rückwärts nach den fernaufdämmernden Kuppeln Venedigs! Durch die Gemüsegärten von San Pietro, die den grünen Schmuck des Littorale bilden, vorüber an

Uferbecken, in denen der „Dintenfisch,“ ein echter, aber wenig appetitlicher Sohn dieses Jahrhunderts, in seine Bestandtheile zerlegt, des beinernen Schildes beraubt und zur Versendung nach Griechenland zubereitet wird, gingen wir in die Osteria des Dorfes, wo wir uns an unverfälschtem Landwein erquickten, und nahmen dann eine kleine Segelbarke, die uns in drei Stunden zurück nach Venedig führte. Die Lagunen waren außerordentlich belebt — Barken, Viperen mit spitzem Schnabel, große Kohlenschiffe, Gondeln mit Engländern und Engländerinnen bevölkerten die Fahrstraße der weiten Wasserfläche, auf welcher die blendenden Sonnenlichter tanzten! Und herrlich im Mittagsglanze funkelte die Riva und der Markusplatz mit seinen Palästen und Säulen! Die düsteren Bilder, die unsere Phantasie beschäftigt, kamen uns selbst befremdlich vor — hier blickt ja die schöne Venetia in den von Marmor eingerahmten Prunkspiegel und tanzt mit den Freiern aus allen Nationen! Und doch — die beiden ehernen Mohren des Thurmes dell' Orologio werden einmal mit solcher Gewalt ihre Glocke anschlagen, daß sie zerspringt — dann ist die Zeit Venedigs vorüber!

Padua.

Padua ist eine gelehrte Stadt, eine Stadt der akademischen Berühmtheiten. Die düsteren Arkaden und Bogenhallen, welche sich durch die Straßen hinziehen, sind zu allen Zeiten ein Asyl der peripatetischen Weisheit gewesen. Hier konnten die Lehrer und Schüler auf und ab gehen und sich ungestört jenen wissenschaftlichen Disputationen hingeben, in denen immer so viele Gelehrsamkeit verschwendet worden, ohne daß die Welt sonderlichen Nutzen davon gehabt. Hiermit mag auch das alte Vorrecht der Paduaner Studenten in Verbindung gestanden haben, zur Abendstunde diese Arkaden ganz ausschließlich benützen zu dürfen, ein Vorrecht, das seinerzeit zu blutigen Händeln geführt hat. Die Paduaner Akademiker insultirten das männliche und weibliche „Philisterium,“ das sich in diese Räume verirrte.

Man sieht, auch in Italien fehlte es nicht an der gerühmten akademischen Freiheit! Wie es jetzt damit aussieht, wissen wir nicht. Die Herren in den Cylinderhüten und modisch zugeschnittenen Röcken, welche

sich am Portale der Universität versammeln, erinnern wenig an die deutschen Studenten der kleineren Universitätsstädte. Padua hat indeß noch ungefähr 1500 Studenten, eine immerhin beträchtliche Zahl, während es in seiner Blüthezeit 6000 zählte.

Padua ist nicht blos eine gelehrte, es ist auch eine dankbare Stadt. Es ist ein Glück, in Padua gelehrt zu sein — man kann dem Meißel des Bildhauers, oder mindestens einer auf die Unsterblichkeit berechneten Inschrift nicht entgehen. Die monumentale Dankbarkeit ist überhaupt ein schöner Zug des italienischen Volksgeistes. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß die meisten Kirchen in Italien große National-Museen sind; doch nicht nur die kuppelreiche Kirche Sant' Antonio in Padua, auch die Universität selbst und der Prato della Valle dürfen Anspruch auf diese Bezeichnung machen. Wenn man Sansovino's luftigen Säulenumgang im Hofe der Universität durchwandelt, da denkt man zunächst der großen Poeten, welche hier den ernsteren Musen gehuldigt — eines Tasso, Ariosto, Petrarca; man denkt der großen Philosophen, welche hier zuerst, vom Geiste der Alma mater genährt, die Kraft schöpften zu dem hohen Beruf, die alte Welt umzugestalten und neue Welten zu entdecken; man denkt eines Savonarola und Galilei. Dann aber steigt ein vaterländisches Bild vor der Seele auf. Hier hat auch der düstere Schwärmer studirt, der auf dem

Thurme des gewaltthätigen Ezzelin zuerst die Bekanntschaft mit seinen Sternen gemacht, die nachher so blutig über Deutschland aufgingen. Die Hallen dieser Universität wissen von Wallenstein's Jugendstreichen zu berichten.

Daneben berichten sie, freilich in augenfälliger Weise, von sehr Vielem, was der zerstreuten Nachwelt minder beachtenswerth erscheint! Die Wappen und Namen aller graduirten Herren, welche hier das Doctordiplom erworben, schmücken die inneren Wände des doppelten Säulenumgangs. Wohin das Auge fällt, es fällt auf einen gelehrten Namen! Die dii minorum gentium müssen sich mit einer kurzen Inschrift und einem kleinen Relief begnügen! Dagegen werden die hochweisen Professoren und Rektoren durch eine Büste ausgezeichnet, und es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, diese ehrwürdigen Perrücken mit ihren oft so kritischen Gesichtszügen hier zu finden in der frivolen Gesellschaft vollbusiger, allegorischer Frauenzimmer, welche sie Jahrhunderte lang anlächeln und nie müde werden, ihnen den Lorbeerkranz über die unsterblichen Häupter zu halten.

Doch Padua ist nicht blos eine gelehrte, eine dankbare, es ist auch eine galante Stadt! Es ist die einzige Stadt der Erde, welche einem Blaustrumpf ein Denkmal gesetzt -- freilich keinem ästhetischen „Blaustrumpf,“ der Erzählungen und Romane schreibt, sondern einem

grundgelehrten, der alle deutschen Professoren-Töchter beschämen kann. Hier promovirte die in allen Fächern der Wissenschaft heimische, mit Philosophie, Theologie und selbst der fünften Paduaner Fakultät, der Mathematik, vertraute Helena Lucrezia Cornaro Piscopia — und zum Lohn für ihre Gelehrsamkeit wurde sie nicht blos mit einer Namensinschrift oder einer allegorisch verzierten Büste abgefunden, sondern sie erhielt eine große Nische für sich, in welcher ihre Statue in Lebensgröße sich erhebt. Nicht genug damit — auch in Sant' Antonio befindet sich, neben verschiedenen Heiligen und Feldherren, ihre Büste, und meine Zeit erlaubte mir nicht, nachzusehen, ob unter den 74 Unsterblichen, den Dichtern, Prätoren, Rektoren, Gelehrten und Feldherrn, welche die grünen Wiesen des Prato della Valle umrahmen, ob in jener Akademie sub divo und im Grünen uns ihre Gestalt nicht zum dritten Male in monumentaler Verherrlichung entgegentrete!

Doch Lucrezia Cornaro Piscopia war nicht blos gelehrt, sie war auch schön — und wenn schon Shakespeare und Goethe darin übereinstimmen, daß Schönheit und Tugend sich selten beisammen finden, so gilt dies jedenfalls noch mehr von weiblicher Gelehrsamkeit und Schönheit! Das Wunder einer solchen Vereinigung verdient allerdings durch den Meißel des Bildhauers der Unsterblichkeit überliefert zu werden! Darum hat die gute Stadt Padua wohl daran gethan, ihren

Bürgerinnen dies Bildniß überall in den Weg zu stellen. Die schönen Frauen, die nicht gelehrt sind, erfreuen sich nur einer liebenswürdigen Sterblichkeit; die gelehrten Damen aber, die nicht schön sind — von denen schweigt die Mit- und Nachwelt! In den an die Kirche Sant' Antonio anstoßenden Kreuzgängen befindet sich auch die Büste eines berühmten Chirurgen. Auf den ersten Blick scheint die Chirurgie eine durchaus unkirchliche Wissenschaft zu sein. Indeß, wenn die berühmten Feldherren und Condottieri sich in den Schiffen der Kirche selbst ihren Platz suchen dürfen, so doch gewiß die großen Chirurgen in ihren Seitengängen. Denn das blutige Kriegshandwerk hat ein geringeres Recht auf kirchliche Anerkennung, als die Wissenschaft, welche die Wunden heilt, die der Krieg geschlagen. Gilt doch selbst die Chirurgie als ein Beruf, der dem modernen Ideal der Humanität am nächsten kommt! Wie würde sonst Goethe seinen Wilhelm Meister, nach einem langen Entwickelungsgang voller Abenteuer in der Theaterwelt und in den Salons der Aristokratie, zuletzt als Chirurgen enden lassen!

Die Stadttheile Padua's, welche nach den großen Kirchen Antonio und Giustina zu liegen, haben etwas Stilles und Todtes! Auch auf dem Prato della Valle und seinen 74 Unsterblichen, die nachgerade verblaßt sind und einer Uebertünchung bedürfen, ruht eine feierliche Stille. Sehr anmuthig ist der Einblick in den

botanischen Garten hinter Sant' Antonio. Das Auge, müde von der Betrachtung der Kunstwerke im Dämmerlicht der Kirchen, ruht hier mit Behagen auf den frischen Farben und Formen der Pflanzennatur aus. Sehr idyllisch sind auch die Straßen, welche die Spaziergänge längst den Kanälen, bilden. Hier finden sich anmuthige Gärten und Häuser ohne düstere Arkaden.

Das eigentliche Leben der Stadt concentrirt sich um die Plätze in ihrer Mitte, um die Piazza delle Erbe, dei Frutti und dei Signori. Der Marktverkehr der beiden ersten Plätze ist von tumultuarischer Lebendigkeit. Der Palazzo della Ragione, der auf das Getümmel herniederschaut, enthält einen der größten Säle der Erde. Dagegen findet sich der Palazzo der Carrara nicht mehr auf der Piazza dei Signori. Hier war einst der Mittelpunkt einer gewaltthätigen Tyrannei, der es nicht an energischer Größe fehlte. Die Ezzelinen und Carrara waren Selbstherrscher im großen Styl; einige der unheimlichsten Erinnerungen in der düsteren Geschichte des italienischen Mittelalters knüpfen sich an ihre Namen. Der Schlüssel des Francesco Carrara, der noch im Arsenal zu Venedig gezeigt wird, und der durch einen geheimen, leicht zu handhabenden Mechanismus ein todtbringendes Gift auf seine Opfer spritzte, macht hinlänglich klar, welcher Mittel sich diese italienische Tyrannei des Mittelalters zur Erreichung ihrer Zwecke bediente; doch in der Fabel heißt es:

„Der kleinere Tyrann
Traf endlich einen größern an.“

So wurde auch der Hecht von Padua von dem größeren Hai der Adria verschlungen! Venedig bemächtigte sich der Carrara durch Gewalt, Verrath und Treubruch und ließ den Vater mit zwei Söhnen im Klosterkerker von San Giorgio erdrosseln. Seit dieser „Annexion“ gehorchte Padua dem Löwen von San Marco, und der Heilige selbst thronte in dem Riesensaale des Palazzo della Ragione. Wenn die Gebeine des römischen Geschichtsschreibers Titus Livius, welche hier in einem Monumente zu den Füßen San Marco’s ruhen sollen, nicht apokryphisch sind, so schlummert hier der Lehrer zu den Füßen seines Schülers, denn die Kunst der „Annexion,“ durch welche Rom so groß geworden, hat auch San Marco in seinen guten Zeiten meisterhaft verstanden.

Wenn ich mich in einer Gondel in den Lagunen Venedigs gegenüber der Riva degli Schiavoni schaukelte, so lockten mich stets die fernen blauen Berge, welche so neugierig über San Giorgio herüberblickten. Es waren die Euganeen in der Nähe Padua’s, und ich beeilte mich, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Der Weg geht über den Prato della Valle, an seinen Wiesen, Platanen und steinernen Berühmtheiten vorüber. Die Kirche Santa Giustina bleibt links liegen. Ich hatte diese Kirche am Vormittag besucht, sie ist das

größte Gotteshaus der Stadt und der ganzen venetianischen Lande, leider durch dieselbe unschöne Kuppelverschwendung verunziert, welche auch bei Sant' Antonio einen so störenden und verwirrenden Eindruck macht. Im Innern fand ich freilich keine Andächtigen in den Betstühlen, sondern ein seltsames Kirchenpublikum in langen Reihen aufmarschirt, Getreidesäcke und Tonnenreifen. Die gewaltigen Räume dieser Kirche wurden als Militär-Magazin benützt, doch sollten sie in den nächsten Tagen dem Cultus zurückgegeben werden. Dann wird auch der Vorhang vor dem Bilde der heiligen Giustina verschwinden, deren Märtyrerthum Paolo Veronese in leuchtenden Farben dargestellt hat.

Durch fruchtbare Felder mit ihren Weinfestons, die von Baum zu Baum sich schlingen, ging es den Euganeen zu, deren kühne, waldbedeckte Formen sich immer deutlicher vor dem Auge abzeichneten. Man sah ihnen den unterirdischen Feuerherd an, der diese kecken Trachytkegel emporgetrieben und die heißen Wasser aus der Tiefe brodeln läßt. Idyllisch liegt das Dorf Battaglia zu ihren Füßen, überragt von den Terrassen des Schlosses Santa Elena, dessen Pforten mir ein Empfehlungsbrief öffnete. Feldzeugmeister Graf Wimpffen empfing mich auf das Freundlichste in diesem „Zauberschloß," dessen Lage von überraschender Romantik ist und an die Waldschlösser der deutschen Heimath erinnert. Denn das unterirdische Treibhaus des vul-

kanischen Bodens hat hier eine üppige Vegetation emporgetrieben; überall ringsum rauschen hohe Wipfel die Berge hinan bis zu den Klostertrümmern des Monte Verde, und deutlich zeichnen sich zwei verirrte Kinder des Südens, zwei Pinien, unter den Fichten eines Nachbarberges am Horizont ab. Vom hinteren Balkon des Schlosses sieht man in diese von Villen, Badehäusern, Gärten belebte Berglandschaft; auch umgürtet hier ein englischer Park, in dem sich zahlreiche Nachtigallen angesiedelt, den Schloßhügel. Dagegen schweift vom vorderen Balkon der Blick, die Terrassen abwärts, in einen mit allen südlichen Bäumen geschmückten, von einer blühenden Rosenhecke umgebenen Garten, weiterhin über die fruchtbare Ebene hinüber zum Lagunenteich mit seiner Seerose Venedig, und umfaßt die ganze Landschaft von Padua bis Rovigo, dessen Thürme sich zur Linken erheben. Im mittleren Salon des Schlosses sieht man noch alte, wohlerhaltene Fresken, welche die Gründung Padua's durch Ascan, den Sohn des Aeneas, darstellen. Denn die Paduaner sind von alter trojanischer Herkunft, und die Geschichte ihrer Stadt beginnt mit der Aeneis. Es war mir interessant, hier am Fuße der Euganeen in hochgebildetem Kreise von deutscher Dichtung sprechen zu können und ein Album zu durchblättern, in welches sich die meisten gefeierten Dichter der Gegenwart eigenhändig eingeschrieben.

Es dämmerte bereits, als ich, am Palazzo des Herzogs von Modena und an seinen crenelirten Zinnen vorüber, in die Thäler der Euganeen fuhr. Rechts und links an der Straße brodelten heiße Wasserdämpfe in die Höhe, und ich glaubte die Geister der römischen Krieger zu sehen, welche die Wunden, die sie in siegreichen Schlachten empfingen, in den heißen Fluthen von Montegrotto badeten. Hell glänzten die Sterne am Himmel, und, eine bewegliche Parodie ihrer kalten starren Hoheit, funkelten Schwärme von Glühwürmchen zu beiden Seiten des Weges. Die comfortablen Häuserfronten von Abano, der eigentlichen aquae Patavinae des Livius, dehnten sich, still und todt, rechts und links von der Straße, denn noch hatte die Badesaison nicht begonnen. Bald fuhr ich durch die Porta di Santa Croce, durch welche vor Zeiten die siegreichen Venetianer zuerst in die von dreifachen Mauern umgürtete Stadt drangen, durch immer lauter werdende Straßen nach dem Café Pedrocchi, jenem Marmorpalais gegenüber der Universität, das alle Café's Europa's durch seine großartige Architektonik beschämt.

Bologna.

Im Gegensatz zu dem „schönen" Florenz, Firenze la bella, hat Bologna den minder poetischen Beinamen des „fetten, wohlhäbigen" erhalten, Bologna la grassa. In der That, wer in der fruchtbaren Ebene der Romagna die stattliche Stadt, weit ausgedehnt mit ihren Kirchen, Klöstern und Palästen, sich wie auf einer fetten Weide hinlagern sieht, wird es nicht verkennen, daß dieses Beiwort seinen guten Grund hat. Wenn Venedig ganz in sich selbst zusammenkriecht, winkelig, verbaut, mit Gassen, in denen man nicht einen Regenschirm aufspannen kann, wenn da jeder Schritt breit Raum mit Gold aufgewogen wird, so sind alle Häuser und Paläste in Bologna mit der größten Raumverschwendung gebaut, in imposanten, massenhaften Quadraten, mit geräumigen Höfen und nach der Straße zu mit breiten, hohen Arkaden, die sich bis an die entlegensten Thore hinziehen. Auch Padua hat seine Arkaden, doch sie sind niedrig, düster und machen einen niederdrückenden Eindruck, sie erinnern an die Lauben auf den Marktplätzen unserer kleinen Städte. In diesen Arkaden

mag die abstrakte Gelehrsamkeit, in ihre Debatten vertieft, umherwandeln, denn die hat bekanntlich einen so weiten Horizont, daß die enge Außenwelt sie nicht kümmern, nicht beschränken kann. In den luftigen, freien Arkaden von Bologna dagegen wandelt ein behagliches Geschlecht im Vollgefühle seiner Menschenwürde und einer vollkommen gesättigten Existenz. Hier mußte die Wissenschaft praktisch werden, und sie ist es immer gewesen, von den Zeiten des großen Irnerius an, der die sehr einträglichen Subtilitäten des römischen Rechtes der Welt enthüllte, bis zu Galvani, der durch seine „zuckenden Frösche" ein Naturwunder entdeckte, dessen praktische Bedeutung in unsere Gegenwart hineinreicht. Ein echter Bologneser kann sich eine Stadt ohne Arkaden gar nicht denken, ja, selbst die Landschaft „ohne Arkaden" wird ihm nüchtern und fremdartig erscheinen. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke eines hier residirenden Cardinal-Legaten, sich bei den Bewohnern der guten Stadt Bologna populär zu machen, indem er die Arkaden weit zu ihren Thoren hinausbaute. Um dieses Bauwunder in Augenschein zu nehmen und die Madonna di San Luca zu besuchen, von deren Höhe die umfassende Aussicht gerühmt wird, pilgerte ich nach der Porta di Saragozza, durch Straßen, in denen bereits ein ungenirtes Volksleben herrschte, das Hemd bei beiden Geschlechtern das vorherrschende Kleidungsstück bildete, und allerlei harmlose

Genrebilder sich der etwas zu hellen Beleuchtung der Sonne nicht entzogen. Ich sah hier manchen rührenden Beweis kindlicher Liebe, indem die Töchter so für die Schönheit ihrer Mutter besorgt waren, daß sie sich auf offener Straße damit beschäftigten, die Frisur derselben in Ordnung zu bringen, und auch die nöthigen Vorarbeiten nicht scheuten, um den Boden für den Aufbau des Kunstwerkes zu säubern. Gleich vor dem Thore beginnt die in die Landschaft hinein improvisirte Arkade, und der Verfasser derselben, der Cardinal-Legat, unterläßt es nicht, in einer prangenden Inschrift seine Verdienste um die Stadt Bologna und um die stillen Neigungen ihrer Bewohner auseinander zu setzen und gleichzeitig die Hoffnung auszusprechen, daß dieselben dafür der Madonna di San Luca recht oft ihre Verehrung darbringen werden.

Ich lernte diese Verdienste im Schweiße meines Angesichtes würdigen, denn die Arkade gleicht einer endlosen Schraube, und ich konnte nicht erwarten, daß diese Fortsetzung der Bologneser Architektonik ihre Spiralen bis auf eine Entfernung von drei Miglien erstrecken würde. Anfangs hat sich in den Seitenhallen noch das Handwerk angesiedelt, man trifft Läden aller Art, auch Wachen mit Soldaten, die sich in den Arkaden des Cardinal-Legaten mit Ballspielen belustigen. Dann theilt sich die Arkade nach zwei Seiten, der eine Bogengang führt zu der Certosa, dem Kirchhofe mit seinen

Marmor-Denkmälern, der gleichzeitig, nach echt italienischer Sitte, ein National-Museum der Berühmtheiten Bologna's ist; der andere verläßt die Ebene und beginnt einen Hügel hinan zu klimmen. Und immer weiter, immer höher geht es bergan — immer neue Biegungen, neue Wendungen! Die Höhe des Berges entzieht sich dem Blick — — man glaubt sie schon erreicht zu haben — da sieht man wieder eine endlose Linie der langweiligen Pfeiler vor sich, die wie eine steinerne Prozession die Höhe hinaufklettern! Die verblaßten Fresken einzelner Nischen, die eine Art von Station bilden, gewähren einen schwachen Trost. Noch unerquicklicher sind die Leistungen der wandernden Kunstjünger, welche die Wände der Arkaden in ihrer ganzen Ausdehnung von oben bis unten mit Skizzen aller Art und eigenhändigen Namens-Inschriften bedeckt haben, wahrscheinlich, um sich für die Strapazen der Wanderschaft zu entschädigen. Wer nicht in das National-Museum der Berühmtheiten kommen kann, der hilft hier ein „Volks-Museum" zusammenstellen, in welches sich Alle hineinklexen, die überhaupt einen Namen haben. Oben an den Pforten der kleinen Kirche belohnt freilich eine herrliche Aussicht die Mühen des Weges. Bologna la grassa in seiner ganzen, stattlichen Schönheit, die Ebene der Romagna, ein Garten mit Villen, Fruchtbäumen, Festons, dem nur das Kiesbett des Reno einen sterilen Beigeschmack giebt, auf der anderen Seite die

Vorberge der Appenninen und diese selbst in ihren „Wolkenschleiern.“ Das Mirakelbild der Kirche soll der heilige Apostel Lukas selbst gemalt haben. Unter dem Schutze seines Löwen hat sich hier, mitten in den Arkaden, welche vor dem Portale der Kirche sich hinziehen, das italienische Kriegshandwerk angesiedelt. Kugelhaufen, Verschanzungen zur Seite der einfachen Kirche, Wachen, lesende und lärmende Soldaten — lauter militärische Genrebilder stören den Eindruck der klösterlichen Stille, die sich sonst auf dem weitschauenden Hügel lagerte. Der Cardinal-Legat hat gewiß seine Arkaden nicht für militärische Spaziergänge erbaut. Doch das ist einmal der Geist der Zeit.

Bologna la grassa! Selbst den Hauptplatz der Stadt, La Piazza Maggiore, erdrücken die schweren, massenhaften Gebäude ringsum, der Palazzo Maggiore del Pubblico mit seiner goldenen Madonna und dem Stadtpatron San Petronio in Bronze, der Palazzo del Podestà, um dessen wuchtige Massen anmuthige Erinnerungen, luftige Amoretten gaukeln, denn hier saß König Enzio gefangen und hier tröstete ihn die Liebe in der Einsamkeit des Kerkers. Es war zur Zeit, als die Bolognesen kecke und mächtige Republikaner waren und das Heer des Hohenstaufen Friedrich's II. in die Flucht geschlagen hatten. Den kräftigen Männern standen schöne Frauen zur Seite, und als der gefangene Kaisersohn das reizende Mädchen erblickte,

da sagte er zu ihr: Ben ti voglio! Du gefällst mir! Und auch der goldlockige König gewann das Herz des Mädchens, und auch sie sagte: Ben ti voglio, obgleich die Chronik es nicht berichtet. Und in die Nacht dieses Kerkers führen die Bentivoglio's ihre Herkunft zurück, welche später die Herrschaft über die Republik eroberten. Denn das ghibellinische Blut, das zur Herrschaft drängt, war in ihren Adern. Noch erinnert der schöngebaute Palast dieses Geschlechtes in der Straße San Stefano und die prächtige Kapelle in San Giacomo, in welcher Lorenzo Costa die Triumphe des Todes und des Lebens dargestellt, an die Herren des Freistaates. Neben diesen Palästen des Hauptplatzes der Stadt erhebt sich die Kirche San Petronio, der es erging wie dem Kölner Dome — sie ist nicht fertig geworden; aber der Grundplan zu einem solchen Riesenbau konnte nur in dem Kopfe eines bologneser Architekten entspringen, der für imposante räumliche Ausbreitung ein besonderes künstlerisches Organ besaß. Acht Kirchen wurden niedergerissen, um Platz für den majestätischen Bau zu gewinnen; aber seit 1659 gerieth er in's Stocken und hat kaum die Hälfte der Dimensionen erreicht, auf die er anfänglich berechnet war.

Alles solid, gewaltig, in die Breite strebend, kolossal — das ist Bologna! Der Neptun auf der Piazza Maggiore paßt zu seinen architektonischen Umgebungen: er ist ein Riese, der aus mehr als 20,000 Pfund

Bronze geschaffen wurde, und dem gegenüber die „Gabeljürgen“ der deutschen Städte in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dastehen. Bologna la grassa — je mehr ich mich in die Eigenthümlichkeit dieser Stadt vertiefte, desto mehr ging mir der Gedanke auf, aus dem heraus sie geschaffen worden. Ich glaubte den insgeheim wirkenden Genius Bologna's zu erkennen. Brütend über diesem Mysterium saß ich bei dem Restaurant, da glaubte ich diesen fleischgewordenen Genius vor mir zu sehen! Eine Donna trat herein, majestätisch und doch behaglich, kolossal in ihren Formen, mit selbstgewissem Lächeln, in goldseidenem Gewande, einen riesigen Fächer in den Händen — zur Rechten und zur Linken ein Cicisbeo, der Eine jovial mit rückwärts sitzendem Hut, der Andere mit breitem, behaglich schmunzelndem Gesichte; eine liebreizende Tochter mit feinen Zügen ging vor ihr her, und der joviale Begleiter belustigte sich damit, dem abwehrenden Kinde den Cigarrenrauch in's Gesicht zu blasen! Immer allegorischer wurde mir die Gestalt — ich glaubte die Façaden und Arkaden der Stadt symbolisirt vor mir zu sehen! Es war Bologna la grassa, umgeben von ihren Freiern aus Rom und Turin, und die liebreizende Tochter der kolossalen Mutter, das Kind mit dem sanften Lächeln, mit dem frommen Augenaufschlag — es war Bologna's Kunst, die aus dem Schoße so üppiger, behaglicher Lebenslust mit so lichter Grazie hervorgegangen.

Ja, Wissenschaft und Kunst haben in der wohlhabenden Stadt geblüht, und es ist dies kein Widerspruch! Ohne das Behagen der materiellen Existenz werde beide selten erfreuliche Blüthen treiben. Erst wo die Noth des Lebens aufhört, beginnt die freie Bewegung der Geister. Doch Bologna ist lange nicht mehr, was es im Mittelalter gewesen. Die Zahl der Studirenden beträgt kaum die Hälfte derer, welche jetzt in Padua studiren. Die Universität selbst hat sich aus dem Mittelpunkte der Stadt auf ihre Peripherie zurückgezogen. Die Hallen, in denen Irnerius und Galvani gewandelt, die ehrwürdigen Räume, in denen so viele Doctoren aller Fakultäten sich mit ihren Wappen verewigt, wo sich einmal der Brennpunkt der Wissenschaft befand, der über ganz Europa seine Strahlen ausgoß, der das Licht des Papinianus und Ulpianus über eine mit den Pandekten und dem Codex unbekannte Welt verbreitet: — die alte Universität, mit Einem Worte, ist jetzt von sämmtlichen Fakultäten verlassen, welche aus der Nähe des Schutzpatrons Sanct Petronius in die Straße San Stefano, weit nach dem Thore hin, übergesiedelt sind. Stattliche Säulen bilden die Façade des neuen Universitätsgebäudes und schmücken die unteren Corridore, aber diese sind nicht offene Säulenumgänge, wie Sansovino's Kunst sie im innern Hofe der Paduaner Hochschule angebracht, sondern nach dem Viereck des Hofes zu geschlossen und nur durch Fenster

erhellt. Auch sind die Wände durch keine gelehrten Erinnerungszeichen in ein Album verwandelt, das die Chronik der Universität der Nachwelt verkündet. Alles nackt und kahl — nur Thüren, mit den Nummern der einzelnen Scuole versehen, sind in den Wänden sichtbar, nur zwei Denkmäler, Kinder der modernsten Zeit, des freien und einigen Italiens, schmücken die Corridore. Das eine Denkmal zeigt uns den König Victor Emanuel selbst gegenüber dem Haupteingang in einer Nische, mit der Inschrift: Regi Vict. Eman. II. Cuius auspiciis Italia restituta libertate reducta studiis doctrinarum et artium vetus redit honos, ingenia revigent. Wir wollen unsern Lesern und Leserinnen, die der ciceronianischen Phrase nicht mächtig sind, nicht vorenthalten, daß die Universität von Bologna, zufolge dieser Inschrift, in dem Könige den Befreier Italiens erblickt und in der Befreiung Italiens ein Werk begrüßt, das dem Studium der Kunst und Wissenschaft die alte Ehre wieder giebt und eine neue Blüthe der Talente hervorruft. An der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln wir nicht, denn der Aufschwung in Folge einer liberalen und kräftigen Regierung ist unverkennbar. Wohl aber sind wir mißtrauisch gegen das ciceronianische Latein, das sich so trefflich dazu hergiebt, den verschiedensten Machthabern Weihrauch zu streuen, und ehe wir wissen, mit welchen classischen Wendungen die bologneser Fakultäten noch vor wenigen Jahren bei allen

festlichen Gelegenheiten dem Papste gehuldigt, können wir diesem Meisterstück epigrammatischer Schmeichelei keine aufrichtige Anerkennung zollen. Der zweite plastische Schmuck des Corridors ist die Büste von Pellegrino Rossi, welche merkwürdiger Weise eine italienische Inschrift trägt, obgleich ein Gelehrter wie Rossi doch eher als der tapfere Soldatenkönig in Turin mit einer lateinischen Anrede gefeiert werden konnte. Dafür ist diese Inschrift ohne überflüssigen Pomp und von echter Begeisterung eingegeben. Hier, heißt es, lernte und lehrte Rossi die Rechtswissenschaft mit unvergänglichem Ruhm in Schriften und Werken. Ihn, den grausam Hingemordeten, beweinte das geknechtete und zerrissene Vaterland — das freie und einige bringt ihm jetzt seine Huldigung dar.

Nicht weit von der Stätte der Wissenschaft befindet sich das Asyl der Kunst, die Academia delle belle arti, deren untere Säle jetzt zu einer Ausstellung von Gemälden neuer Meister benutzt werden. Alle drei Jahre findet in Bologna eine solche Kunstausstellung statt, mit der eine Prämien-Concurrenz verbunden ist. Nach den Statuten können sich alle lebenden Künstler Italiens betheiligen. Der Preis von 4000 Lire ist freilich gering — denn es kommen davon auf die Malerei nur 900, auf die Bildhauerkunst eben so viel, 600 auf die Architektur — in den Rest theilen sich

einige „Künste," die als solche nicht in der Vischer'schen Aesthetik stehen, wie z. B. la decorazione und la perspettiva.

Der rege Wetteifer der Künste, die in Bologna und in Italien nicht ausgestorben sind, zeigte sich in dieser Ausstellung in glänzender Weise. Auch die Betheiligung des Publikums war eine außerordentlich rege und kunstverständige! Um alle besseren Bilder sammelte sich ein großer Kreis, in stilles Anschauen vertieft oder mit lebhafter Debatte beschäftigt. Was die Gemälde selbst betrifft, so fiel uns namentlich auf, daß die Maler mehr und mehr den Kreis der typischen und überlieferten Stoffe verlassen und in die Geschichte des Vaterlandes zurückgreifen, um auf nationalem Boden eine neue Kunstschule zu begründen. Die Begeisterung der Nation für ihre politische Wiedergeburt wirkt natürlich bestimmend auf diese neue Richtung ein. Zwar fehlte es nicht an Altarbildern von trefflicher Ausführung — doch gegenüber den großen Originalwerken jener Genien, welche das Heilige mit der ganzen Inbrunst und Andacht ihres Jahrhunderts ergriffen und darstellten, werden die neuen Werke dieser Art mehr oder weniger als matte Nachahmungen erscheinen. Eine „Auferweckung des Lazarus" zeichnete sich indeß durch sinnvolle Composition vortheilhaft aus. Christus steht oben in lichter Verklärung, während unten tief in Schatten gehüllt die

Gruft, der Sarg und der erwachende Todte sich befinden. Die Gruppen zu beiden Seiten des Sarges aber bilden einen glücklich durchgeführten Contrast; denn während bei der einen der Jubel über die Auferstehung des Todten den Zweifel und das Erstaunen besiegt, kann die andere das starre Entsetzen über das Unglaubliche, das vor ihren Augen vorgeht, nicht bewältigen. Auch an Venusbildern fehlte es nicht; doch machte keine dieser schleierlosen Frauengestalten den Eindruck der Göttin. Die Selbstherrlichkeit und Siegesgewißheit, welche über Titian's Schönheitsgöttinnen in der Florenzer Tribüne ausgegossen ist, fehlt diesen nackten Damen der Bologneser Kunstausstellung; sie erwecken, bei allem Aufwande der Carnation, doch mehr das Gefühl, als habe man eine Attitude oder ein Modell vor sich. Die bedeutendsten Bilder stellten Männer des italienischen Volkes dar, in denen theils die Energie des muthigen Bürgerthums, theils der Gedanke der geistigen Freiheit lebendig war. Das auch den Dimensionen nach größte Bild der Ausstellung führte uns den Florentiner Pier Capone vor, wie er dem König Karl VIII. gegenüber die Rechte seiner Stadt vertritt. Der Maler Guardassone Alessandro aus Bologna hat die Situation mit aller Energie erfaßt; er zeigt uns in den beiden Hauptgestalten, dem mit geballter Faust auf dem Throne sitzenden König und

dem sich mit drohender Geberde zum Abgange wendenden Republikaner, das Aufeinanderplatzen geschichtlicher Gegensätze. Die Köpfe des Bildes sind fein und ausdrucksvoll zugleich; die Gruppirung geschickt und nicht das Interesse zerstreuend, das Colorit glänzend, die Ausführung des architektonischen Hintergrundes eben so sauber wie bescheiden. Ein anderes Bild stellt Savonarola dar, den Propheten von Florenz im Gefängniß, in den Moment, in welchem ihn der Richter und die Folterknechte zur Tortur abholen. Die Technik des Bildes ist trefflich, auch rühmt man die Portraittreue, mit welcher der Maler den Reformator dargestellt. Dennoch macht das Bild einen niederdrückenden Eindruck! Savonarola liegt brütend da — man sieht in seinen Zügen den Abgrund des Schmerzes, in den seine Seele versenkt ist; es ist die ganze Vorempfindung der Tortur, die wir bei seinem Anblicke mit durchmachen! Doch wo ist die Erhebung, die Begeisterung? Es ist ein Märtyrerthum ohne Verklärung! Eine Treppe höher finden wir in der Akademie die Märtyrerbilder Domenichino's; sie zeigen keine indische Blutscheu, sondern führen uns ohne Weiteres an die Schlächterbank. Wir sehen mit eigenen Augen, wie der heiligen Agnes die Gurgel abgeschnitten wird, daß das Blut heruntertrieft — und die wildeste Phantasie kann sich nichts Scheußlicheres vorstellen, als den

brutalen Henkersknecht, der das Opfer würgt, als die zwei Hingeschlachteten, die in aschgrauer Leichenfarbe, mit verzerrt grinsenden Zügen im Vordergrunde am Boden liegen. Doch so gräßlich Domenichino das Märtyrerthum in diesem und in anderen Bildern darstellt — wir sehen doch auch immer die reine Verklärung. Es fehlt nicht das ambrosische Gewölk, über dem die himmlischen Heerschaaren sitzen und musiciren. Auch die moderne Malerei muß uns diese Verklärung zeigen! Wir müssen Etwas von dieser himmlischen Musik zu hören glauben, wenn wir einem Märtyrer für die Idee in das Antlitz sehen! Diesen Zug der Begeisterung vermissen wir in Savonarola; es ist nur die Luft des Kerkers und der Folterkammer, die uns aus diesem Bilde entgegen athmet.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man sich über die Gemälde in der Akademie selbst in weitläufiger Darstellung ergehen. Es ist bekannt, daß hier namentlich die Bilder der bolognesischen Schule, der eklektischen Caracci, Guido Reni's und des gemüthvollen Francia, Guercino's und Domenichino's vereinigt sind. Der Saal, der fast ganz mit den Bildern Guido Reni's erfüllt ist, macht jedenfalls den bedeutendsten Eindruck. Der große Farbenzauber, die edle, maßvolle Haltung der Architektonik, namentlich in der großen Madonna di Pietà, fesselt den äußeren und inneren Sinn. Nir=

gends überschreitet der Maler die Grenzen der Schönheit — welch' ein maßvoller Ausdruck des Schmerzes in dieser schönen Madonna, welche stille, selige Verklärung, die den Schmerz überwunden hat, im Ausdrucke des Christus zu ihren Füßen! Welche herrliche Jünglingsgestalten, dieser San Sebastian, namentlich dieser Simson, der triumphirend auf den Leichen seiner Feinde steht, den Eselskinnbacken in hocherhobener Hand! Welch' ein Schwung in dieser Gestalt, in allen Linien, welche Siegesfreudigkeit! Und mit welchem Geschick hat Guido Reni es vermieden, uns hier einen Herkules darzustellen, der durch kolossal entwickelte Muskulatur den Sieg über so viele Feinde nach allen Regeln der Gymnastik begreiflich macht! Es ist der Triumph graziöser Kraft, göttlich inspirirter Jugendlichkeit — der Philister dagegen, auf den Simson seinen Fuß setzt, zeigt einen athletischen Körper. Eben so maßvoll hat Guido Reni den bethlehemitischen Kindermord behandelt. Es sind glücklich geordnete Gruppen; der vor der That herrschende Schrecken, der sich in allen spiegelt, spricht wirksamer, als diese selbst. Dennoch hat ein für alle Zeiten offener Mund etwas Unschönes, und die Darstellung der „schreienden" Mütter, wenn auch von Guido Reni mit mehr Takt als von Anderen ausgeführt, geht fast über die Grenzen der Malerei hinaus.

Niemals hat eine Kunst der anderen eine größere Verherrlichung zu Theil werden lassen, als die Malerei der Musik in Raphael's „Cäcilia," die sich ebenfalls in einem Saale der Pinakothek von Bologna befindet. Wenn sich die Harmonie der Töne in der Harmonie der Farben spiegelt, — mit welcher Meisterschaft tritt uns diese hier entgegen! Welche sanfte Glorie leuchtet aus dem sinnigen Gemälde! Zu Füßen der Heiligen liegen die weltlichen Instrumente in Trümmern; ihrer Hand entsinkt selbst die geistliche Orgel, und mit einer von aller Extase freien Hingabe lauscht sie der Musik in den Wolken, dem Gesange der Engelschöre — dem höchsten Ausdrucke der Musik. Paulus faltet in seiner Hand die Offenbarung zusammen — auch das Wort und der Gedanke sind machtlos gegenüber einer unmittelbar die Seele ergreifenden Inspiration. Cäcilia selbst ist von edler, menschlich schöner Bildung — ein Bild harmonischer Kraft und frischen Lebens. Sie entflieht nicht der Erde mit Blick und Seele, indem sie diesen Klängen lauscht — denn sie hört ja nur mit Entzücken die Harmonieen an, die sie in sich selber trägt. Auch Magdalena neben ihr ist ein schönes Frauenbild, doch sie würde sich gern bei dem Klange der Cymbel und Zither in üppigem Reigen drehen.

Aber auch die vom Pinsel des größten Malers gefeierte Musik hat in Bologna eine heimathliche Stätte

gefunden. In der Strada Maggiore, nicht allzu weit von den schiefen Thürmen, befindet sich ein stattliches Haus, welches den Eindruck eines kleinen Palazzo macht und durch zwei Inschriften an der Façade und der einen Seitenwand die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diese Inschriften sind weder allzu bescheiden, noch sehr correct im ciceronianischen Latein — aus dem „duftigen Lorbeerhaine," in welchen die letzte ausläuft, ersieht man, daß man es hier mit einer künstlerischen Berühmtheit zu thun hat. Es ist die Casa Rossini. Ein Einblick in das Haus zeigt einen stattlichen Treppenaufgang und an der einen Wand des Hofes eine Freske, welche die Musik entweder heidnisch als Göttin oder christlich als Heilige darstellt. Wer sich der sprudelnden Frische, der köstlichen Heiterkeit erinnert, die uns an einem nordischen Winterabende so oft aus den Tönen des „Barbier von Sevilla" entgegenwehte, als umgaukelten uns nordwärts verschlagene Schmetterlinge und erzählten uns süße Märchen von den Blumen des Südens — der wird nicht ohne einen dankbaren Gedanken von der Schwelle der Casa Rossini scheiden und dem Maëstro die europäischen Tantièmen gönnen, mit denen man Häuser baut, und die den deutschen Componisten und Dichtern nicht in den Schoß zu fallen pflegen.

Um eine dritte Kunst, die Schauspielkunst, in ihren

gegenwärtigen Zuständen zu studiren, begab ich mich in ein Volkstheater, in die Arena del Sole, deren stolz klingender Titel nichts Anderes sagt, als daß dies ein Theater ist, in welches die Sonne hinein scheint — ein oben offenes Sommertheater. Doch, wie überall in Italien, giebt man auf diesen Volksbühnen große Stücke — nicht vorzugsweise Possen und Bluetten. Das fünfactige Drama, das an diesem Abende in Scene ging, behandelte die „Mysterien der spanischen Inquisition" und erfüllte in reichem Maße alle Erwartungen, die eine so pomphafte Ankündigung im Gemüthe der Zuschauer erwecken mußte. Die Mittel, deren sich der Autor bediente, um große Wirkungen zu erreichen, waren nicht der zartesten Art. Am Schlusse des vierten Aktes hört man hinter der Scene den lange anhaltenden Schmerzensschrei eines Gefolterten aus der Marterkammer, und damit das Auge nicht leer ausgehe, nachdem das Ohr einen so hohen Genuß gehabt, wird dem Publikum zuletzt noch der Blick in dieses schauerliche Gemach verstattet, und man sieht das in Todesqualen ringende Opfer unter den Händen der Henkersknechte. Dieses Opfer ist übrigens kein Anderer, als der König Sebastian von Portugal, der echte, nicht der falsche. Der Unglückliche ist in König Philipp's Hände gerathen, der ihn seiner Inquisition überliefert. Es ist die oft betonte Moral des Stückes, daß dieser

grausame geistliche Mechanismus nur den Zwecken der weltlichen Politik diene. Das Stück war ein auf Effekt berechnetes Machwerk; aber das italienische Volksleben, der Geist, von welchem jetzt die Menge erfaßt ist, ließ sich nirgends besser studiren, als in dieser Arena del Sole. Die Räume waren gefüllt, Kopf an Kopf — Blousen und Hemdärmel neben Uniformen uud eleganten Toiletten. Jeder Angriff auf die Inquisition wurde mit stürmischem Jubel begrüßt. Auch die burleske Hauptfigur des Stückes war ein Mitglied des geistlichen Standes, aber jovial-gutmüthig, seine Hauptpassion Essen und Trinken. Die Tochter des Königs Sebastian ist eine Jüdin. Der Autor sagt es, und wir wollen es ihm glauben. Wie könnten wir sonst uns fünf Akte hindurch rühren und ergreifen lassen? Die Schergen der Inquisition rauben sie. Ein lustiger Kavalier zieht den Degen, sie zu befreien. Die Diener der heiligen Hermandad entgegnen ihm: „Steck' Deinen Degen ein, Du weißt nicht, wen Du hier vor Dir hast; wir handeln im Auftrage des Inquisitionsgerichts!" Der Kavalier zückt unerschrocken seinen Degen — tanto meglio! Stürmischer Jubel! Am Schluß soll die jüdische Prinzessin verbrannt werden — das Autodafé ist in bester Ordnung. Da befreien sie die Freunde, indem sie das ganze priesterliche Geleit in burlesker Verwirrung über den Haufen

werfen. Stürmischer Jubel. Der Verfasser kannte unleugbar Schiller's „Carlos." König Philipp und sein Großinquisitor treten hier in den Vordergrund des Stückes. Der Despot klagt, daß er sich einsam und unglücklich fühle. Doch statt eines Posa treten drei auf, welche dem Könige die Wahrheit sagen — jener lustige Kavalier, ein Anderer, der die jüdische Prinzessin liebt und zugleich ein großer Feldherr der spanischen Majestät ist, und dann der König Sebastian von Portugal selbst. Niemals ist Emil Devrient, wenn er als Posa „Gedankenfreiheit" von König Philipp verlangt, stürmischer applaudirt worden, als diese drei Posa's der Arena del Sole in Bologna, wenn sie dem spanischen Tyrannen den Spiegel vorgehalten, in welchem er sein entsetzliches, von den Gräueln der Inquisition beflecktes Bildniß erblickt. Das ist die Stimmung des Volkes in der Romagna, das so lange dem geistlichen Regiment gehorcht! Leider konnte ich ein bereits angekündigtes Effektdrama, „die Barrikaden von Paris," nicht mit ansehen — es bildete wahrscheinlich einen vollständigen Pendant zu dem theatralischen Schauergemälde der spanischen Inquisition.

Auch ein Dichter lebt in Bologna, Luca Vivarelli, der Verfasser einer Tragödie „Imelda Lambertazzi," die unter der päpstlichen Regierung mit Beifall aufgeführt, aber bald darauf verboten wurde. Am

strengen Styl der antiken Literatur herangebildet, hat Vivarelli jetzt „Sermoni," Satyren in Horazischer Briefform und im italienischen Elfsilbenmaß, im reimlosen Tragödienvers herausgegeben. Der Dichter wendet sich mit Schärfe gegen die französische Effektrichtung, die das italienische Theater und zum Theil auch die Literatur und das Leben in Italien beherrscht; er geißelt alle Auswüchse der Hyperbildung bei beiden Geschlechtern, den luxuriösen Müßiggang, die oberflächlichen Kenntnisse, das Unwahre der Reklame, und zeichnet am Schlusse verschiedene Bilder aus der Gesellschaft, welche in den Rahmen seiner Satyre passen. Vivarelli wohnt im Palazzo Ercolani, der reich ist an antiken Gemälden, und dessen schönes, lichtes, oben von Pfeilerhallen umgebenes Treppenhaus einen bedeutenden Eindruck macht. Im Salon der Prinzipessa brachte ich einen interessanten Abend zu.

So schied ich von Bologna la grassa, einer gediegenen, behaglichen, echt italienischen Stadt, mit einer Fülle von Eindrücken, in denen das Erhabene und Burleske sich seltsam mischte! Raphael's Sphärenmusik, die Läufe und Triller der opera buffa Rossini's, der gelehrte Irnerius im Talar seiner Fakultät und der betrunkene Frate aus der Arena del Sole, die jüdische Prinzessin und die schöne Bologneserin, welche König Enzio verzaubert — das Alles zog in barocker Ver-

wirrung durch meinen Traum! Vor Allem aber wackelten durch denselben die schiefen Thürme, der schlanke Asinelli und Garicenda (Garisende), der den tieferen Bückling macht — und ich lief angstvoll umher vor diesen Stein gewordenen Gedanken einer betrunkenen Architektur; denn die wandernden Thürme drohten den Einsturz über meinem Haupte! Ich war froh, als ich im Albergo San Marco erwachte, und der gepackte Koffer mich an die Abreise nach Florenz erinnerte.

Florenz.

Florenz.

Florenz ist diejenige italienische Stadt, welche den Reisenden anfangs am meisten zu enttäuschen pflegt! Denn **Firenze la bella** steht vor seiner Seele als das Ideal einer Zauberstadt, in einem irdischen Paradies gelegen, durch welches der Arno wie einer jener alttestamentlichen Paradiesesflüsse dahinströmt. Die Phantasie spart keine Farben bei dem Bilde, das sich bei den Namen „Florenz" und „der Arno," vor ihr entrollt! Eine magische Beleuchtung umschwebt die Riesenkuppel Brunelleschi's; ein ambrosisches Gewölk, auf welchem Dante und Michel Angelo thronen, senkt sich um die Thürme der Stadt, und jede Florentinerin, welche den geheiligten klassischen Boden der Kunst betritt, erscheint wie aus dem Rahmen herausgetreten, der die Madonnen Raphael's und die Magdalenen Tizian's umgiebt! Das ist das „Florenz" der Träume! Doch schon die erste profane Droschke, die uns durch die engen Straßen der ehrwürdigen Stadt führt, zeigt uns dies Kunstathen der Mediceer in einem minder rosigen Licht! Daß wir bei vielen Parrucchiere's, Calzolaio's und

andern dem prosaischen Gewerbe obliegenden Personen vorüberfahren, ist ein Geschick, welches Florenz mit der ewigen Roma theilt! Denn die menschliche Bedürftigkeit ist überall dieselbe; überall kehren die Grundbedingungen der menschlichen Existenz wieder, und wer das Talent hat, blasirt zu sein, nur zu sehn, was das Auge auffaßt, und die Geschichte als ein den Kopf verwirrendes Ammenmärchen zu ignoriren: der wird in Italien wie in Deutschland nur Straßen, Häuser, vielleicht von etwas anderer Bauart, dieselben Gewerbe und Gewerke, dasselbe Streben, Geld zu verdienen, denselben Eifer zu essen und zu trinken, dieselben Lotterieen, Finanzspekulationen, Zeitungsskandale, Theateragenturen, Maitressen- und sonstigen Wirthschaften bemerken — nur daß es den seltsamen Leuten einfällt, hier italienisch zu sprechen. Ueber diese Art von Enttäuschung setzt man sich in einer Zeit der Eisenbahnen und Droschken leicht hinweg — denn die Lokomotiven, Waggons, Schienenwege und Bahnhöfe zeigen jetzt überall in Europa dieselbe Physiognomie, ebenso die Fiaker, Kabriolets und Droschken mit ihren „reellen" Tarifen und „unreellen" Kutschern! Doch daß diese gerühmten Paläste von Florenz solche rohen, kolossalen Steinmassen sind, solche festungsartige Bauten zu Schutz und Trutz, daß dieser Arno ein solcher gelber „Torrente" ist, der bisweilen die Ufer überschwemmt, im Sommer aber sich bis auf seinen steinigen Grund

sehen läßt und verdürstende Inseln bildet; daß diese Florentinerinnen weder die Grandezza der Römerinnen, noch die Ueppigkeit der Genueserinnen, noch die Grazie der Mailänderinnen besitzen, daß Raphael und Tizian so gar keinen Theil an ihnen haben, und daß sie, wenn sie schön sind, keine Florentinerinnen sind, sondern Engländerinnen — — das Alles will dem phantasievollen, durch so viele Reisewerke, Dichtungen, Dante-Commentare und Geschichtswerke gründlich gebildeten Reisenden schwer in den Sinn, und nur ungern entschließt er sich, sein Ideal durchzustreichen und an die Stelle desselben das Fragezeichen zu setzen: wo ist Firenze la bella? „Firenze la bella" mag zunächst für ihn untergehen! Aufgeht ihm dagegen schon am nächsten Tage eine höchst interessante, geschichtlich denkwürdige Stadt, welcher das Gepräge der mittelalterlichen Kämpfe auf allen Gebieten, namentlich auch auf dem geistigen, am schärfsten aufgedrückt ist — und wenn er dann später einen Sonnenuntergang vom bello sguardo aus betrachtet hat, wird ihm auch die Schönheit von Florenz nicht mehr eine zu Gunsten der englischen ganzen und halben Welt erfundene Mythe erscheinen.

Die Altstadt von Florenz hat meistens krumme, enge Gassen mit hohen Häusern — die großen Paläste, wie der Palazzo Strozzi, lassen sich nirgends in ihrer Massenhaftigkeit überschauen. Auf beiden Seiten des

Arno ist die Physiognomie der Stadt hierin dieselbe. Nur in der Neustadt, nach der Porta Nuova und San Gallo hin, erstrecken sich die geraden, modernen Straßenlinien, deren Häuserfronten sich alljährlich durch Neubauten vervollständigen — nur den Lung-Arno entlang zieht sich eine „fashionable" Häuserreihe. Das neue Florenz ist eine Stadt, wie alle modernen europäischen Städte, licht, nach der Schnur gebaut, aber ohne Mailands imposante und gediegene Wohlhäbigkeit; es zeigt nur Spekulationsbauten, Absteigequartiere für die Fremden. Die Eigenthümlichkeit der Stadt müssen wir in dem alten düsteren Florenz aufsuchen. Auf dem Piazza del Gran Duca befinden wir uns in einem Mittelpunkte seines geschichtlichen Lebens, wie seiner jetzigen geschäftlichen Rührigkeit. Hier steht der Palazzo Vecchio — man verbanne aber jeden Gedanken an einen modernen, von bedeutenden Schloßfronten flankirten Platz! Der Platz wird von dem hochaufgethürmten Steinkoloß nicht nur beherrscht, sondern gleichsam erdrückt. Das alte Kastell sieht aus wie ein Felsstück, das irgend ein Polyphem in die Stadt geschleudert, und das man nun, um aus der Noth eine Tugend zu machen, einigermaßen quadratisch zurechtgehauen und mit fensterartigen Oeffnungen versehen hat! Auch mit einer krenelirten Zinne hat man das Ungethüm ausgerüstet und ihm dann einen seltsamen viereckigen Thurm wie einen steinernen Federbusch aufgesetzt.

Freilich, das Innere entspricht nicht diesem roh gigantischen, kriegsmäßig bepanzerten Aeußeren; es wurde mit der Zeit mehr und mehr gelichtet. Vasavi baute nur Treppen und den großen Saal, den er mit zahlreichen geschichtlichen Malereien fabrikmäßig ausstattete. Die Scala de' Gigli erhielt von Majano die schöne Marmorthüre; der Hof eine Säulenhalle und reiche Arabeskenverzierung. Die Geschichte aber sorgte dafür, daß ein bewegtes Leben und mannichfacher Schicksalswechsel sich auf dieser so künstlerisch dekorirten Scene abspielte. Mancher flüchtige Fürst mußte den verborgenen Gang benutzen, der aus dem Kastell durch den Palazzo degli Uffizi, über Häuser und den Ponte Vecchio hinweg auf das andere Arnoufer führt. Vor dem Palazzo Vecchio stehen zwei gewaltige Marmorbilder, der David von Michel Angelo, ein kolossaler Knabe, der Goliath allen Respekt einflößen mußte, und den der große Meister gewiß in einer allzu herkulischen Laune gebildet hat, und Herkules und Kokus, von Baudinelli, ebenfalls eine Kraftstudie, in welcher Michel Angelo abgesehen ist, „wie er sich räuspert und wie er spukt!“ Dagegen enthält die rechts vom Palazzo errichtete „Loggia de Lanzi“ Bildwerke von vielem Verdienst. Diese offene Halle, einfach, in großem Styl, licht und frei, mit wenigen, mächtig gespannten Bogen, ist wie aus jener Begeisterung des öffentlichen Lebens herausgeschaffen, das hier im Wechselverkehr des

Volkes und seiner republikanischen Führer die schönsten Blüthen trieb! Daß Florenz eine hellenische „Republik" war: das beweist diese Loggia de Lanzi. Die geheimen Tribunale Venedigs, die Staatsinquisitoren hätten nie in einer so freien Halle gethront. Hier in dieser mit Statuen reich geschmückten Loggia wehte der frische Luftzug des attischen Geistes! Und noch jetzt bewegt sich das Volk in buntesten Gruppen, in ungestörtem Verkehr, plaudernd und scherzend, wachend und schlafend in dieser offenen „Glyptothek!" Vor den Vestalinnen, welche den Hintergrund der Loggia einnehmen, wandeln weibliche Wesen hin und her, welche mit dem Priesterthum der Vesta wenig zu thun haben; Bauern des Arnothales gruppiren sich in harmlosen Gesprächen um die ehernen und bronzenen Kopfabschneider Perseus und Judith, und die schönste Gruppe Giovanni's de Bologna: Raub der Sabinerinnen, kühn aufgebaut, klar, voll Bewegung, voll Energie der Formen, erregt die Bewunderung der Schildwache, welche bei den Löwen des Eingangs auf- und abgeht und sich in ihrer zweistündigen Muse damit beschäftigt, sich selbst in die Gestalt des raubenden Römers hineinzuphantasiren und der Sabinerin einen andern Kopf mit bekannten Zügen aufzusetzen. Unten vor der Loggia drängt sich dichtes Marktgewühl — Quacksalber preisen ihre Waaren, ihre Seifen und Salben an — Karren mit Schwämmen und Schwefelhölzern, ausreichend um

ganz Florenz rein zu waschen oder in Brand zu stecken, werden durch das Getümmel geschoben. Weiterhin vor der Post versammelt sich das nach Neuigkeiten hungrige Publikum; die angekommenen Briefe und Zeitungen werden sub Divo verschlungen, und an ihre Nachrichten knüpft sich augenblicklich die lebhafteste Debatte. Welch' andere Bewegung mag auf diesem Platze del Granduca geherrscht haben, als hier die Brandfackeln leuchteten, die den Scheiterhaufen Savonarola's in Flammen setzten, als die feurigen Reflexe dieses Märtyrerbrandes ringsum an den hohen Häusern emporglühten! Die Stelle, wo der Scheiterhaufen errichtet wurde, ist zwischen der Reiterstatue Cosmus I., einem edelgehaltenen Werke Giovanni's de Bologna, und dem großen Brunnen, welchen der weit sichtbare Neptun auf seinem von Seepferden gezogenen Räderschiff mit dem seltsamen Publikum von schwebenden Satyrn und Panen schmückt.

Von der Piazza del Granduca führt eine gerade, sehr belebte Straße nach dem Domplatze, dessen ernste stille Feierlichkeit gegen das bunte Treiben auf dem Schloßplatze auffallend absticht! Der Dom, das Baptisterium und der Campanile, dies zusammengehörige architektonische Dreiblatt bestimmt den Charakter des Platzes. Noch zeigt man den Stein, auf welchem Dante gesessen haben soll, in die Betrachtung des Domes vertieft. Das mächtige Gebäude, in gothisch=

lombardischem Mischstyl, macht jedenfalls einen bedeutenden Eindruck, wenn auch die Marmorquadrate und Marmorbänder etwas Todtes und Monotones haben. Die über dem Tambour erhöhte Spitzkuppel Brunelleschi's, die Vorstudie zur Peterskuppel, entspricht in ihrer Großartigkeit der gewaltigen architektonischen Masse, über welcher sie sich erhebt. Doch das bedeutende Bauwerk ist unfertig — ihr fehlt die vordere Façade; eine nackte Wand, wüst und öde, starrt dem Beschauer entgegen, seltsam abstechend gegen die sorgfältige Ausführung der Seitenfaçaden und ihrer Marmormosaiken. Eine frühere Façade Giotto's wurde als nicht mehr dem Zeitgeschmack entsprechend heruntergeschlagen — zur Ausführung der neuen kam es nicht! Vielleicht daß der lebendige Patriotismus der Florentiner, der bereits Santa Croce mit einer neuen Façade versehen, sich jetzt auch des Domes annimmt. An Plänen und Entwürfen fehlt es nicht! So zeigt man in der Klosterhalle von Santa Croce einen Entwurf, welcher der Physiognomie des Domes und der Ausführung der Seitenfaçaden ganz entspricht. Jeder Beschauer wird sogar ersucht, ein diesem Plane günstiges Urtheil in ein offenes Buch einzutragen, welches der Kustode überreicht. Das Innere des Domes ist düster und erhaben zugleich — der Raum, der 24000 Menschen fassen soll, dehnt sich mächtig aus; denn die schmalen Pfeiler mit den Spitzbogen stehen in außer-

ordentlich weiten Zwischenräumen, die Kuppel macht keinen lichten und harmonischen Eindruck — das „tolle Zeug," das die Zucchero's dort hineingemalt, gemahnt wie eine bunte, mit Figuren bekleckste Tapete, mit welcher die Rundung der Kuppel beklebt ist. Die Glasmalereien der Fenster erhöhen den düstern Eindruck des Domes, dessen sonstige, namentlich plastische Kunstschätze bereits genügend gewürdigt sind. Dasselbe gilt von dem achteckigen, edeln und geschmackvollen Marmorbau des Baptisteriums, von den Ghiberti'schen „Himmelsthüren" und ihren meisterhaften Bronce-Reliefs. Der Campanile selbst ist höher als der von Venedig und bei weitem vornehmer durch die bunte Marmorbekleidung, durch die schönen gothischen Fenster, namentlich aber durch Giotto's Reliefs und Statuetten, welche in naiver Weise einen Cyklus menschlicher Thätigkeit darstellen. Die Aussicht vom Campanile bietet ein erfreuliches Panorama der Stadt mit ihren Häusermassen, Rustikapalästen und Thürmen und wird nur durch die Majestät der Domkuppel beeinträchtigt, welche diesen Standpunkt noch beherrscht, zugleich aber in nächster Nähe Gelegenheit bietet, ihr bauliches Detail zu studiren. Reizend ist der Blick auf die mit Villen übervölkerten Hügel, welche die Stadt und das Arnothal umgeben; auf das hochgelegene Fiesole, die ehrwürdige Mutterstadt von Florenz, auf den majestätischen Zug der Apenninen, von den Waldschatten des Kamal-

dulenserklosters Val Ambrose bis zu den gewaltigen Berghäuptern, welche Lucca's Thäler überragen, bis zu den verdämmernden Umrissen der Meeresberge, in denen Carrara's köstlicher Marmor gebrochen wird!

Der dritte Hauptplatz von Florenz ist die Piazza di Santa Croce mit der ehrwürdigen Kirche, einer Altersgenossin des Domes, obgleich sie erst zwei Jahrhunderte später feierlich eingeweiht worden. Auch die Façade dieser Kirche ist Jahrhunderte lang kahl geblieben und erst in allerneuester Zeit ausgeführt worden. Der Architekt, Professor Niccolo Mateis hat sie mit einer etwas schachbrettartigen und nach der Ferne hin wenig wirksamen Marmormosaik bekleidet, die zu dem ganzen schlichten Charakter der Kirche und ihrer republikanischen Einfachheit wenig passen will. Es wäre eine für den Dom geeignete und seinen Seitenfaçaden entsprechende Hauptfaçade. Mit patriotischem Eifer hat ein reicher Bürger von Florenz, Sloane, das Geld für die drei prächtigen marmornen Basreliefs über den Thüren hergegeben. Jedenfalls hat der Platz von Santa Croce dadurch eine architektonische Zier gewonnen, wie fremdartig auch die Marmorpracht an einer Kirche gemahnt, welche von einem Bettelorden und trotz aller großartigen Raumverhältnisse doch aus schlichtestem Material erbaut wurde. Santa Croce ist eine Art „kirchliche Wallhalla" von Florenz, in deren Räumen sich die

Denkstätte der unsterblichen Bürger der Stadt befindet — es ist die Westminsterabtei der Florentiner.

Es war spät am Abend, als ich durch die Klosterhöfe von Santa Croce schritt. Der Mond warf sein Licht in die Kreuzgänge auf Brunelleschi's Bogenprofile und Gesimse, auf die Steinplatten und Grabesmonumente, welche hier in den Hallen mit Schrift und Bild Kunde von den Todten gaben. Schatten dämmerten um die Giebeldächer der Nebenschiffe — nur der Thurm, ein schlichtes Wahrzeichen der Franziskanerkirche, lag im hellsten Schein. Ich trat durch die Seitenpforte in die inneren Räume, die achteckigen Pfeiler mit den weitgespannten Bogen warfen ihre Schatten in den gewaltigen Raum. Das Mondlicht schien Etwas zu suchen; es leuchtete in die Seitengänge hinein, es suchte die großen Todten und ihre Gräber. Keine Kerze brannte am Hochaltar, kein bunter Schein, wie ihn der Wettkampf des Kerzenlichtes und des Mondlichtes erzeugt, flimmerte über den Boden hin; die letzten Andächtigen, Bettler und Krüppel, hatten das Heiligthum verlassen. Meine Gedanken waren bei der alten Herrlichkeit der Republik; ich dachte der Künstler und Dichter, der Staatsmänner und Freiheitskämpfer, und wie im goldnen Zeitalter von Florenz Nichts „eitel Stückwerk" gewesen, sondern ein ganzes und harmonisches Streben geherrscht, wie der Bild-

hauer den Meißel fortwarf, um zum Schwerte zu greifen, und der Dichter die Feder, um den Stab der Obrigkeit in die Hand zu nehmen. Und mir war's, als rührten sich die Gestalten auf den Sarkophagen, als belebten sich ihre Züge, als flammte Feuer aus den Augenhöhlen, als richteten sie sich auf und schritten mit majestätischem Gang durch den einsamen Raum. War es ein Traum? Erhob sich nicht Dante's Gestalt, stieß die weinende Poesie bei Seite und Italia, die mit dem Finger auf seine Unsterblichkeit zeigt — Dante, mit der Dichterstirn, dem energischen Profil, aber dem etwas altweibischen Zug um den Mund, voll mittelalterlicher Scholastik und Geheimnißkrämerei? „Das war ein Mann, nehmt Alles gleich in Allem" — ein politischer Poet, der die Mächtigen seiner Zeit ohne Weiteres bei'm Schopfe faßte und in seinen Höllenpfuhl versenkte, in seine infernalen Kreise bannte, ein Mann der That, Lenker des Gemeinwesens in schwieriger Zeit, ein Parteimann und guter Patriot, mochte er auch zu der Fahne des deutschen Kaisers schwören! Er hat den Geist *seiner* Zeit, *seiner* Gegenwart erfaßt und ist deshalb unsterblich geworden! Plaudite, posteri — und ahmt es nach, ihr Poeten! Blicke nur nicht nach Deutschland, großer Dichter, wo sie Dich mit Kommentaren steinigen und dabei in ihrer Weisheit alle Poeten verurtheilen, die wie Du aus dem Geiste *ihrer* Zeit zu schöpfen wagen. „Wenn die Könige

bauen, haben die Kärrner zu thun" — doch es giebt Kärrner, die blos den Schutt von den zerstörten Geistesbauten zusammenfahren! Und dort, neben Dante, der würdige Meister mit dem energischen, von dichtem Bart umwallten Gesicht — Michel Angelo Buonarotti! Die Malerei, die Bau- und Bildhauerkunst reichen dir die Palme, doch es fehlt die Bürgerkrone, welche die Republik Florenz dir auf das Haupt setzt! Ich beuge mich vor deinem Genius, in welchem der prometheische Funken lebte, der Trotz auf die eigene, gigantische Kraft! Die Nachahmer deines Genius machten freilich aus deinem Kraftideal eine Fratze — — der Muskel wurde für sie das A und O der Kunst, das Agens des Universums! Du aber wandelst, ein echter Priester des Schönen, ein unabhängiger Künstler, dem die Kunst höher galt als jede andere Rücksicht, und der die Kraft hatte, das Schöne bis an seine äußersten Grenzen aufrecht zu halten, der Nachwelt zu — nicht jene symbolischen Statuen, deine Riesengestalten in San Lorenzo, die Peterskuppel und das Weltgericht der Sixtina sind die unsterblichen Zierden deines Sarkophages. Auch du steigst triumphirend aus dem Grabe, über das die Geschichte und Politik das Medrilla mit deinem Bilde halten — auch du wandelst an mir vorüber mit der Denkerstirn und dem vorsichtig zurückfliehenden Kinn, Machiavelli,

du Diplomat der Arnostadt! Stolz blickst du umher — — denn du siehst die Welt in den Banden deines Systems! Dies System hat glänzende Siege erfochten; es herrscht an der Seine über Europa; es hat ein einiges Italien geschaffen, und die Feinde dieses einigen Italiens an der Tiber fechten unter seinem Banner! Kein zürnender Weltrichter Michel Angelo's schleudert deine Jünger in die Tiefen des Abgrundes; keine divina commedia Dante's erfindet einen Höllengürtel für sie, wo sie zur Strafe für ihre diplomatischen „Zwickmühlen" gemartert werden — geh' ruhig schlafen in deine Gruft; das Jahrhundert ist gekommen, das reif ist für Dein Ideal! Doch noch stolzer schreite du einher, Galileo Galilei! E pur si muove! Die Zeit ist da, wo die freie Wissenschaft jeden Bannfluch überwunden hat! Dies Geschlecht ehrt dich, und seine Besten und Edelsten wandeln auf deinen Bahnen. Und deine Losung ist die Losung geworden, mit der die Menschheit der Zukunft entgegengeht! Du aber, mit dem Schillerantlitz, Alfieri, an der Hand deiner Freundin, der Gräfin Albany, du blickst träumerisch zu den Sternen deines Vaterlandes, die noch immer nicht in wolkenloser Klarheit schimmern!

Welch' ein Reigen unsterblicher Gestalten — — nur Einer fehlt, der Klosterbruder von San Marco, der Prophet von Florenz, Savonarola! — Die Geisterschritte verhallten in der Kirche — still lagen die Grab=

denkmäler im Mondenschein — regungslos die steinernen Bildwerke! Ich hatte sie lebendig vor mir gesehen, die Männer, die nicht Florenz, nicht Italien, die der ganzen Menschheit angehören!

Und am nächsten Morgen ging ich nach San Marco, um die enge Zelle aufzusuchen, in welcher der Dominikanermönch mit weitem Herzen und großem Sinn geträumt, gestrebt, gepredigt!

Es sind zwei Namen, die sich an das Kloster von San Marco knüpfen, zwei Sterne, die aus diesen abgeschlossenen Mauern heraus ein weithin leuchtendes Licht verbreiteten — und doch Sterne von so verschiedenem Glanz, der eine sanft wie der Stern, der über Bethlehem's Wiege stand, der andere feurig wie ein kreisender Komet, der die gewohnten Bahnen durchkreuzt: Fiesole und Savonarola — der Mönch als Künstler und der Mönch als Denker! Der Eine lieh dem kirchlichen Glauben die Zauberschwingen seiner Phantasie — der Andere wollte ihn läutern im Feuer seiner edeln Gesinnung! Diese Bilder Fiesole's in den Kreuzgängen, in den Zellen des Klosters San Marco — sie verbreiten ein liebliches Licht in den düstersten Räumen. Es wird Einem zu Muthe, als hörte man fromme Glöckchen von fernen Kapellen in Waldesstille läuten, und als stimmten alle Blumenglocken mit zauberisch flüsterndem Echo ein! Es ist ein veilchenhafter Duft, der um diese Bilder schwebt. Diese Engels-

köpfchen mit ihrer unendlichen Innigkeit, Unschuld und Lieblichkeit sind aus den Verzückungen echter Andacht herausgeboren — es war das Gemüth eines Kindes, das sie in seinen Träumen gesehen! Doch auch der kühne Reformator trug ein gleiches Ideal in seiner Seele, er verglich die verklärten Bilder kindlicher Frömmigkeit mit den Gestalten, die ihn umgaben, und schleuderte dann seiner eigenen Kirche die Kriegserklärung zu. Savonarola gab sich nicht wie Fiesole selbstgenugsam seinen Träumen hin, er verlangte ihre Erfüllung von der Außenwelt. Fiesole's Bilder waren ein sanfter Trost für ihn selbst, für seine Freunde, die Klosterbrüder — er bevölkerte ihre Zellen mit himmlischen Gebilden; er half ihren nüchternen Seelen nach, die selbst in ihren Träumen so lieblicher Anschauungen nicht fähig waren. Der Maler schafft ein fertiges Kunstwerk, und das Ideal seiner Seele steht vollendet, befriedigend, vor ihm. Der Reformator aber, der mit dem Schwerte des Wortes kämpft, muß sein Ideal einer widerstrebenden Wirklichkeit aufdrängen, in der die festen Umrisse, die wärmsten Farben desselben immer von Neuem zerfließen — sein Leben ist ein ewiges, ruheloses Ringen und sein Tod selbst, der den Ernst dieses Ringens besiegelt, nur eine Anweisung auf die späte Nachwelt. Ehrwürdiges Kloster von San Marco — in deinen engen Zellen blüht ein unsterblicher Frühling; denn Fiesole's Seele hat ihren inneren Lenz hier ver-

ewigt — durch deine engen Gänge aber wandelt ein geharnischter Geist, der Geist Savonarola's, so oft durch die Welt ein Ringen nach Recht, Licht und Freiheit geht!

Die übrigen Kirchen und Klöster von Florenz haben nicht die gleiche geschichtliche Bedeutung! Niemand wird versäumen, San Lorenzo zu besuchen und in der Grabkapelle der Mediceer dem Genius Michel Angelo's zu huldigen, wie dem Andenken jener kunstsinnigen Lenker der Florentinischen Republik. Denn auch das Grabmal des Kosmus von Medici befindet sich in der Kirche, wenngleich Michel Angelo seine Kunst der Verherrlichung minder glänzenden Sprossen des Geschlechtes gewidmet hat. Die ganze Grabkapelle am rechten Querschiff der Kirche ist ein Werk Michel Angelo's — ein freies harmonisches Werk, eine Halle ganz geschaffen, um die mächtigen Bildwerke seiner Hand in sich aufzunehmen. So ergänzten sich hier Architekt und Bildhauer, die der große Künstler in sich vereinte. Die Herren Giuliano de Medici und Lorenzo de Medici waren nun freilich schwierige Aufgaben — denn wie sollte sich der Bildhauer für sie begeistern, und in welchen Allegorieen konnte er ihre Vortrefflichkeit ausdrücken? Michel Angelo war gewiß ein unabhängiger, großgesinnter Künstler — und dennoch hat er auf Bestellung zwei ganz werthlose Vertreter des mediceischen Geschlechtes in Stein gehauen. Da sitzen sie, fest

und stolz und herausfordernd, mit dem Feldherrnstab in der Hand — Giuliano wendet den forschenden Blick zur Seite; Lorenzo mit tiefverschattetem Gesicht scheint über dunkeln Thaten zu brüten. Es ist viel Kunst an diese Gestalten verschwendet — — quittirte Michel Angelo damit für das, was das Geschlecht der Mediceer im Ganzen und Großen für die Kunst gethan? Auf die Sarkophage selbst setzte der Künstler keine allegorischen Tugenden, sondern vier Gestalten, Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung, die hier nicht viel bedeuten und das, was sie bedeuten, nicht ausdrücken. Die Bildhauerkunst stammelt, wo sie eine Allegorie ohne Attribute darstellen soll! Die Kunst Michel Angelo's wollte hier nicht sehr beredtsam sein und am Grabe dieser Mediceer keine Oraison funebre halten. Ihm kam es darauf an, die menschliche Gestalt, den einzigen und ewigen Stoff aller Skulptur, in der markigen Kraft der Formen, wie sie durch Eigenthümlichkeit der Stellung, Lage und Bewegung hervortreten, darzustellen. „Tag und Nacht," jener wie ein riesiger Flußgott gebildet, diese ein nacktes, schlafendes Weib, beide in kühner, unbequemer Lage, mit dem rechten Ellenbogen über den linken Schenkel gelehnt, doch so, daß alle Muskeln mit grandioser Kraft hervorquellen, alle Linien sich mit unnachahmlicher anatomischer Meisterschaft abzeichnen — die Morgen- und Abenddämmerung ruhiger in der Haltung, fließender, sanfter in

den Linien, erstere die schönste, edelste Frauengestalt vom Meißel des Künstlers — das sind die ruhenden Wächter und Wächterinnen an den Gräbern dieser Mediceer. Michel Angelo verschmähte das Attribut, das äußerliche Etikette — seine Gestalten sollten selbst sprechen. Doch das Verständniß ihrer allegorischen Bedeutung konnte erst aufgehen, wenn der Beschauer erfahren, was sie darstellen. Dann mochte man den Tiefsinn des Künstlers bewundern, der Nacht und Tag, die unvereinbaren Gegensätze, so gewaltsam schroff gebildet, während er der Morgen- und Abenddämmerung ein so sanftes, minder ausschließliches Wesen gab — man mochte selbst eine feine Ironie darin suchen, daß er an das Grab dieser nichtssagenden Heroen nur die allgemeinen Mächte der Zeit hingestellt — denn so wichtig ihr Leben auch war — den Kreislauf durch Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung hat es jedenfalls vollendet. Unfertig ist die sitzende Madonna dieser Grabkapelle geblieben — der unruhige Jesusknabe zeigt sich in seiner ganzen kühnen Stellung bereits als ein echter Sprößling des Michel Angelo'schen Genius.

Wie die Verehrer Fiesole's das Kloster von San Marco, werden die Anhänger del Sarto's die Kirche San Annunciata, in der er begraben liegt, nicht unbesucht lassen! Hier finden sich nicht nur seine Freskobilder in der Vorhalle, sondern auch im Kreuzgange seine Madonna del Sacco. Die künstlerisch gedachten

und geordneten Gemälde dieses Meisters verrathen stets einen Zug wohlthuender Eigenthümlichkeit, der sie unverkennbar macht. Der symmetrische Bau seiner Kompositionen wird durch den Glanz und die Harmonie seines Kolorits ebenso verdeckt wie gehoben. Wen aber die Entwickelung der italienischen Malerei in der ersten, auf Giotto folgenden Epoche interessirt, der versäume nicht, jenseits des Arno die Klosterkirche del Carmine zu besuchen, um Masaccio's Bilder aus dem Leben des Apostels Petrus in Augenschein zu nehmen. Hier ist schon charakteristische Bewegung in den Gestalten und Gruppen mit einfachen Mitteln erreicht und doch im großen Styl der geschichtlichen Malerei ausgeführt. Da es unter den Mönchen gegenwärtig keine Fiesole's mehr giebt, so suchen sie sich in anderer Weise Verdienste um die Malerei zu erwerben. Ihre Klosterwände sind zum Theil Palimpseste der Malerei, und sie beschäftigen sich in ihren Mußestunden damit, Entdeckungsreisen an diesen Wandflächen anzutreten und, indem sie den Bewurf mit dem Messer herunterkratzen, alte für die Kunstgeschichte wichtige Gemälde an's Licht zu fördern. So haben die wackeren Mönche des Klosters del Carmine einen ganzen Gemäldecyklus von den Schülern Giotto's, Angelo Gaddi und Spinello Aretino, in der Cäcilienkapelle herausgekratzt. Das Leben der heiligen Cäcilia und Valentinian's, die Taufe derselben durch Sanct Urban, die

Ermuthigung zum Märtyrerthum und eine Reihe anderer Bilder, welche die Zwischenstufe der italienischen Malerei zwischen Giotto und Masaccio zu illustriren geeignet sind, belebt auf einmal die früher kahlen Wände. Mit großer Genugthuung zeigen die Mönche das Messer, das diese Wunderwerke hervorgezaubert, als wäre es der Pinsel Gaddi's und Spinello's selbst. Daß Florenz, Rom ausgenommen, die reichsten Kunstschätze von allen italienischen Städten birgt, ist bekannt, sowie es überflüssig wäre, die Gallerieen der beiden Paläste Pitti und Uffizi mit allen ihren oft besprochenen Meisterwerken noch einmal die Revue passiren zu lassen. Die Gallerie der Uffizien befindet sich im zweiten Stocke eines Palastes, in dessen erstem die Gerechtigkeit thront, und während das feine europäische Publikum zu Raphael's Madonnen und der mediceeischen Venus wallfahrt, drängt sich der „Mob" aus Florenz und Umgegend in die öffentlichen Gerichtssitzungen der Beletage. Die Gallerieen der Uffizien sind von außerordentlicher Ausdehnung und enthalten einen großen Schatz plastischer Bildwerke — die Gemälde sind in den zahlreichen Sälen nach Schulen geordnet. Zu bedauern ist nur, daß in der „Tribuna," dem glanzvollen Mittelpunkte dieser Sammlungen, Statuen und Bilder gegenseitig den Eindruck stören, indem die Venus Tizian's der mediceeischen über die Schulter sieht! Wir überlassen diese mädchenhafte Kokette,

deren Schönheit mancherlei Flickwerk zeigt, bereitwillig der Bewunderung ihrer zahlreichen Verehrer — uns erscheint die Venus Tizian's größer gedacht und als Gemälde nicht minder künstlerisch ausgeführt, wie die weltberühmte Statue als plastisches Werk. Tizian's Venus- und Magdalenenbilder, sowie die Madonnen Raphael's, die sich theils in der Tribuna, theils im Palazzo Pitti befinden, erschöpfen fast das Frauenideal des Mittelalters. Die Madonna della Sedia Raphael's ist das höchste Ideal schöner Weiblichkeit im milden Lichte der edelsten Empfindung — Tizian's Venus ist das Weib in aller Gluth sinnlichen Lebens, in der siegesgewissen Glorie körperlicher Schönheit. Heine's Ausspruch, daß ein schöner Körper auch seine Seele hat, bewährt sich vor diesen Bildern. Zwischen der Madonna und der Venus steht die Magdalena, die von Titian ebenfalls vollendeter dargestellt worden, als von allen andern Malern, selbst Correggio nicht ausgenommen. Eine Magdalena ohne sinnliche Ueppigkeit ist eine Vogelscheuche — der Magdalena Tizian's glaubt man, daß sie gesündigt hat, und noch bereuend kämpft sie mit den Gluthen der Wollust, die dieser schöne, üppige Leib zu athmen scheint!

So reichhaltig die Uffizien sind — — der Palazzo Pitti wird durch seine Gemäldegallerie stets noch eine größere Anziehungskraft üben. Das imposante Gebäude, aus Rustikaquadern gethürmt, die Prunksalons

mit Cortona's Deckengemälden, die zwar ohne Tiefe, doch von einer ansprechenden Helle und Freudigkeit sind, die prachtvollen Tische mit ihren Edelsteinmosaiken — das Alles paßt zu diesen Raphael's, Murillo's und Tizian's, diesen Perugino's und Andrea del Sarto's, diesen Rubens und Salvator Rosa's. Wer kann sich von diesen Bildern trennen — von der Madonna Murillo's, der kindlichsten aller Mütter, von Raphael's Madonnen, den seelenvollsten Frauenbildern, welche die Kunst kennt, von de Sarto's „Assunten" mit ihrem herrlichen Kolorit und der großartigen Architektonik der Composition. Wer fühlt nicht vor Michel Angelo's „Parzen," daß er altert? Wie viel Geschichte läßt sich nicht aus den Portraits Raphael's und Tizian's studiren! Die Caracci's und Guercino's, die Paolo Veronese's und Tintoretto's, das großartige Prachtbild von Rubens: der in den Krieg ziehende Mars, Guido Reni's Cleopatra — wer käme zu Ende, wollte er alle die hervorragenden Kunstwerke dieser Gallerie erwähnen?

Der großherzogliche Palast von Florenz ist jetzt eine Art von Nationaleigenthum geworden. Die Madonna del Granduca, die sich früher meistens in den Gemächern des Großherzogs befand, hängt jetzt in Reih und Glied mit den andern Bildern. Noch giebt es in Florenz respektable Bürger genug, welche den Fürsten bedauern, daß er ein so herrlich „eingerichtetes" und so kostbar meublirtes Residenzschloß verlassen mußte!

Und gar der Garten Boboli mit seiner prächtigen Mittelterrasse, seinen werthvollen Bildwerken, mit seinen schattigen Gängen und köstlichen Durchblicken auf die Stadt und die Berge! Das einige Italien hat noch viele festwurzelnde Sympathieen, namentlich in den früheren Residenzen zu überwinden, in denen die Bürger den „eigenen Hof" vermissen, der ihren Stolz ausmachte und ihnen zum Vortheil gereichte. In Toskana war im Ganzen eine wohlwollende und vorsorgliche Regierung — — die Kirche half natürlich regieren — doch es ging still im Lande her. Den alten, patriarchalisch gewöhnten Bürgern mißfällt das neue Regiment mit seinem fortwährenden militärischen Lärm, dem Getrommel und Geblase, das sie aus ihrer Ruhe aufstört und aufdringlich an die neue Herrschaft gemahnt. Dennoch hat die alte Regierung nur Sympathieen, keine Partei für sich. Alle gebildeten und thatkräftigen Kreise beherrscht die Idee des „einigen Italiens" als die einzig patriotische und fruchtbare, als die Mission des Jahrhunderts. Piemont gilt den Meisten für berufen, diese Idee zu verwirklichen — mindestens als die Axt, die den Urwald lichtet! Piemont ist kein genialer Staat — das Morgenroth der großen Ideen schwebte nicht über den Bergen Savoyens, auch ehe sie an Frankreich verkauft wurden. Doch Piemont hat den richtigen Instinkt, weiß den Augenblick zu benutzen, versäumt Nichts, hat

keine principiellen „Vorurtheile,“ stellt den rechten Mann an den rechten Platz, hat Muth und Kraft zu handeln. Piemont ist ein gut disciplinirter Staat — Italien muß gleichmäßig disciplinirt werden — das ist die etwas rohe Vorarbeit zur innern Einheit. Und dafür sind die jetzigen Beherrscher die rechten Leute. Freilich, die Rechte wie die Linke schreien über Despotismus und Unterdrückung! Doch wer die Einheit will, muß mindestens den Muth haben, auf einige Zeit der Freiheit zu entsagen.

Wenden wir uns von der Weltbühne zu den weltbedeutenden Brettern! Florenz erfreute sich kurze Zeit des schönsten und größten Volks- und Sommertheaters Italiens. Ich war zugegen, als das politeama Vittorio Emanuele zum ersten Male seine Pforten dem Publikum erschloß, und freute mich des großartigen Baues, dessen amphitheatralisch ansteigende Sitzreihen an die Arenen des Alterthums erinnerten, der in seinen weiten Räumen 7000 Zuhörer faßte. Und die Zahl der Anwesenden war nicht geringer. Die große Platea, die geräumigen und geschmackvollen Vorhallen, die glänzende Beleuchtung, die tiefe Bühne — es war in architektonischer und dekorativer Hinsicht Alles geboten, um ein großes Volksdrama zu ermöglichen. Die Direction schien sich freilich über die letzten Zwecke einer Volksbühne so wenig klar zu sein, wie dies in Deutschland in der Regel bei den Leitern der neu-

erstandenen großen Volkstheater der Fall ist; denn sie brachte eine Oper: Lucia von Lammermoor zur Aufführung, was sie billiger Weise der Pergola, dem großen Operntheater von Florenz, überlassen konnte. Die Akustik einer „Arena" ist nicht für große Opern geschaffen — hier verhallten die Stimmen bei aller Anstrengung, ohne irgend einen Eindruck zu machen. Dagegen war die große Pantomime: Carlo il guastatore oder der Uebergang über die Beresina ein prachtvolles Schaustück — die militärischen Tableau's, die Ballscenen mit einem glänzenden Aufwand von Komparserie und Kostümen, mit Geschmack und Lebendigkeit arrangirt! Die ersten Solotänzerinnen konnten zwar mit der Pergola nicht wetteifern — doch einzelne Ensembletänze, bei denen die militärischen Exercitien in den schwebenden Reigen der Ballnymphen geschickt verwebt waren, machten einen originellen und günstigen Eindruck! Der Uebergang über die Beresina selbst mit Pferden, Geschützen und Wagen war anschaulich dargestellt — nur das Schlußtableau blieb hinter den übrigen Vorführungen zurück. Was konnte diese Bühne bei ihren gewaltigen Mitteln für ein nationales Drama leisten! Doch leider! fehlen bis jetzt in Italien die Kräfte, die es zu schaffen vermögen — denn wo die Pantomime aufhört, fängt die Phrase an! Inzwischen ist das Politeama ein Raub der Flammen geworden. Der Baumeister Bonaiuti, den

ich an diesem ersten Abend so oft mit dem Hut in der Hand von der einen Seite des Prosceniums nach der Andern schreiten und mit fortwährenden Bücklingen den jubelnden Zuruf des Publikums erwiedern sah, soll vor Schreck über die frühe Zerstörung seiner Schöpfung in Ohnmacht gefallen sein. Schade um dies großartige Theater! In der kleinen Arena Goldoni sah ich ein Rührdrama nach dem Französischen: La gerla di Papa Martin ovrero il facchino del porto (der Tragkorb des Vater Martin) mit ganz vortrefflichem Zusammenspiel darstellen. Namentlich gab Rossi den „Papa Martin" in naturwahrer, treuherziger und ergreifender Weise, wie ein Darsteller unserer alten, guten Schule, die sich an Iffland's Dramen herangebildet. Ein ungerathener Sohn, dessen Schulden der Vater bezahlt und dadurch selbst in so tiefe Armuth geräth, daß er Lastträgerdienste ausüben muß, bildet das dramatische Agens des Stückes! Der Sohn kehrt von Amerika vermögend zurück — der Vater schleppt ihm sein Gepäck. Wiedererkennung, Rührung, Freude. Dies Drama wirkt durch die Einfachheit echt menschlicher Motive! Und welche Skala von Empfindungen bietet es dem Darsteller der Titelrolle dar! Wie ist er anfangs von der Trefflichkeit des Sohnes überzeugt — wie erschütternd wirkt die Gewißheit des Irrthums, die mit dramatischer Steigerung über ihn kommt! Wie zartfühlend sucht er seiner

Frau den Leichtsinn des Sohnes zu verbergen! Wie tapfer, wie energisch trägt er sein Unglück! Er verdient sich die Theilnahme des Publikums, das am Schluß mit ihm Freudenthränen weint!

Da die schöne Welt von Florenz nicht mehr in der Pergola zu finden war, so mußte man sie draußen in dem Parke der „Cascinen" aufsuchen, wo allabendlich der Florentiner Korso seinen unvermeidlichen Verlauf nimmt. Vor der Restauration der Cascinen halten die Wagen — das Männerpublikum zu Roß und zu Fuß nähert sich dem Schlag und plaudert mit den Damen. Diese Sitte ist hier mehr zu Hause, als im übrigen Italien. Engländerinnen im Amazonenkleide zu Pferde beleben die Bühne — — Franzosen tummeln muthige Rosse — — nur Deutschland geht wie überall zu Fuß. Die untergeordnete Rolle, welche die Deutschen im Auslande spielen, empfindet gewiß Jeder mit innerm Unmuth. Das Lesekabinet des jüngst verstorbenen Vieusseux, dessen Verdienste um geistiges Leben in Italien mit Recht anerkannt worden, kündigt z. B. französische, englische, deutsche Zeitungen an. Man abonnirt und sucht die deutschen Zeitungen. Ein Zimmer mit italienischen Blättern — ein anderes mit Mylords, mit Times und Daily-news — ein drittes mit allen französischen Zeitungen — wo bleibt Deutschland? Endlich entdeckt man, unter dem „Siècle," den „Debats" und andern Folios verschüttet, die „Augsburger

Allgemeine," die hier à la suite der französischen Presse erscheint. Die Kascinen bieten viel Anmuthiges durch hohe, prächtige Bäume und durch den Blick auf den Arno. Wer aber die Schönheit der Umgebungen von Florenz, den ganzen Reiz seiner Lage genießen will: der wandere über den Arno hinüber zu der Höhe des bello sguardo oder ersteige zwischen Gartenmauern und Künstlervillen die steile Höhe von Fiesole und blicke vom Kreuzgange des Dominikanerklosters auf die Stadt. Malerisch liegt ihr Kern im Arnothale — doch malerischer rings zerstreut ein zweites Florenz — Villa an Villa, in Thälern, auf Hügeln, soweit das Auge reicht — Firenze la bella!

Rom.

Römische Eindrücke.

Der bekannte Vetturin, der mit der Peitsche auf die Peterskuppel zeigt und in der Brust der Reisenden das Gefühl erweckt, welches Gottfried von Bouillon bei'm Anblick Jerusalems beseelte, dieser Vetturin, die beliebte Titelvignette aller Beschreibungen Roms, kam unserm Scharfblick nicht zu Hilfe, wir mußten die Peterskuppel selbst entdecken. Denn wir saßen im hinteren Coupé der Diligence, welche vom Ausgangspunkte der Florenzer Eisenbahn nach der Hauptstadt der Welt führt, und machten die Bekanntschaft unserer Postillone erst dann, wenn sie, eine buona mano fordernd, bei jeder Station an die Wagenthüre traten. Durch Südtoskana's herrliche Gebirgswälder, über den Bergkegel, auf welchem ebenso malerisch wie mit entzückendem Fernblicke das weinberühmte Orvieto liegt, durch Viterbo hindurch waren wir in der Campagna angelangt. Die Sehnsucht nach der ewigen Roma ließ uns den Staub der Wege, von welchem wir von Kopf zu

Fuß im wahren Sinne des Wortes eingepudert waren, und den sauern Wein der Osterien verachten, ja selbst auf den hohen Bergkegel des Oreste, den Horazischen Mons Soracte, eine liebe Erinnerung von den Schulbänken her, warfen wir nur einen beiläufigen Blick. Endlich erblickten wir die Peterskuppel — — an einer verfallenen Osterie, an einigen Campagnareitern vorbei — und wir fuhren über die gelbe Tiber. Der Ponte Molle, der alte Pons Milvius, der hier über den Fluß führt, erweckte abermals eine Jugenderinnerung in mir! Denn als ich in Quarta ein fünfaktiges Trauerspiel: „die Verschwörung des Catilina" zu dichten den Muth hatte, ließ ich eine der Hauptscenen an dieser Brücke spielen, wo die Gesandten des Catilina verhaftet wurden. Da lag sie nun vor mir, diese Brücke, die Tiber, das ewige Rom! Doch die Häuser links und rechts an der Straße sind doch gar zu elend und charakterlos. Die Porta del Popolo — endlich wird die Herrlichkeit der Weltstadt uns aufgehen! Päpstliche Polizeibeamte berauben uns unserer Päffe — wir haben Muße, die Piazza del Popolo etwas näher in's Auge zu fassen. Drei lange schmale Straßen münden hier — zwei Zwillingskirchen dem Thor gegenüber — — wir haben sie auf dem Gensd'armenmarkt von Berlin größer und schöner gesehen. Auch die Raphaelskirche San Maria del Popolo, links vom Thor, macht keinen bedeutenden Eindruck. Doch zur

Rechten und Linken Götterbilder — in der Mitte des Platzes der Obelisk von Heliopolis — zwei sprudelnde Fontainen — wir sind in Rom!

Die Initiative der päpstlichen Polizei liegt hinter uns — doch noch harrt unsrer die päpstliche Dogana. Welche traurige Straße, die Via Babuina, eine Hauptstraße, welche den Vatikan mit der Porta del Popolo verbindet. Die Häuser so schmutzig, der Verkehr so schläfrig! Endlich langen wir im Hofe des Postgebäudes an — vorüber an der Kirche San Luigi de' Francesi, einem Schmuckkästlein des französischen Nationalruhms, wie wir bei dem späteren Besuche dieses geschmackvollen und glänzenden Gebäudes entdeckten. Die Dogana hat die Koffer durchwühlt — der Kondukteur der Post sein Trinkgeld eingefordert. Jetzt hinauf zur Casa Tarpeja, wohin wir unsere Sachen bringen lassen! Wir gehen zu Fuß, um ungestörter die Eindrücke der ewigen Stadt in uns aufzunehmen. Enge düstere Straßen — hin und wieder die lange Seitenfront eines Klosters — freie Plätze mit Kirchen ohne bedeutende Façaden — hier Maria sopra Minerva — dort die reich, aber geschmacklos ausgestattete Jesuiterkirche del Gesu — die alte Kirche St. Apostoli — wir blicken empor — ein sanft ansteigender Aufgang führt zu einem mit Bildwerken geschmückten Platz — es ist das Kapitol! Wir haben uns dies Kapitol viel größer und höher gedacht! Die

Löwen unten — die steifen Rossebändiger neben ihren Poni's — Marc Aurel auf seinem wohlgenährten Pferde — die Flußgötter hinten — ein ganzes Museum im Freien — das also ist das Kapitol! Doch wo ist der tarpejische Fels, so verhängnißvoll für die alten Staatsverbrecher? Links steigt eine gewaltige und imposante Freitreppe zur Kirche Araceli empor, doch auch diese Kirche, denkwürdig durch Rienzi's Volksreden, liegt hier oben wie im Versteck! Wir suchten den tarpejischen Felsen also zur Rechten, wo der bekannte preußische Adler über einem Hofthore uns heimathlich gemahnt. Der Palast Carafelli, das preußische Gesandtschaftshotel, ist allerdings auf dem tarpejischen Felsen erbaut — — unter den Ställen, wo jetzt die Pferde des Herrn v. Willisen gefüttert werden, tritt er am klarsten zu Tage — — und die Mauerreste im Garten gehören dem Tempel der Juno an. Doch die Casa Tarpeja des Herrn Schulz ist in diesem breiten gepflasterten Hofraume nicht zu finden, obgleich auch sie zu dem kapitolinischen „Preußen" gehört. Wir müssen zurück zu Marc Aurel — vorüber an der französischen Wache des Konversatorenpalastes, hinter welchem abermals eine steile Freitreppe in die Höhe führt. Oben traten wir durch eine Art von Propyläen, die später bei der abendlichen Dunkelheit auf uns oft einen unheimlichen Eindruck machten, indem der steinerne Fußboden dieser Hallen einer Schaar heimathloser Staatsbürger

Rom's als Schlafstelle diente, und wir stets Gefahr liefen, über lebende Wesen zu stolpern, die sich wahrscheinlich nicht einmal über das Recht ihrer Existenz und ihre Häuslichkeit legitimiren konnten. Welch' ein Gedanke für einen Preußen, der seinen Gensd'armen in der Brust trägt! Die Gasse vor uns erinnert an das Berliner Voigtland. Rechts eine zweistöckige Proletarierkaserne — Thür an Thür — Fenster an Fenster — Wäsche aus allen Fenstern heraushängend — vor allen Thüren Kopf an Kopf eine dichtgedrängte Bevölkerung aus der ärmsten und zahlreichsten Klasse — Kinder durcheinanderwimmelnd wie Frösche nach einem Froschregen — — links die Casa Tarpeja, ein Spital für preußische Kranke, ein Hotel garni für deutsche Reisende — — das Wohnhaus der Archäologen, welche hier fortwährend antike Luft athmen, daneben das archäologische Museum, ein einstöckiges Haus, welches sich freundlichst jeden Vergleich mit Berliner und Dresdener Museen verbittet und von Giebelfeldern, Vorhallen, säulengetragenen Dächern u. dergl. m. nicht einmal zu träumen wagt! Und hier soll, nach der Ansicht der meisten Gelehrten, die arx capitolina gestanden haben.

O ihr Schatten des Julius Cäsar und Pompejus, des Brutus und Cato — was würdet ihr sagen, wenn ihr jetzt zur Erde hernieder- oder heraufstiegt, um die Herrenburg des alten Rom zu besuchen? Auf dem

tarpejischen Felsen werden uckermärkische Gespräche geführt und preußische Päffe visirt — und hier, wo Brutus schlich, den Dolch im Gewande*), die Bettelarmuth des heutigen römischen Proletariats neben der antiquarischen Gelehrsamkeit, welche wie der echte Glaube Berge zu versetzen vermag! Bettler, Kranke und — deutsche Gelehrte! Was würden die alten Helden zu diesen Barbaren sagen?

Von den hinteren Gallerieen der Casa Tarpeja aus erfreuten wir uns indeß bald an der freundlichen Aussicht über die Trümmerstätten der Weltstadt. Dieser Anblick ist unvergleichlich, und nur Rom kann ihn gewähren. Rechts windet sich die Tiber um den Aventin, dessen Berggipfel, von hier aus gesehen, am stattlichsten und am schärfsten gezeichnet hervortritt — daneben der Palatin mit seinem kolossalen Mauerwerk — links das Kapitol und in einer Linie das Forum Romanum, das Kolosseum, der Lateran! Tempel- und Palasttrümmer, Ehrenthore und Amphitheater, Kirchen und Klöster — die ereignißreichsten Stätten der Geschichte! Hinten im blauen Duft das Lateiner- und Sabinergebirge! Und dies Alles für ein tägliches Entrée von 1½ Francs, bezahlt an Herrn Scholz, den

*) Nach Shakespare, dessen poetischer Licenz ich hier folge. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung wurde Cäsar in einer Halle des Theaters des Pompejus, wo sich der Senat diesmal versammelte, ermordet.

Kanzleidirektor der preußischen Gesandtschaft und den Verwalter der Casa Tarpeja! Kann man wohlfeiler zu großen Gedanken kommen? Denn wen hier nicht eine Ahnung weltgeschichtlicher Elegie oder Theodicee überkommt — der muß entweder ein Geschäftsreisender sein oder ein echter deutscher Pfahlbürger, der auf dem Kapitol derselbe kapitale — Familienvater bleibt, der er in seinen vier Pfählen gewesen!

In den nächsten Tagen durchwanderten wir die Weltstadt, um uns ihren Plan und die Physiognomie ihrer Straßen und Plätze genauer einzuprägen. Der erste ungünstige Eindruck erhält sich längere Zeit, die Straßen sind und bleiben ernst und düster, die Paläste groß, massenhaft, aber selten gefällig, die Häuser unfreundlich, oft schmutzig. Künstlerisch gestimmte Reisende finden das Alles sehr „pittoresk" und bewundern deshalb die Tiberfronte Roms zwischen dem Ponte Sesto und den Inselbrücken von San Bartolomeo. Doch eine Ruine kann pittoresk sein — nicht aber ein bewohntes Haus, das den Einsturz droht! Ein so grenzenloser Verfall macht einen unangenehmen Eindruck — das national-ökonomische Gewissen sträubt sich gegen diese Art von „Romantik." Es ist unglaublich, was unsere exaltirten Reisenden über Italien zusammenphantasiren. Wie oft liest man und hört man nicht von den „antiken" Linien des Albanergebirges! Als ob sich die Berge in Italien von der

Geologie emancipirten und zur Kunstgeschichte gehörten! Dieselben antiken Linien finden sich auf den Philippinen und Molukken und im Lande, wo der Pfeffer wächst — überall wo sich Berge vulkanischen Ursprungs erheben! Die schlechte Straßenpolizei macht diese römischen Straßenwinkel noch unleidlicher! Schmutzige Wäsche hängt und flattert überall im Winde; die Straßengossen sind meistens über ihren Lauf schlecht orientirt; Kehrichthaufen von den verschiedensten, für den Chemiker interessanten Bestandtheilen hemmen den Verkehr, und wenn uns der günstige Zufall nicht schützt, theilen wir das Loos des Sokrates, ohne seine Weisheit und seine Xantippe zu besitzen, indem geschäftige Hände aus allen Fenstern herausschütten und gießen, was für den Haushalt überflüssig geworden ist.

Doch dieser ungünstige Eindruck des Einzelnen muß zuletzt dem großartigen Gesammteindruck weichen, den die Stadt macht. Rom wächst von Tag zu Tag vor unseren Augen — die bedeutsame Gliederung der Stadt tritt immer klarer vor uns hin.

Den Mittelpunkt des heutigen Rom, seines lärmenden, geschäftlichen Treibens, seiner fashionabeln Schaustellungen und volksthümlichen Feste bildet derjenige Stadttheil, der in der alten Ebene des Marsfeldes aufgebaut ist und sich vom Fuße der Berge Pincio und Quirinale und des kapitolinischen Hügels bis zur

Tiber erstreckt. Der in einer großen Biegung ausweichende Fluß bildet gleichsam die beiden Katheten dieses krummlinigen Dreiecks, dessen ebenfalls gekrümmte Hypotenuse durch die Basis jener drei Berge gebildet wird. Während die drei von der Piazza del Popolo auslaufenden Straßen und die zahlreichen, sie verbindenden Gassen noch eine gewisse Regelmäßigkeit in der Abgrenzung der Stadtviertel an den Tag legen und die Orientirung erleichtern, bildet der weiter gegen den Fluß vorgeschobene Stadttheil ein Labyrinth von Straßen, Gassen und Gäßchen, Winkeln und Plätzen, von geraden und krummen, zusammen- und auseinanderlaufenden Verkehrslinien, daß es langer Zeit bedarf, um sich in diesem Durcheinander zurechtzufinden. Nur wenige Straßen von den Tiberbrücken aus bilden hier eine längere Flucht — den andern geht der Odem in der Regel sehr rasch aus; irgend ein Winkel, ein Plätzchen schiebt sich dazwischen; ein neues Stück Straße beginnt, um ebenso rasch zu enden. Dieser Baustyl kennt nur zerhackte Sätze und von lauter Gedankenstrichen unterbrochene Perioden. Hin und wieder bilden die Straßen einen bandwurmartigen Knäuel, und man wird von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt. Das Versteckspiel Venedigs wiederholt sich hier in Rom. Oft umgeht man die schmutzige und interesselose Peripherie eines Kreises, während ein großartiges Baudenkmal, ein Palazzo, eine Kirche von

historischer oder architektonischer Bedeutung den Mittelpunkt desselben bildet.

Die Hauptstraße Roms ist der Corso, an den man aber durchaus nicht den Maßstab unserer großen Residenzstraßen anlegen muß. Denn so lang gestreckt er zwischen der Piazza del Popolo und dem Kapitol verläuft, so schmal ist er und so verdunkelt von den hohen Häusern auf beiden Seiten. Es ist bekannt, daß hier der große Faschingsjubel gipfelt; doch auch im alltäglichen Verkehr herrscht hier das regste, fashionable Leben. Die Läden der Straße zeichnen sich nicht durch allzu große Eleganz aus — und auch aus den zahlreichen Café's strömt uns kein magischer Lichterglanz entgegen. Die Paläste an beiden Seiten der Straße haben meistens einen düstern, massenhaften Charakter, wenngleich sie allein dem Corso ein etwas hervorragendes und bedeutsames Aussehen geben. Einige derselben sind von ihrer aristokratischen Höhe herabgestiegen und geben ihre Räume theils zu Zinswohnungen, theils zu Café's und Restaurationen her. Die besten Façaden haben die Paläste Ruspoli und Sciarra — der erstere außerdem die schönste Treppe in Rom, von parischem Marmor, der letztere nicht unbedeutende Kunstschätze, welche jetzt aber dem Publikum verschlossen sind, weil die Herzogin selbst in Neapel wegen bourbonischer Umtriebe verhaftet und in einen Hochverrathsprozeß verwickelt ist. Seltsam, wie die Politik den

römischen Adel spaltet! Der Besitzer der schwer zugänglichen Villa Ludovici, Fürst Piombino, muß als offener Anhänger der Piemontesen aus Rom flüchten, während eine römische Herzogin als Anhängerin der Bourbons den Corso mit einem neapolitanischen Gefängniß vertauscht *). Der großartigste Palast des Corso ist der Palazzo Doria, ein imposantes Gebäude mit drei Façaden von drei verschiedenen Baumeistern, das mit seinen Höfen ein ganzes Stadtviertel umfaßt. Prächtig ist der schmale Spiegelsaal mit den gemalten Decken, ein glänzendes Muster des Barockstyls, durch welches die früheren großen viereckigen Säle verdrängt wurden. Die Gemäldegallerie des Palastes ist sehr reichhaltig. Doch machen nur die großen Landschaften von Claude Lorrain, namentlich die Flucht nach Egypten und der Tempel Apollo's, einen bedeutsamen Eindruck. Ihnen schließen sich die vier großen historischen Landschaften von Annibale Caracci an. Ein Doppelportrait des Raphael bietet durch die großartig freie Auffassung ein künstlerisches, zwei prägnante Bilder von Machiavelli und Andreas Doria von Piombo ein historisches Interesse. List und Vorsicht spiegeln sich in den Zügen des Ersteren, in denen namentlich das zurückfliehende Kinn charakteristisch ist, während das Gesicht des großen Genuesen würdigen

*) Sie ist gegenwärtig wieder freigelassen worden.

Ernst und entschiedene Thatkraft athmet. Die beiden Gesichter gemahnen zusammen wie der Januskopf des italienischen Volksgeistes. Die Macchiavelli's und Doria's lösen sich ab in der Geschichte Italiens! Dieser Januskopf trägt in der jüngsten Epoche die Unterschriften: Cavour und Garibaldi. Die Palastreihe des Corso wird nach dem Venetianischen Platze zu von dem Palast abgeschlossen, der den verhängnißvollen Namen Bonaparte trägt. Doch besitzt der jetzige Inhaber desselben, einer der harmlosesten und gutmüthigsten Bewohner Roms, ein eifriger Besucher aller Sommer- und Volkstheater, wenig von dem historischen Geiste, der sich an diesen Namen knüpft, und muß als ein unschuldiges Opfer mehrerer grausamen Demonstrationen betrachtet werden, die man wegen seiner politischen Indifferenz in der nationalen Frage gegen ihn richtete!

Vom frühen Morgen ab, wo die beladenen Marktesel und Marktwagen in die Stadt kommen, herrscht auf dem Corso ein reges Leben. Später drängen sich Käufer und Käuferinnen in den Läden — und die Aktien- und Börsenmänner, welche im römischen Klima trotz der Malaria sehr gut gedeihen, gehen in lebhaften Debatten auf und nieder oder bilden an der Ecke der Piazza Colonna permanente Klubbs. Dazwischen spaziert der Reisende mit seinem Lohnbedienten, flanirt der römische Stutzer mit rothem oder farbigem Hals-

tuch, eine katilinarische Existenz — wer weiß, ob sich nicht in seiner Tasche die fliegenden Blätter befinden, in denen die römische Nationalregierung zum Volke spricht, und die man auf der spanischen Treppe und überall sonst ausgestreut finden kann. Der stattliche Carabiniere mit seinem Dreimaster geht aufmerksam hinter ihm her — er hat durch lange Uebung die rechte piemontesische Witterung. Der ehrwürdige langbärtige Franziskaner daneben, in der schlichten, braunen, durch einen Strick zusammengebundenen Kutte kümmert sich nicht um Politik — doch er ist ein Gelehrter und war, als er noch der profanen Welt angehörte, seines Zeichens ein Professor. Unter seinen Brüdern finden sich die Abkömmlinge alter Geschlechter. Ueberall Geschichte, Roman und Novelle, wohin das Auge fällt! Die altrömischen Saturnalien spielen unter der Mönchskutte fort, welche die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht.

In langen Reihen schläfrig und oft stockend bewegt sich jetzt der Wagenkorso die Straße entlang, die von ihm den Namen führt. Das Publikum kennt die dicken Pferde seiner Principe's und Principessa's, denn durch die alltägliche Uebung schärft sich der Blick, und dennoch unterläßt es nicht, stets von Neuem auf die Borghese's und Doria's und Colonna's hinzublicken. Der neue Rosahut der einen Frau Fürstin und die neue Moirée-Robe der Andern verdienen diese Aufmerksamkeit! Auch

die vornehmen Besitzer und Besitzerinnen der Equipagen kennen den ganzen Korso, Haus für Haus, auswendig, wie ein Rosenkranzgebet! Womit beschäftigen sich ihre Gedanken? Doch nur mit dem Eindruck, den sie selbst hervorbringen! In diesem oder jenem unbekannten Gesicht steht ein Ausrufungszeichen der Bewunderung aufgepflanzt — das ist die genügende Valuta für eine Korsofahrt! Am Sonntag nach der Kirche gilt es indeß nicht für fashionable, im Wagen zu erscheinen. Da ist glänzende Fußpromenade — das vornehme Rom erscheint in voller Lebensgröße auf dem Trottoir; die optischen Täuschungen, welche durch den Kothurn der Carozza hervorgerufen wurden, verschwinden — — man kann die Höhe der ambrosischen Göttinnen messen und aus nächster Nähe in ihre junonischen Prachtaugen sehen.

Abends verändert sich die Physiognomie des Korso — da überwiegt das Leben der Café's, deren Stühle hinaus auf die Trottoirs der Straße gerückt werden. Im Mondlicht zeichnen sich die Schatten der Paläste auf der alten via Flaminia — doch die Römer sind keine Romantiker, die sich um den Mond kümmern! Pikante Skandalgeschichten aus gewissen Regierungskreisen, das begeisterte Lob einer neuen Primadonna, Eisenbahnaktien, die Tombola, Mord- und Criminalgeschichten, eine lärmende politische Debatte — wer kennt alle die Trümpfe, welche zu Tage kommen, wenn

die Unterhaltung des jungen Roms die Karten mischt? In diesen Kaffeehäusern ist der römische Principe neben dem einfachsten Bürger zu finden, denn er schleppt seinen Stammbaum nicht überall mit herum; er entkleidet sich seiner Grandezza, er fühlt sich als Bürger unter seinen Mitbürgern. Horch — da ertönt der Zapfenstreich — aber so frisch, so kriegerisch, daß Einem das Herz im Leibe hüpft! Die Franzosen marschiren vorüber, aber im feurigen Sturmschritt, als wollten sie eine Batterie erstürmen — — und diese Trompeten haben nicht den Nachtwächtertakt, sondern ein so wildes Tempo, als sollten sie Mauern um- und nicht die Lichter in den Kasernen ausblasen!

Auf der Piazza Colonna, in der Mitte des Korso, ist die französische Hauptwache. Die Antoninsäule trägt auf ihrer Spitze keinen römischen Imperator mehr, sondern den heiligen Paulus. Das zahlreiche Publikum, das sich zu Füßen der Säule versammelt, verehrt indeß weder den einen, noch den andern, sondern nur den Heiligen der Börse, dessen Legenden von neuestem Datum sind. Weiterhin ist der Monte Citorio mit dem Obelisken Psammetich's, den Goethe während seiner Anwesenheit in Rom auf der Erde liegen sah, da er auf diesem Platze erst 1792 aufgerichtet wurde. Im Palazzo des Monte Citorio befindet sich die römische Polizei. Der alte Psammetich, der das Nilland zuerst den Fremden öffnete, kannte gewiß die

Paßschereien nicht, welche hier im Fremdenbüreau an der Tagesordnung sind. Ein unscheinbares „Café," dicht neben dem Polizeigebäude, versammelt allabendlich einen zahlreichen Kreis. Hier hat der römische „Schachklubb" sein Asyl gefunden. Für den Reisenden ist's gewiß eine strafwürdige Ketzerei, in dem ewigen Rom Schach zu spielen. Dennoch besuchte ich öfter den Klubb. Wenn man von so vielen und starken Eindrücken bestürmt wird, wie in dieser Weltstadt, läuft man Gefahr, sich ganz in ein Passivum zu verwandeln, und fühlt das Bedürfniß, wenigstens auf irgend einem Gebiete selbstständig und thätig aufzutreten. Die Italiener kennen die ganze neue Schachtheorie, die verschiedenen Gambitarten und bringen sie zum Theil mit großer Eleganz zur Anwendung. Dennoch halten sie an zwei Eigenheiten fest, an der freien Rochade und an dem Grundsatz, daß der Bauer vorüberziehen darf, ohne geschlagen zu werden. Durch einige enge Straßen gelangt man von hier auf den freien Platz, den das Pantheon schmückt — dies großartige Denkmal alt römischer Baukunst. Seiner prächtigen Vorhalle gegenüber haben sich in der Mitte des Platzes um die Fontaine herum die Limonadenverkäufer mit ihren Buden angesiedelt. Nichts erquicklicher, als der Anblick dieser kühlen Schankstätten! Unsere kohlensauren Jungfrauen sollten eine Kunstreise nach Rom machen, um auf dieser hohen Schule die Zubereitung der kühlenden

Getränke zu studiren. Doch freilich! wo finden sich sonst so zahlreiche Fontainen, wie in Rom? Durch Röhren wird der frische Quell in die Buden geleitet — goldene Südfrüchte, die der Baum bereitwillig gespendet, liegen hier lockend zur Schau — rasch ist der Trank bereitet. Das ist Alles so naiv, so ursprünglich, so homerisch — und dabei so wahrhaft labend in der Sommerhitze! Die Fontainen und die Limonadenbuden erschienen mir stets wie eine Oase in der schwülen Häuserwüste Roms.

Der Platz vor dem Pantheon ist sehr belebt — namentlich drängt sich die Menge in die Osterien, die ihn von allen Seiten umgeben. Diese Osterien erinnern, mögen sie auch im Mittelpunkt der Stadt gelegen sein, auffallend an unsere Dorfschenken; verräucherte Räume, schlechte Holztische und Bänke, der Kochherd daneben, auf dem man das bestellte Mahl prinzeln und schmoren sieht, Brod ad libitum, wohlfeile Landweine, welche bei öfterem Genuß die Haut mit rothen, juckenden Pünktchen tätowiren! Wohl trinkt man in der „Palambella“ auch guten Orvietowein und den starken „Montefiascone,“ den berühmten „Estwein,“ an dem sich der deutsche Ritter zu Tode trank, nachdem der zum Kosten vorausgeschickte Knappe ihn entdeckt und mit riesengroßen Lettern ein dreimaliges „est, est, est“ an die Thüre der Schänke geschrieben. Vom Pantheonsplatze gelangt man bald zur Post, dem Palazzo Madama,

auf dessen Balkon die Tombola gezogen und die Gewinne dem Volke verkündet werden.

Die römische Fortuna, welche einst die Welt beherrschte, erscheint hier als eine Göttin en miniature; der orbis terrarum ist nicht mehr die Kugel, auf der sie steht — doch konnten die Legionen nicht mit größerer Andacht den Weissagungen der Auguren lauschen, als die hier versammelte Volksmenge dem Glückssprucke der Tombola. Der heutige Römer will nicht die Welt in die Tasche stecken, sondern nur einige Paoli und Skudi, die ihm der günstige Zufall einbescheert. Doch die Kirche duldet kein Heidenthum! Wie sie die alten Tempelsäulen in ihre Basiliken vermauert, so fügt sie auch die Ueberreste des Heidenthums, nachdem sie den Segen über dieselben gesprochen, in ihren christlichen Bau ein. Das Schauspiel auf dem Balkon des Palazzo Madama gehört in der That zu den pikantesten, welche der heutige Kirchenstaat gewährt. Ein Rathsdiener verkündet mit einer Stentorstimme die Nummern bis zur Neunzig, während er dieselben der Reihe nach einem Rathsherrn überreicht, der sie nach nochmaliger Prüfung in die Urne wirft. Ein Geistlicher spricht dann den Segen über den Lottotopf — und ein Chorknabe zieht, nach frommer Bekreuzung, die entscheidenden Nummern der Quinterne. Der Rathsdiener nimmt den Ton eines Posaunenengels an, wenn er diese vom Glück begünstigten Nummern verkündet.

Das ist die Komödie auf dem Balkon, deren Tantièmen im Finanzdepartement des Kirchenstaates unter den Einnahmen eine hervorragende Rolle spielen. Das unten versammelte Publikum, ein nur kleiner Bruchtheil der ungeheuern Menge, welche das Entree zu diesem Schauspiele theuer genug bezahlt hat, nimmt den lebhaftesten Antheil an den Offenbarungen der Glücksgöttin auf dem Balkon. Freudige Spannung malt sich auf dem Gesichte des glücklichen Besitzers einer Nummer, die aus der Urne gekommen — er träumt bereits von Ternen und Quaternen, die im buntfarbigen Licht einer bengalischen Verklärung vor seiner Seele stehen. Seine Hoffnung wächst, wenn das Schicksal ihm eine „Ambe" in den Schooß wirft, doch leider! muß er sich meistens mit dieser schüchternen Huldigung der Fortuna begnügen. Die feurige Liebeserklärung, die in einer Terne, Quaterne oder gar Quinterne liegt, gehört nur zu den Ausnahmen. Der Schmerz der Enttäuschung dagegen ist die Regel — — kleinlaut steckt die zahlreich versammelte Menge ihre Lottozettel in die Tasche oder ergeht sich in römischen Kernflüchen, vor denen die Glücksgöttin selbst durch den Segen des Klerus nicht geschützt wird. Keine Armee kann nach einer verlorenen Schlacht mißmuthiger oder resignirter aussehen, als diese Abkömmlinge der „Wölfin," wenn sie ihre Bajocchi und Paoli vergeblich geopfert! Die Menge zerstreut sich, wie durch einen Platzregen ver-

scheucht — — aber nur, um den Anlockungen der zahlreichen Lotteriebureaus, die, mit riesigen Nummerzetteln beklebt und behängt, in allen Straßen den Zauber einer geheimnißvollen Kabbala ausüben, stets von Neuem Folge zu leisten und immer wieder diesen „Peterspfennig" in das Aerarium der heiligen Regierung zu tragen.

Vom Balkon des Palazzo Madama blickt man hinüber nach dem größten Platze dieses Stadttheils, der Piazza Navona, welcher von Bernini's figurenreichem Springbrunnen geschmückt wird. Wenn man sich an der Gestalt des Mohren erfreut und den für die plastische Gruppirung der im Ganzen überladenen Gruppe geschickt angebrachten Naturfelsen anerkannt hat: so läßt man den Blick über das rege Marktleben schweifen, welches sich auf dem weiten Rechteck dieses Platzes in buntester Fülle ausbreitet. Den genrebildlichen Gruppen, die man hier studiren kann, fehlt wenigstens nicht die Naturwahrheit, die man an den Skulpturen des Barockstyles so oft vermißt. Der Eseltreiber und die Apfelsinenfrau, deren Körbe das ungeschickt trabende Langohr über den Haufen geworfen, befinden sich in einer lebhaften Debatte, deren oratorische Glanzstellen den Beifall des umhersitzenden und stehenden Publikums hervorrufen. Dort gerathen zwei Karrenführer an einander — — eine ganze Linie von Gemüseweibern, deren Waaren durch diesen Konflikt

bedroht werden, geräth in Aufruhr und betheiligt sich amazonenhaft an dem Streite. Wie viel anmuthiges Stillleben aber bietet sich dem Auge neben jener Kampfscene dar! Welch eine Schaustellung aromatischer Südfrüchte in diesen Körben — wahre Hesperidenäpfel, welche reizenden Frucht- und Blumenstücke! Die Römerin, die eine Ladung dieser „Portugallen" einkauft, erinnert in Färbung, Profil und Gestalt an Robert's „Schnitterinnen" — solch ein sonnenbraunes und doch graziöses Kind der Weltstadt, ohne die Grandezza, welche ihre Nachbarinnen nicht verleugnen, selbst wenn sie den Marktkorb am Arme tragen. Jene Andere, welche die großen frommen Augen so würdevoll und andächtig auf- und niederschlägt, scheint sich wie eine Legendenheilige in den profanen Marktverkehr verirrt zu haben und blickt auf die Tauben, um welche sie mit der Geflügelhändlerin feilscht, mit solcher Scheu und mit so fragendem Ausdrucke, als glaubte sie, es könne irgend ein Heiliger sich unter ihr zartes Gefieder versteckt haben. Diesem ganzen Treiben der belebten Scene dienen als Dekoration mehrere Paläste, der Palazzo Pamphili, Massimi alle Colonne, der durch seine Prachttreppe berühmte Palazzo Bracchi, und aus dem Verstecke eines engen Seitengäßchens lauscht die Kirche della Pace hervor, in welcher sich Raphael's gepriesene Sibyllen befinden. So dicht neben dem lärmenden Markte und seinen niederländischen Volks-

bildern die idealen Frauengestalten des italienischen Meisters, die indeß aus dem Heidenthum vollständig in's Christliche übersetzt sind und ihre Offenbarungen nicht aus der eigenen Brust schöpfen, sondern durch die gütige Vermittelung der himmlischen Heerschaaren zu ihren „Prophezeiungen" angeregt werden.

Wer könnte alle die Merkwürdigkeiten, alle die Paläste und Kirchen nennen und beschreiben, welche auf den labyrinthischen Straßen des alten Marsfeldes, oft in tiefem Dunkel und in verborgenen Winkeln, ihre architektonischen Schönheiten zur Schau stellen? Hier blickt uns das Collegio Romano an, dort wandert man die lange Seitenfronte des Jesuiterklosters entlang. Auf der Piazza di Venezia steht der alterthümliche gleichnamige Palast, der aus den Steinen des Kolosseums gebaut wurde, auf der einen Seite, während sich auf der andern das Börsenhotel des Duca di Tortonia erhebt, dessen Kunstschätze schwerer zugänglich sind als seine Wechselbureau's, und der seine Götter und Göttinnen am liebsten zu seinen Papieren in die feuerfesten Geldschränke einsperren würde. Imposant durch seine Dimensionen ist der Palast der alten Stadtherrscher, der Colonna, mit seinen Tizian's und Tintoretto's, seinen Salvator Rosa's und Breughel's. Zwischen der Hinterfronte des Palastes und dem zum Quirinal emporsteigenden Garten, in welchem sich Reste vom Sonnentempel des Aurelian befinden, zieht sich eine

von Brückenbogen übersprungene Straße. Die großartigsten Privatpaläste Roms sind jedenfalls die Palazzi Farnese und Borghese, beide in der Nähe der Tiber, der erste am südlichen, der zweite am nördlichen Schenkel des von ihr gebildeten Dreiecks. Doch geht keine ihrer Façaden, von dem zweiten Palast nur ein als öffentliches Bad benutzter Seitenbau auf den Fluß hinaus. Im Palazzo Farnese werden wir an Michel Angelo erinnert. Der Hof des gewaltigen, aber unharmonischen, namentlich durch kleine, prahlerisch mit Säulen geschmückte Fenster entstellten Bau's ist sein Werk — ebenso das große Kranzgesimse, dessen Wirkung er durch Modelle von Holz vorher auf das Eifrigste prüfte. Die beiden Stockwerke des Hofbaues sind den Ordnungen des Marcellustheaters mit hingebender Treue an das antike Muster abgelauscht; abweichend davon ist nur ein jonischer Fries mit Fruchtschnüren und Masken geschaffen. Prächtig ist auch die dreischiffige Eingangshalle des Palastes, welche nicht von dem großen Baumeister herrührt. Die mythologischen Bilder von Annibale Caracci, welche zur Zierde des Palastes gereichen, sind oft von Raphaelischem Schwung und die Meisterwerke dieses Künstlers. Zusammen mit den Fresken Domenichino's erschöpfen sie fast die ganze Fabelwelt des Ovid. Nirgends in Rom stürmt eine solche Masse von Heidenthum auf den Beschauer ein, der sich hier von dem Eindrucke der Madonnen- und

Heiligenbilder erholen kann. Noch bedeutender sind die Kunstschätze des Palazzo Borghese, eines durch die Länge seiner Fronte und durch seine Massenhaftigkeit imponirenden Gebäudes, dessen Hof mit den doppelsäuligen Hallen, wie der Garten mit den Bäumen und den plastischen Figuren einen gefälligen Eindruck macht. In der Gemäldegallerie selbst giebt es keinen Saal, der nicht durch ein klassisches Meisterwerk ausgezeichnet wäre. Raphael's Grablegung fesselt den Blick durch die meisterhafte Composition, durch die energische Hervorhebung der Gegensätze in der Art, wie sich die vorgeführten Persönlichkeiten thätig zugreifend und innerlich empfindend an der Handlung betheiligen, und durch die harmonische, wenngleich etwas matte und unkräftige Farbengebung. Wie überall bei Raphael kein Figurenchaos, das nur einen unbestimmten Eindruck zurückläßt, — nein, Köpfe, Gestalten, Gruppirungen, rasch empfunden, festgehalten und dauernd in der Seele bewahrt! Von Correggio sehen wir eine „Danae," der die ambrosische Verklärung seiner christlichen Bilder gänzlich fehlt. Es ist keckes, nacktes Heidenthum mit handgreiflichster Symbolik. Der goldene Pfeil Amor's geht ohne Umschweife auf sein Ziel los. Der liebenswürdige Amor selbst hat eine göttliche Beredtsamkeit und gehört zu den anmuthigsten Figuren Correggio's. Auch Domenichino's bekanntes Bild: Diana unter ihren Nymphen, das in seiner Waldfrische und sinnlichen

Freudigkeit dem Maler die Vergebung für viele seiner Märtyrerbilder auswirken kann, befindet sich in der Gallerie Borghese. Mit Correggio's Amor wetteifert der Amor Tizian's, der zu seinen Feldzügen ausgerüstet wird. Von demselben Meister sehen wir hier das allegorische Gemälde: l'amor sacro e l'amor profano mit seinem bis in das spielerische Detail hinein scharf durchgeführten Gegensatze. Mit der Sinnigkeit der Auffassung hält der zauberische Reiz der Ausführung gleichen Schritt. In diesen Gestalten ist Leben, es sind keine seelenlosen Begriffe mit dem Strohkranz der Allegorie. Das Bild ist außerdem geistreich im besten Sinne des Wortes — wohin das Auge fällt, erblickt es kleine Epigramme. Wir erinnern nur an die Genien im Relief des Brunnensarkophages, welche einen kleinen Amor mit Geißelhieben aus dem Schlafe peitschen. Anmuthig und reizend wie immer sind auch Albano's allegorische Bilder: die vier Elemente. Diese Bilder erinnern an die Fruchtschnüre der Friese — nur daß statt der Aepfel und Orangen frische rothbackige Genien aus der grünen Guirlande hervorgucken. Auch Veronese, Sassoferato, Giulio Romano, Giorgione, Garofalo, Bronzino u. A. sind in der ausgezeichneten Gallerie vertreten, deren Spiegelzimmer mit den glänzenden Prunktischen an Eleganz und Geschmack einzig dasteht. Zu ihren größten Schätzen gehören auch die Fresken Raphael's aus seiner

Villa, die Hochzeit des Alexander und der Roxane und das Bogenschießen, ein Meisterwerk in der Behandlung massenhafter Gruppirung, indem an die Stelle einförmiger Wiederholung hier der gemeinsame, mit gesteigerter Kraft fortreißende Schwung tritt.

Das alte Marsfeld mit seinen Palästen und Kirchen, Straßen und Plätzen erschöpft indeß, so concentrirt auch das römische Leben hier erscheinen mag, keineswegs nach allen Seiten hin die städtische Bedeutung Roms. Ganz von der Ruinenstadt abgesehen, die sich auf meist einsamen Garten- und Trümmerhügeln hingelagert, und in welche sich, mit wenigen Ausnahmen, nur das Proletariat mit seinen Häusern eingenistet hat — — es fehlt ja der Monte Pincio, es fehlen die jenseitigen Tiberviertel mit Sanct Peter und den herrlich gelegenen Bergkirchen; es fehlt der Vatikan, der Quirinal und der Lateran, die päpstlichen Paläste. Auf dem Monte Pincio und zu seinen Füßen ist das römische Fremden- und Künstlerviertel. Es beginnt mit der Via Condotti, ihren eleganten Mosaikläden und dem sehr schlichten Café Greco, in dessen verräucherten Räumen sich die Berühmtheiten des Pinsels und des Meißels versammeln. An diesen Cafétischen wird wenig ästhetisirt, da die Männer der künstlerischen Praxis meistens die Theorie verachten und sehr spröde sind gegen das literarische Laienthum, das in ihre Ateliers und Farbentöpfe hineinguckt. „Im

Können" liegt die Kunst, der Teufel hol' „das Wissen" ist der Grundsatz der meisten Künstler. Es sind wahre Robinson's, die mitten in der Welt auf einer einsamen Insel leben. Daher malen sie auch, unbekümmert um die Zeitrichtung, die rührende oder frostige Legende — und selbst die heidnische Plastik ist in's ultramontane Lager übergegangen. Dem Beispiele des Malers Overbeck ist der Bildhauer Steinhäuser gefolgt. Zu Goethe's Zeit war es anders in Rom — — jetzt giebt es dort wohl viele tüchtige, treffliche Künstler — — doch die historische und kirchliche Romantik hat die Talente verwirrt. Man wird heutzutage kein Fiesole und Perugino mehr, wenn man die schönsten Altarbilder malt; denn die Naivetät jener Zeit läßt sich jetzt nur erkünsteln. Die Begeisterung des Jahrhunderts hat andere Ideale — und wer in seinen Anschauungen außerhalb seiner Zeit steht, der malt und meißelt nur für die Rumpelkammer der Geschichte. Die Männer der himmlischen Glorie verschmähen indeß nicht den irdischen Ruhm — und da dieser in seiner fragwürdigen Gestalt doch die unsaubere Berührung mit der Druckerschwärze nicht vermeiden kann, und da der Lorbeer nicht mehr von den Bäumen gepflückt wird, sondern der Setzerkasten sein Treibhaus ist, so macht die Gleichgültigkeit vieler Künstler gegen die literarische Besprechung durchaus mehr den Eindruck unaufrichtiger Koketterie, als den einer über das irdische Treiben erhabenen

Seelenstimmung. Der Pinsel- und Meißelführer, der eben seine Verachtung gegen die laienhafte Presse mit schlagenden Worten an den Tag gelegt, seufzt bald darauf im Stillen nach einem Artikel über sein neuestes Kunstwerk und sammelt alle „Stimmen der Presse" in einem Album, das er allabendlich vor dem Schlafengehen durchliest, um angenehme Träume zu haben.

Was sich die Cafétische des Café Greco erzählen? Vielleicht manches Märchen vom Streit der Raphael's und Michel Angelo's — hoffentlich keine Geschichten, die an Spagnoletto und seine neapolitanischen Freunde erinnern. Doch Künstler sind auch Menschen — und wie es für den Kammerdiener keine Helden giebt, so giebt es auch für das Café Greco keine großen Männer. Die Bestellungen und der Preiscourant der unsterblichen Werke nehmen in der Chronik dieser Räume eine hervorragende Stelle ein — und was die ungedruckte Kritik betrifft, so sehen die Priester der Kunst natürlich schärfer als die Laien — besonders wo es das Werk eines Konkurrenten gilt! Doch es giebt auch echte Künstlernaturen, die das Schöne begeistert anerkennen, selbst wenn ein Atelier nebenan es zur Welt gebracht; es giebt frische, joviale Köpfe voll sprudelnder Laune — und mit ihnen kehrt in's Café Greco der echte deutsche Künstlergeist ein. Die Wohnungen und Ateliers der Künstlerwelt in Rom befinden sich auf den Straßen und Plätzen des Monte Pincio und der angrenzenden

Hügel. Der etwas burleske Triton Bernini's auf der Piazza Barberini ist der Schutzgott dieses Viertels, ein Repräsentant der sprudelnden Produktivität und der seltsamen Künstlerlaune. Um diesen Platz herum, in der Via Felice, Via delle quattor Fontane, bergherunter bis zur Fontana di Trevi, diesen köstlich aus den Felsen quellenden Wassern, wohnt der wimmelnde Ameisenhaufen von Landschafts- und Genremalern, von Altarbilder- und Vedutenschöpfern, von Bildhauern und Erzgießern. Nahe bei der Fontana di Trevi befindet sich das Lokal der deutschen Gesellschaft, der Mittelpunkt dieser Künstlerkolonie. Man findet hier manche deutsche Blätter, wenn auch in verschollenen Jahrgängen. Ein Stern erster Größe taucht hier noch am Himmel der illustrirten Zeitungen auf und erwärmt mit seinen Ruhmesstrahlen das Herz eines gläubigen Lesers, während er in Deutschland längst als vergessene Sternschnuppe vom Firmament herunterschoß. Die Zahl der Künstler, der Meister und Gesellen ist überaus groß. Der Italiener Tenerani, der Engländer Gibson, die Deutschen Wolf und Steinhäuser, der Schweizer Imhoff und neuerdings der geniale Grieche Drosis sind unter den Bildhauern die bekanntesten Namen. Doch hinter ihnen kommt noch ein unabsehbarer Zug von Meistern — und wenn nur die nöthigen Bestellungen einliefen, wäre es eine Kleinigkeit, das neue Rom mit so vielen

Bildsäulen auszuschmücken, wie einst das alte! Die Meister modelliren nur und lassen sich mit dem groben Stein nicht ein. Das ist Sache der Gesellen, der Marmorarbeiter, die wieder in verschiedene Klassen zerfallen, je nachdem sie aus dem unförmlichen Klotze die ungefähren Umrisse eines Menschenleibes heraushauen oder den Schmerz des Laokoon, die Hoheit der Juno, das Lachen des Faun's nach den angegebenen Linien des Meisters mit ihrem Meißel herausgraben! Welch' eine Menge von Künstlern und Gehilfen — panem et statuas! Glücklicherweise ist heutzutage kein Mangel an Unsterblichkeiten, die eines steinernen Piedestals bedürfen. Nur in Rom weht eine politische aria cattiva — — der Papst stirbt nur einmal, und nur ein Thorwaldsen oder Canova erhält den Auftrag, seine Gestalt auf dem Sarkophag in den Hallen der Peterskirche zu verewigen.

In dieser Gegend ist übrigens die Luft frischer, gesunder; es ist die Gegend der Spaziergänge und der Villeggiatur. Diese Villen zu beneiden, haben die Ateliers allen Grund — — welche Kunstschätze in ihren Sälen und Gärten! Dicht neben der Kirche Trinita dei Monti erhebt sich die Villa Medici, jetzt die kaiserlich französische Akademie der Künste, welche einen großen Schatz von Gypsmodellen in ihren Räumen beherbergt. Der Garten mit seiner Eichenterrasse, seiner Stufenpromenade und seinen Laubengängen

macht einen heitern, geschmackvollen Eindruck. Vom Monte Pincio selbst, der zu einem Lustgarten im französischen Style umgeschaffen ist, schweift der Blick auf die großartige Parkumhegung der „Villa Belvedere," welche mit vollem Recht für den Prater und Thiergarten Roms gelten kann. Der Principe hat diese Villa, welche nach der Verwüstung durch das Volk im Jahre 1849 lange Zeit geschlossen war, wieder dem öffentlichen Vergnügen geöffnet — Wagen, Fußgänger und spielende Kinder beleben wieder die erquickende landschaftliche Dekoration. Das Hauptkasino ist reich an Bildwerken, Statuen, Sarkophagen, Basreliefs, Büsten und Hermen, eine steinerne Versammlung von Göttern, Satyren, Bacchantinnen, Dichtern und Dichterinnen, u. s. f. Die ganz in einen Lorbeer verwandelte Sappho wird den Neid unserer deutschen Blaustrümpfe erregen, denen selten ein Lobreerblatt in die Alltagssuppe fällt. Die Statue der Prinzessin Paolina Borghese aber erinnert nicht nur an Canova's Meißel, sondern auch an die olympische Gesinnung jener genialen Schwester des modernen Donnerers, welche sich nicht genirte, im Kostüm der um den Apfel der Schönheit wettkämpfenden Göttinnen dem Bildhauer als Modell zu dienen, und darin um so weniger etwas Bedenkliches fand, als ja „das Zimmer gut geheizt gewesen sei."

Wer von der Piazza Barberina, vorüber an den früheren Gärten des Sallust, der Aurelianischen Stadt-

mauer zuwandert, der mag der Villa Ludovisi einen Besuch abstatten, wenn er in den Besitz einer nur ausnahmsweise bewilligten Eintrittskarte gelangt ist. Das Museum dieser Villa besteht nur aus zwei Sälen — aber es enthält Büsten und Statuen von europäischem Ruf. Der Kopf der Juno Ludovisi hat schon Goethe's Bewunderung erregt — er ist das Ideal weiblicher Hoheit. Wer bewundert nicht ebenso die echt tragische Gruppe: der Barbar und sein Weib? Der römische Meißel hat hier wieder den Heldenmuth der nordischen Stämme verherrlicht, welche den Tod der Gefangenschaft vorziehn. Diese Gruppe gemahnt wie die in Stein gemeißelte Katastrophe einer Tragödie, sie ist voll Kunst, Schwung und Pathos. Auch die vielfach gedeutete Gruppe, welche Electra und Orestes, oder Telemach und Penelope, oder Papirius und seine Mutter, die von ihm das Geheimniß des Senats erfragen will, nach den verschiedenen Anschauungen der Kunstgelehrten darstellen soll, fesselt durch den Ausdruck inniger Zärtlichkeit, der fast über die Aufgaben der Skulptur hinausgeht, und durch die Meisterschaft der technischen Ausführung, die sich namentlich in dem Gewande der Schwester oder Mutter ausprägt. Einige freche Faune und Satyre bringen in die schweigsam hohe Götterwelt üppig sinnliche Bewegung. Eins der fragwürdigsten Götterbilder ist die kauernde Venus, die einen Delphin am Schweife hält, jedenfalls ein sehr unglückliches

Motiv künstlerischer Originalitätssucht, die in's Paradoxe verfällt. Doch wir wandern weiter, durch die alte Porta, der vor dem Thore gelegenen Villa Albani zu, der wir vor allen römischen Villen den Preis zuerkennen müssen. Hier ist die Kunst nicht in ein selbstständiges Museum verwiesen, sondern mit der Natur, der täglichen Lebensgewohnheit in ebenso geschmackvoller wie behaglicher Weise verschwistert. Der feine, epikuräische Genius des achtzehnten Jahrhunderts, der die Kunst nicht als ein Mädchen aus der Fremde in romantischer Andacht verehrte, sondern sie in nächster vertraulicher Nähe zur gefälligen Begleiterin durch das Leben erwählte, hat sich hier eine Stätte begründet, wo er heimischer ist, als in allen Versailles und Sanssouci's. In der That überkam uns in der Vorhalle, in den Sälen des Kasinos, im Billardzimmer, im Caféhaus das ganze Behagen jenes Jahrhunderts der Aufklärung, dessen Werth man nicht unterschätzen wird, wenn man seine sonnigheitere, gelüftete Weltanschauung mit den wüsten romantischen Nebeln vergleicht, welche in der ersten Hälfte unseres Säkulums einen großen Theil der Gemüther verwirrten. Gleichzeitig aber tritt uns, so groß die Entfernung der Jahrhunderte sein mag, hier ein Nachbild jener römischen Villen entgegen, von denen die alten Dichter singen. So verschieden Baustyl und Anordnung in Garten und Haus sein mag — die Villa Albani athmet einen Horazischen

Geist, den Geist des gebildeten Welt- und Lebensgenusses. Hier anzuordnen, muß für einen Winkelmann, hier zu schaffen für einen Raphael Mengs eine hohe Wonne gewesen sein. Die Fülle der Kunstschätze ist hier ausnehmend groß — namentlich finden sich in keiner Sammlung so zahlreiche und meisterhafte Reliefs. Wir erinnern nur an das berühmte Relief des Antinous, an diejenigen, welche den Fall der Niobiden und das Wiedersehen von Orpheus und Eurydice darstellen. Unter den Statuen und Statuetten ist besonders in's Auge fallend die des Aesop, der hier mit sarkastischer Schärfe dargestellt ist, ein Urbild aller Arouets und Aretinos. Doch während das Detail dieser Kunstschätze ein eingehendes Studium fordert und verdient, ist der herrliche Gesammteindruck der Villa von Hause aus ein unabweislicher. Wer hier im Billardzimmer den Blick durch malerische Baumgruppen nach den blauen Albanergebirgen richtet, rings umgeben von Marmorpracht in Räumen, Bildern und Geräth — — über den kann, wenn er ein Dichter ist, nur der classische Geist der antiken Muse kommen. Nicht das düstere Ferrara, nicht die Villa Borghese — nur die Villa Albani kann in Goethe's Genius den Zauber jener idealen Scene wachgerufen haben, auf welcher Torquato Tasso's Liebesleid und Lust sich abspielt, jenen unnachahmlichen Zauber einer classischen Dekoration, der uns noch mehr als die romantische Handlung selbst fesselt!

Die andern berühmtesten Villen Roms liegen in Trastevere und auf der Höhe des Janikulus. Der Stadttheil jenseits der Tiber vereinigt Roms größte Armuth und größten Glanz: die Proletarierviertel und den Petersplatz mit seiner Riesenkirche und seinem Riesenschlosse. Wer sich über die Inselbrücken in's Herz von Trastevere verirrt, der durchwandert ärmliche Gassen, in denen das Gras wächst und Jammerbilder aus schlecht schließenden Fenstern auf die vorüber rollenden „Düngerkarren" sehen. Wie überall in den Stadtregionen, in denen die Armuth heimisch ist, kann sich Trastevere vor Kindern kaum lassen, und fast alle Frauen, die uns begegnen, verrathen die unverkennbare Absicht, dem Papste neue Unterthanen zu schenken. An Osterien fehlt es hier so wenig, wie an Klöstern und Kirchen — — man trinkt und spielt, betet und beichtet wie überall im Kirchenstaate. Die Männer von Trastevere stehen im Ruf, mit dem Messer rasch bei der Hand zu sein — in der Dämmer- und Dunkelstunde ist es nicht rathsam, einen Spaziergang durch die entlegenen Gassen dieses Stadtviertels zu machen. Weiterhin nach dem Janikulus zu nimmt es den Charakter eines rheinischen Weindorfs an; idyllische, von Bäumen beschattete Wege führen zwischen den Weinbergmauern den Berghang hinauf zu den Villen und Kirchen, die ihn krönen. Die Villa Roms, welche den größten Garten und einen schönen Pinienhain besitzt, die Villa

Doria-Pamphili, liegt auf der Höhe, doch schon draußen vor der Porta San Pancrazio. Herrlich aber ist der Blick, den man dicht vor den sprudelnden Wassern der Aqua Paolina auf Rom genießt, noch herrlicher die Aussicht vom Freiplatze vor der Kirche San Pietro in montorio. Majestätisch liegt das jenseitige Rom mit seinem Häusermeer, seinen Kuppeln und Thürmen, seinen Bergen und Palästen und mit der ganzen Ruinenstadt vor uns! Wieder bergab wandernd begrüßen wir an der langhingestreckten Via Longara den Palazzo Corsini, ein imposantes Gebäude, in welchem die Königin von Schweden, Christine, bei ihrem Aufenthalt in Rom eine Zufluchtsstätte fand. Unter den Gemälden in der Gallerie dieses Palastes zeichnen sich namentlich einige Fiesole's, die Madonna von Murillo, der ecce homo des Guercino und das Portrait Philipp's II. von Tizian aus. Die Corsini sind ein florentinisches Adelsgeschlecht, welches in Rom erst im vorigen Jahrhundert Einfluß und Glanz erlangte. Der Wetteifer mit dem alten seßhaften Adel zeigt sich in dem größeren Prunk dieser neuen Paläste, namentlich in den imposanten „Doppeltreppen," während die alten Schlösser des eingeborenen Patriciats nur „einfache" Treppen haben. Der Garten ist im vorigen Jahrhundert und im Geschmack desselben angelegt! Der Blick von der Villa auf Rom ist entzückend, von schöner Wirkung der Wassersturz und der Spring-

brunnen, dessen Silberfluthen das frische Laub der Ahornbäume netzen.

Gegenüber diesem Palast, wo eine Königin ohne Thron und Land gewohnt, hatte sich neuerdings in der Villa Farnesina ein entthronter König niedergelassen. Doch Franz II. wurde der reizenden Raphaelischen Amor- und Psychebilder, welche dieser Villa zur unvergänglichen Zier gereichen, bald müde und verkaufte sie neuerdings an einen Engländer, wodurch ihre Kunstschätze dem Publikum wieder zugänglicher geworden sind. Niemand wird versäumen, das herrliche Bild der Galathee, welches die von Raphael's Schülern ausgeführten Amor- und Psychebilder weit überstrahlt, in dieser einfach schönen, anmuthigen Villa anzusehn. Einen großartigeren Triumphgesang der Liebe hat nie ein Poet gedichtet — hier bewegt und beherrscht sie das Element, eine Naturgewalt mächtiger als alle, die Schönheit verklärend und durch sie verklärt — die Muschel der Meeresgöttin wird ihr Triumphwagen. In der That, der „heidnische" Raphael darf dem „christlichen" die Palme streitig machen!

Von der Longara führt eine schmale, steile Seitengasse zur Kirche San Onofrio hinauf. In mildem Abendlichte schwamm die Tiber, die Engelsburg, Petri Dom, als wir auf dem Vorplatze vor dem einfachen Kloster angekommen. Die Erinnerung an einen unglücklichen Dichter schwebt über dieser Stätte — der

Gesang der frommen Brüder tönte so melancholisch aus den bescheidenen Hallen des Konvicts. Wir achteten nicht auf Domenichino's schöne Lunettenbilder in der Vorhalle; wir folgten dem führenden Bruder in die Kirche, an das Grab des Dichters. Eine etwas kokette Statue desselben störte uns in der Andacht, mit der wir uns der Erinnerung an ein bedeutendes Talent hingaben. Durch niedrige Korridore, vorüber an einem Originalbilde Leonardo da Vinci's, einer Madonna al fresco, wurden wir in Tasso's Sterbegemach geführt. Wir müssen uns erst alle die Reliquien aus diesem kleinen Museum hinwegdenken, in welchem sogar der Besuch des jetzigen Papstes durch eine Gedenktafel gefeiert wird, um in die Stimmung zu kommen, die für diese Stätte paßt. Der Dichter, von zahlreichen Feinden verfolgt, selbst von der Academia della Crusca angegriffen, noch mehr aber von der innern Marter unsteter Leidenschaft aufgezehrt, soll endlich auf dem Kapitol gekrönt werden. Welch ein volksthümlicher Protest gegen die akademische Weisheit, welch ein lange ersehnter Triumph! Da wirft ihn ein Fieber auf's Krankenlager — — von diesen wirren, folternden Fieberträumen spricht noch die Todtenmaske. Der Glanz des Kapitols mischt sich mit dem Schrecken des Tarpejischen Felsens, — seine Gönner krönen ihn — die Geliebte reicht ihm den Lorbeerkranz — doch seine Feinde stürzen ihn in den Abgrund! Und mit hinunter

nimmt er die Rolle seines Gerusaleme liberta, wie ein Schülerexercitium rothangestrichen und durchgestrichen von den hochweisen Herren der Crusca, die diesen Pfuscher für ewig verurtheilt zu haben glauben!

Was ist der Ruhm, was Unsterblichkeit? Unter der jetzt vom Sturm geknickten Eiche im Klostergarten sitzend, mit dem entzückenden Blick auf die ewige Roma, hat Tasso gewiß oft hierüber nachgesonnen. Dieser Klostergarten hat Nichts vom Zauberparke der Armide — — aber die größte Zauberin der Geschichte, Rom, liegt zu seinen Füßen. Wer weiß, ob nicht hier vor der Seele des kranken und sterbenden Dichters Gedanken aufstiegen, hohe, eichenstämmige Gedanken, die Rosen überragend, mit denen er das Kreuz von Jerusalem umrankte? Der Eiche von San Onofrio hat er die dämonischen Geheimnisse seiner zerrütteten Seele ausgeplaudert — davon wissen die wohllautenden Stanzen Nichts, welche der Gondolier in den Lagunen von Venedig singt!

Aus der römischen Trümmerwelt.

Der kleine Monte Testaccio, der Scherbenberg, der sich in der Nähe der Pyramide des Cestius und dicht an der „weltschuttführenden Tiber“ erhebt, ist die geeignetste Vignette der großen römischen Trümmerwelt, welche die alten Hügel und die Thaleinschnitte zwischen ihnen

überdeckt. „Weltschutt,“ um den prächtigen Spondäus des Grafen Platen zu gebrauchen, ist hier ringsum, wohin das Auge blickt! Die Wellen des gelben Flusses lachen ironisch, wenn sie vorüberziehen: ein Scherbenberg das Facit der Weltgeschichte! Wie viele zerbrochene Töpfe der Philosophen und Theologen gehörten hierher! Alle diese zerbröckelten Gedankensysteme, alle die Kelche des Geisterreiches, aus denen uns die Unendlichkeit schäumt — Scherben, Nichts als Scherben! Dies Berglein parodirt das kaiserliche Rom, dessen Trümmer ihm gegenüber liegen. Die Scherben der alten römischen Töpfer bilden wenigstens noch einen stattlichen Berg, während die Paläste fast ganz in die Versenkung der Weltgeschichte verschwunden sind. Die Ruinen Roms sind mehrfach in dicken Bänden von gelehrten Archäologen beschrieben worden. Ex ungue leonem ist das Motto dieser Gelehrsamkeit, welche aus geringen Ueberresten die ganzen Gebäude vor des Geistes Augen aufbaut und mit kühnen, freilich! oft sich widersprechenden Conjecturen ihre Bedeutung zu enträthseln, ihre Geschichte darzustellen sucht. Ein alter Römer würde vielleicht über diese oder jene geistreiche Hypothese lächeln — um so mehr, je geistreicher sie ist, denn das Geistreiche ist häufiger der Feind als der Entdecker des Wahren. Auch die Urtheile berühmter neuer Historiker würden aus demselben Grunde bei den alten Römern kein Glück machen. Der Reisende, der kein Alterthums-

forscher ist, hat keine Verpflichtung, sich auf dies dornige Gebiet zu wagen — er schildert nur den Eindruck, den jetzt diese Trümmerreste auf ihn machen. Ihm wird immer das alte „Forum Romanum," die Hauptbühne des weltgeschichtlichen Lebens, mit den Seitencoulissen seiner Tempel und Basiliken und der großartigen Hinterwand des, von hier aus gesehen, mit imposanter Majestät aufsteigenden Capitols als die bedeutsamste und interessanteste Stätte erscheinen. Freilich, der Fuß berührt den classischen Boden nicht, sondern nur eine gewaltige Schuttlage, welche die Gothen, Vandalen und die anderen Zerstörer der ewigen Stadt über den alten Römermarkt und seine Hauptstraßen ausgebreitet. Hier wird das alte Rom, das keinem andern Vesuv zum Opfer fiel, nur dem rastlos arbeitenden Vulcan der Weltgeschichte, gleich Pompeji aus der Erde gegraben. Man muß von den jetzigen Stadtwegen zur alten Ebene des Forums hinabsteigen. Die Beleuchtung und das Leben des Tages sind der Betrachtung der Trümmerwelt ungünstig, denn diese Stadttheile, deren Häuser und Kirchen in die Ruinen hineingebaut sind, haben einen mehr vorstädtischen und provinzialstädtischen Charakter. Da hält ein langer Zug von Heuwagen mit Campagnaochsen, welche ohne jedes archäologische Entzücken auf die Säulen und Triumphbogen hinstarren; hier arbeitet eine Schmiede, der Hammer dröhnt, die Funken zischen — — aber nur

das Rad eines zweirädrigen Düngerkarrens wird hier in Stand gesetzt, nicht das zerbrochene Rad der römischen Fortuna. Dort spielen heutige Römer das beliebte Kugelspiel — auf den Gartenmauern des Palatins aber schaukeln sich die kriegerischen Beschützer des päpstlichen Stuhls. Ein mit dem Förster, Lossow oder Bunsen bewaffneter Tourist läuft schweißtriefend von einer Ruine zur andern und überzeugt sich, daß sie noch auf demselben Platze stehen, und daß der Steckbrief, den die Reisehandbücher von ihnen entworfen, bis auf alle besonderen Merkmale zutrifft. Dies Alltagstreiben läßt keinen großartigen Eindruck aufkommen! Erst in der Beleuchtung des Mondscheins, im Schweigen der Nacht sprechen diese Trümmer des alten Forums mit machtvoller Beredtsamkeit zu dem menschlichen Gemüth. Das Capitol dort oben ist freilich! nicht die römische Arx; es ist das Capitol Michel Angelo's, das Capitol der mittelalterlichen Dichterkrönungen. Doch erhebt es sich auf den Grundmauern des alten Tabularium, des römischen Reichsarchivs, von welchem noch eine Arkadenreihe besteht. Das alte Gebäude hatte wahrscheinlich die Ausdehnung und Größe des jetzigen capitolinischen Senatorenpalastes und bildete mit seinen gewaltigen Substructionen den imposanten malerischen Abschluß der Ebene des Forums. Aus den Zeiten der Republik stammend, gehören diese Ueberreste mit zu den ältesten Denkmälen römischer Größe. Zu Füßen des

Tabulariums liegt derjenige, jetzt offengelegte Theil des Forums, an den sich die größten geschichtlichen Erinnerungen knüpfen.

Dort der gewaltige Unterbau trug einst den Tempel der Concordia und ist das Einzige, was außer einigen farbigen Marmorplatten, welche auf die prunkvolle Ausstattung des Fußbodens und des ganzen Gebäudes hinweisen, von ihm erhalten ist. Es war ein Tempel der Eintracht, der Versöhnung zwischen Patriciern und Plebejern — und das römische Volk mochte, wenn es zu seiner von sechs Säulen getragenen Vorhalle aufblickte, des Gebotes der Eintracht eingedenk sein, das einst Camillus an seine Gründung knüpfte. In der Cella dieses Tempels hielt der Senat, eine Versammlung von Weltherrschern, seine Sitzungen — und hier war es, wo Cicero's fulminante catilinarische Reden ertönten! Wie belebt sich die öde todte Scene! Da saßen sie in der toga praetexta, die Consuln, Quästoren und curulischen Aedilen, die Senatsherren, mit dem breiten Purpurstreifen in der Mitte ihrer Tunica, und lauschten den Donnern der Beredtsamkeit, welche der lateinische Heros unserer Prima und Secunda, aus dem die neuesten Historiker einen charakterlosen Salbaderer machen wollen, über die Häupter der Schuldigen dahinrollen ließ. Hier rettete der römische Demosthenes mit seinen niederschmetternden Wendungen und eleganten Perioden das Vaterland und die Gesellschaft, welche die

römischen Junker, längst des trockenen Tones satt, in ihrem wüsten Genialitätsdrange in's Verderben stürzen wollten! Auch diese catilinarischen Existenzen im übertriebenen Modeprunk, duftend von Salben, mit den zierlich gepflegten Bärtchen, gehen vor des Geistes Aug' vorüber — doch sie waren auf verschuldeten Landgütern und in prächtigen Wohnungen, nicht in den Redactionsbureaus der acta diurna publica zu finden.

Dort stehen die Säulenreste zweier Tempel — acht ionische Säulen vom Tempel des Saturn, drei von dem des Vespasian — schlanke, hohe Trümmer classischer Architektur, welche, im Dämmerlicht des Mondes ihre mächtigen Schatten werfend, den Geist in alte Zeiten zurückführen. Zwischen diesen Tempeln führte der Clivus Capitolinus hinauf! Und hier neben dem Triumphbogen des Septimius Severus die Trümmer der Rostra, der alten Rednerbühne, auf dem Comitium, wo das römische Volk seine Herrscherrechte ausübte! Welch ein Stück Weltgeschichte hat an dieser Stätte gespielt, welch ein Kampf der Parteien hier gewogt, wo das Geschick großer Nationen und anderer Erdtheile entschieden wurde! Der Bogen des Septimius Severus selbst hat freilich die republikanische Herrlichkeit nicht mehr mit angesehen, wohl aber kaiserliche Triumphzüge über besiegte Barbaren, deren Reliefbilder an den Bogenpfeilern des dreithorigen Ehrendenkmals in ausdrucksvoller Weise noch jetzt ein Bild jener denkwürdigen

Ereignisse geben. Und dort, links von diesem Bogen, unter der Kirche S. Giuseppe de Falegnani, befinden sich die Ueberreste des Mamertinischen Gefängnisses, die ältesten Mauertrümmer Roms, die noch auf die Zeit der römischen Könige zurückweisen. In der untersten Kammer dieses Kerkers kamen Jugurtha und die Anhänger Catilina's um. So werden wir an dieser klassischen Stätte gleichzeitig an das königliche, republikanische und kaiserliche Rom erinnert. — Die Epochen der römischen Geschichte ziehen vor unserem innern Auge vorüber! Diese schlanken Säulen, diese Mauerstücke, diese Pflastersteine der alten Straßen, diese Bogen sind der einzige Rest, der von einem so großartigen Wirken, von so vielen Siegen und Triumphen übrig geblieben ist!

Um den architektonischen Schmuck der beiden Seiten des Forums sich wieder lebendig zu machen, bedarf es einer regen Phantasie und geübten Anschauung, weil sich hier christliche Kirchen überall mit den antiken Tempeltrümmern geschmückt haben. Diese römischen Säulen in den Façaden, Vorhallen und Schiffen der Kirchen geben ein Bild friedlicher Versöhnung des Christenthums und Heidenthums, wie es nur der todte Stein, nicht die lebendige Geschichte kennt. Das Forum selbst war nicht groß; denn schon der Tempel des Antonin und der Faustina, den einst eine schöne, um drei Säulen vorspringende Vorhalle schmückte,

gehörte nicht mehr zu ihm. Ebensowenig hatte der Platz eine regelmäßige Form, indem die eine Seite durch die Abhänge des palatinischen Hügels bestimmt wurde. Dennoch ist bis jetzt nur der bei weitem kleinere Theil aus dem Schutte herausgegraben. Die Republik Garibaldi's und Mazzini's hatte die Fortsetzung dieser Ausgrabungen angeordnet. Doch die wiederhergestellte päpstliche Regierung hielt es nicht für angemessen, so viel Heidenthum an das Licht der christlichen Sonne herauswühlen zu lassen. Das alte Rom schien unter der Erde am besten aufgehoben. Dafür machen in der Allee des Campo Vaccino die Römer bisweilen zu vielen Tausenden demonstrative Spaziergänge und protestiren im Angesichte der Trümmer des alten Reiches gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Nicht blos die großen Haupt- und Staatsactionen, auch die Scenen des alltäglichen Verkehrs belebten das Forum, das wie alle Fora von Hause aus ein Marktplatz war. Prachtvolle Läden umgaben den Platz, und weit hinein sprangen auf denselben die Buden der Barbiere und Garköche, der Weinwirthe und Fleischer vor, den Verkehr hemmend und das Gedränge vermehrend. Erst Domitian beseitigte diese Uebelstände und wird von Martial dafür gelobt, daß er die ewige Roma wieder hergestellt, die vorher nur eine große Bude gewesen! O eine Camera obscura, jene Genrebilder aus alter Zeit aufzufangen! Schon am frühen

Morgen versammelte sich in der Nähe der Rostra ein seltsam gemischter Schwarm von Advokaten und Bürgern, von Wucherern und Geldborgern. Auf das Treiben blickte dicht an der Schiffsschnabel-Rednerbühne die Bildsäule des geschundenen Marsyas herab, der mit der erhobenen Rechten unleidliche Wechsler von sich abwehrt und überhaupt über dies ganze Treiben ein so schreckliches Gesicht zieht. Wenigstens meint dies Horaz in seinen „Satyren" — und Horaz kannte das Forum auswendig; denn er liebte es, wie er selbst eingesteht, zu jeder Tageszeit auf demselben umherzuflaniren. Von ihm erfahren wir auch, wie es Abends dort und im Cirkus Maximus aussah. Da versammelten sich Comödianten, Gaukler, Taschenspieler, Nativitätssteller und Wundermänner jeder Art, und eine zahlreiche müssige Menge, unter welche sich der Dichter mischte, lauschte diesen freien Künsten. Irgend ein umherziehender Priester der Göttermutter Cybele sammelte Almosen für die Gottheit, deren Bild er mit herumtrug — oder syrische Pfeiferinnen, jene ambubaiae, mit denen Horaz seine zweite Satyre beginnt, lockten die Verehrer von Kunst und Natur, ihrem Zuge zu folgen.

Während des Tags aber verdrängt ein Bild das andere. Da kannegießert in den Barbierstuben das fashionable Rom, während Scheermesser und Kräuseleisen, die Zangen zum Ausrupfen der Barthaare und

andere Instrumente des edeln Gewerkes in voller Thätigkeit sind. Der Eine läßt durch das Zaubermittel einer Enthaarungssalbe die überflüssig wuchernden Härchen vertilgen, während dem Andern die Glatze bemalt wird, um den trügerischen Schein einer Frisur à la mécontent hervorzubringen. Dort reicht vor der Weintaberne der Wirth seinem Gast ein Henkelgefäß, das er aus einem über dem Feuer stehenden Kessel füllt! Hier in den Tongefäßen des Oelhändlers werden Oliven und verdicktes Oel feilgeboten; dort im Parfümerieladen Weihrauch, Salben, Farben verschiedener Art für die Wandmalerei. In den eleganteren Tabernen, welche an die öffentlichen Gebäude des Forums angebaut sind, werden Gefäße von korinthischem Erz, Statuen von Bronze und prächtige Dreifüße zur Schau gestellt; hier im Laden des Möbelhändlers kostbare Sessel von Cedernholz, zierliche und großartige Candelaber, Vasen und Spiegel. Ein prunkvoller Laden zeigt köstlichen Frauenschmuck von Perlen und Edelsteinen, Teppiche aus Babylon oder Alexandrien, Ringe mit schön geschnittenen Cameen — in einem andern nebenan werden Sklaven und Sklavinnen verkauft, und die Herren der Welt prüfen mit kunstverständigem und lüsternem Behagen die Vorzüge der feilgebotenen Waare! Welch ein buntes Leben und Treiben! Der Orbis terrarum muß für den Genuß der Gebieter alle seine Schätze beisteuern, und dies

Forum war der glänzende Mittelpunkt dieser Herrlichkeiten. Würdige Senatoren und Consulare, zierlich aufgeputzte Stutzer, alte Kampfhähne der Legionen, die Luculle und ihre Parasiten, Heldenmütter wie Cornelia und leichtfertige Geliebte der Dichter, wie Lycoris und Cynthia, Frauen und Sklaven wogen hier in buntem Gedränge durcheinander; die Gespräche umfassen die Abenteuer einer sich selbst zum Wahnsinn des Genusses steigernden Gesellschaft, wie die Heldenthaten der Krieger in Ländern, die aus der kimmerischen Nacht emportauchen, wenn sie durch das Römerschwert zugleich erobert und entdeckt werden; das Echo der Beschlüsse aber hallt aus der Curia des Concordientempels und vom Comitium am Fuß der Rostra wieder bis an die Ufer des Nils und bis an die Grenzmauern des schottischen Hochlandes.

Und jetzt? Auf der erhöhten Schicht, von der man zu den Quadern des alten Forums hinabsieht, herrscht nicht mehr Leben, als in einer preußischen Kreisstadt — ein paar Handwerker, Viehtreiber, Soldaten, einige Lohnkutschen und Equipagen und zerstreute Andächtige, welche zu den entlegenen, spärlich besuchten Kirchen wallfahrten! Ja, weiterhin nach der Tiber zu, wo früher das gewerbliche Leben und der Marktverkehr in vollster Blüthe stand, auf dem Forum boarium, wo die Goldschmiede und Ochsenhändler in der Nähe der uralten Kirche San Giorgio in Velabro dem Septi-

mius Severus eine elegante Ehrenpforte mit deutungsreichen Reliefs errichtet und wo sich der vierthorige Bogen erhebt, der als Janus quadrifons eine Art von Kaufhalle, der Sitz der römischen Geldmenschen und ein Mittelpunkt des kaufmännischen Lebens war, das durch seine vier Durchgänge aus- und einströmte — da ist jetzt einer der verlorensten Winkel der Weltstadt, in den nicht einmal die Häuser des südlich vom Capitol angesiedelten Proletarierviertels hineinreichen, und der nur verfallene Schuppen und Scheunen, Schutt-, Kehricht- und Düngerhaufen aufzuweisen hat. Wandert man indeß von hier noch weiter der Tiber zu, dort wo die Kirche San Maria in Cosmedin sich mit zahlreichen antiken Tempelsäulen schmückt und der reizende Rundtempel der Vesta sich erhebt, so begegnet man wieder einem regeren Verkehr, indem die durch die Porta San Paolo in die Stadt strömenden Landleute an Markttagen diese Gegend beleben. Wenn man dagegen die frühere Via sacra nach dem Titusbogen hin weiter verfolgt, so stößt man auf großartige Mauerreste, auf offene gewölbte Hallen und riesige Pfeiler, deren Ueberwölbung malerisch von wucherndem, tief herniederhangendem Gerank bedeckt ist! Es sind die Trümmer der Basilika Constantina, der mächtigen Gerichtshalle, welche hier an das Forum stieß. Die gewaltigen, noch vorhandenen Ruinen gehören den schmaleren, durch eine kühne Tonnenwölbung überdeckten Nebenschiffen an.

Das Hauptschiff kam an mächtiger Ausdehnung dem Mittelschiff von Sanct Peter gleich! Hier ruhen wir auf Säulentrümmern aus, und die Phantasie baut die große säulengetragene Halle auf, in deren Nischen die Richter auf erhöhten Plätzen saßen. Doch wogte in diesen Räumen, während das Tribunal den Cultus der Gerechtigkeit pflegte, auch der geschäftliche Verkehr auf und ab, so daß die Gerichtssitzung nur eine Gruppe unter den übrigen war, die ihren Stoff gleichsam aus dem frischen Fluß des täglichen Lebens herausholte. Hier tritt eine andere weltherrschende Bedeutung der ewigen Roma uns vor die Seele! Die Legionen sind nicht mehr, welche die Welt besiegten, aber die Rechtsgelehrten beherrschen durch ihre in den Pandecten gesammelten Rechtssprüche noch das Rechtsbewußtsein der abendländischen Welt! Mir war's, als säh' ich die Göttin des römischen Rechts, ein dürres Weib mit spitzer Nase und spitzem Kinn, im Mondschein gespenstig durch diese Trümmer wandeln und auf die erhöhte Nische treten. Das Corpus juris ist der Schemel ihrer Füße, in der einen Hand hält sie die Wage der Gerechtigkeit, mit dem aufgehobenen Zeigefinger der andern beweist sie einen schwierigen Rechtsfall aus dem unerschöpflichen Vorrath der Casuistik, den der römische Rechtsverkehr ihr an die Hand giebt; ihr zu Häupten schweben mit ehrwürdig strengen Mienen Gajus, Papinianus und Ulpianus, ihr zu Füßen aber

sitzt eine unzählbare, geisterhafte, im Nebel verdämmernde Schaar der Schüler aller Jahrhunderte, die Zöglinge von Salerno und Bologna, wie die von Paris und Berlin, und schreibt die Orakelsprüche der Göttin nieder — und das unheimliche Gekritzel von Millionen Federn macht einen gespenstig fröstelnden Eindruck — drüben aber am andern Ufer der Tiber, auf dem Janiculus, steht die Schwester unserer Göttin mit den Decretalen der Päpste, mit dem Corpus juris canonici. Rom ist die Geburtsstätte des utrumque jus, die Mutter aller juristischen Facultäten der Erde — und die unermeßliche Maculatur von Doctordissertationen könnte die Trümmerhallen der Basilika bis zur Wölbung anfüllen! Und wenn am alten Gemäuer die Schatten, während Wolken über die Mondscheibe gleiten, herauf und herunter schwanken — da scheinen die Schatten der römischen Rechtsbegriffe, die subtilen, schwer faßbaren Schatten hin und her zu fliehen — dies große Schattenspiel an der Wand, die divina commedia in den feinsten Linien hingehauchter Kategorien! Und in dies spinnenwebige Netz fing die Riesenspinne Rom die Völker ein, während sie ein zweites, größeres, unzerreißbares von Pol zu Pol und bis an die Pforten des Himmels aufgehangen!

Die Via sacra führt uns weiter zum Titusbogen, dem einfachsten und geschmackvollsten von den römischen Triumphbogen. Das einthorige Ehrendenkmal, dessen

Pfeiler von je zwei Halbsäulen und einem blinden Fenster geschmückt werden, trägt auf dem mittleren Theile seiner stattlichen Attika die Widmungsinschrift. Geflügelte Victorien schweben unter dem mit dem Relief eines Triumphzuges geschmückten Fries auf dem sphärischen Dreieck, das sich über dem Thorbogen zwischen den Säulen hinzieht. An der einen Wandfläche des Durchganges ist eine Kriegerschaar dargestellt, welche die Beute des Feldzuges in Judäa und auch den siebenarmigen Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem trägt. Die Bewohner der engen Gassen des Ghetto mögen ihre absonderlichen Gedanken haben, wenn sie unter diesem Triumphbogen hindurchgehn. Mit dem Raub des siebenarmigen Leuchters begann das Geschick des Ahasver, welches bis in die neue Zeit hinein das jüdische Volk verfolgte. Während aber das alte Rom ein Hohenpriesterthum im Osten stürzte, ist das neue durch ein anderes, das im Westen die Erbschaft des Cederntempels auf Zion angetreten, eine Weltmacht geworden.

Dort der Bogen des Constantin, durch den die alte Via triumphalis hindurchging, verkündet den Aufgang jener neuen Zeit, in welcher der siebenarmige Leuchter Jerusalems sich in den tausendarmigen verwandelte, der den Glanz des Hohenpriesterthums über den ganzen Erdkreis ausströmen ließ. Dieser Triumphbogen ist zur Feier des Sieges errichtet, den Constantin über

seinen Gegner Maxentius davontrug, ein Sieg, der die Erhebung der christlichen Religion zur Staatsreligion zur Folge hatte. Da die künstlerische Erfindungskraft der Römer in jener Zeit bereits bankerott geworden, benutzte man die Reliefs und Ornamente eines früheren Trajansbogens zur Ausschmückung des neuen Denkmals — eine Naivetät, die nur durch den Arco della pace in Mailand übertroffen wird, der Siegern und Besiegten nacheinander als ein Denkmal des Triumphes diente. Diese Reliefs in den Medaillons über den zwei kleineren Seiteneingängen des dreithorigen Bogens und in den Quadraten der Attika stellen Bilder aus dem öffentlichen und Privatleben des Kaisers Trajan dar und athmen durchweg ein gesundes Heidenthum. Ja neben den Triumphzügen und den Gruppen, welche den Kaiser in seinen Beziehungen zu den romanischen, parthischen und dacischen Königen darstellen, findet sich hier auch ein echt heidnisches Schweine-, Schaf- und Stieropfer. Das sieht nun freilich wie eine Ironie auf den Kaiser Constantin aus, dessen Heldenthaten „zur Ehre des Christenthums" überdies in sehr roher und unfertiger Weise ausgeführt sind. Wie konnten auch diese tölpelhaften sitzenden und stehenden Victorien der früheren Grazie und Siegesgewißheit theilhaft werden in einer Zeit, in welcher der irdische Ruhmeskranz bereits allen Werth verloren, gegenüber der himmlischen Märtyrerglorie?

Dort die grandiosen Trümmer des Coliseums, zu denen wir jetzt, vorüber an dem Fußgestell des Neronischen Colosses, uns begeben, legen Zeugniß ab von einer andern Zeit, in welcher die Bekenner des Kreuzes den wilden Thieren vorgeworfen wurden. So nahe gerückt sind hier die weltgeschichtlichen Gegensätze! Die machtvolle Umfassungsmauer des Coliseums macht jetzt noch einen bedeutenden Eindruck. Die Römergröße spricht aus diesem Bauwerke am nachdrücklichsten zur Nachwelt. In vier Stockwerken erhebt sich das äußere Steingehäuse — die Arkaden des erstern sind mit dorischen, die des zweiten mit ionischen, die des dritten mit korinthischen Halbsäulen verziert, während das vierte Stockwerk aus einer mit korinthischen Pilastern geschmückten und von kleinen Fenstern durchbrochenen Mauer besteht. Ein eben so geschmackvoller wie majestätischer Bau, welcher dem Venetianer Filippo Calendario bei der Restitution des Dogenpalais als Muster hätte verschweben sollen — er würde dann nicht die beiden unteren Arkadenstockwerke desselben durch eine riesige Belastungsmauer gleichsam erdrückt haben! Wenn das warme Abendlicht auf den Travertinquadern dieses Gebäudes ruht, oder wenn seine Dimensionen im Mondschein zu gewaltiger Höhe wachsen — dann spricht aus dem todten Steine eine ergreifende Elegie vom Verfall irdischer Größe. Freilich, treten wir in die Arena selbst, belebt unsere Phantasie die todten

Räume, bevölkert sie die terrassenförmig aufsteigenden Sitzreihen mit den Bürgern Roms, die oberste offene Halle mit den schönen Frauen der Weltstadt, läßt sie die wilden Thiere aus ihren unterirdischen Käfigen hervorstürzen und im Wettkampf sich selbst oder die vorgeworfenen Christen zerfleischen, unter dem Jubel dieser Tausende, unter dem Beifallklatschen selbst der zarten Hände, in das sich Schmerzensruf und Todesschrei mischen, — dann gewinnt der Riesenbau eine unheimliche Bedeutung, und man sieht die ewige Roma wie eine von Blut trunkene Wilde über die Weltbühne taumeln und freut sich der Vernichtung, welche diese Mauern gebrochen, diese Sitzreihen umgestürzt und der großartigen Tragödie des Völkermordes ein Ende gemacht, an deren Abbild sich hier ein entartetes Geschlecht erquickte. Ja Rom selbst erscheint wie eine aus dem Käfig des Vivariums entsprungene Bestie mit angeborenen Wolfsgelüsten — und man freut sich, daß sie den Tatzen der nordischen Bären erlag. Wie dem Humoristen das menschliche Leben in der Thiermaske als eine Thierkomödie erscheint, so gewinnt die Weltgeschichte in den Räumen dieser Arena den brutalen Schein eines Thierkampfes! Das Kreuz, das jetzt in der Mitte der Arena steht, die Passionsstationen, die um die erste Sitzreihe herum errichtet sind, mögen für einen Augenblick den unheimlichen Eindruck mildern — ein

edles Selbstopfer nahm die Schuld des barbarischen Völkermordes auf sich! Dennoch wüthet er fort unter und neben seinem Zeichen. Dort die französische Schildwache, welche am Hauptthor des Coliseums wacht, damit es nicht wieder in eine Steingrube für römische Neubauten verwandelt werde, erinnert uns an die neuen Imperatoren, welche die blutige Erbschaft des alten Rom angetreten haben und dem verächtlichen Märchen der Weltherrschaft immer neue Opfer schlachten!

Vom Coliseum aus können wir uns zu den Ruinen der Hügel Coelius und Esquilin, zu den Titus- und Diocletiansthermen begeben, wir können die alte Gräberstraße, die Via Appia, mit ihren Columbarien zu gewinnen suchen und bis zu dem mächtigen Thurm verfolgen, der den Namen einer Cäcilia Metella so unsterblich gemacht, wie die Verse des Horaz und Properz die Namen ihrer Buhlerinnen — doch wir ziehen es vor, den kaiserlichen Hügel zu besteigen, auf welchem die Paläste der Imperatoren standen, den Palatinus, den Mittelpunkt des alten Roms. Ueber die enge Treppe eines ärmlichen Weinbergwächters treten wir in die Vigna und den Garten, welcher die idyllische Umhegung der gewaltigen Mauerreste bildet. Gemüse, Blumen und Reben — das ist die friedliche Leibgarde der verfallenen Paläste. Ein rübenpflanzen-

der Curius Dentatus, der über das goldene Haus des Nero sein Anathem ausgesprochen hätte, würde sich an der republikanischen Einfachheit erfreuen, zu welcher jetzt der kaiserliche Berg wieder zurückgekehrt ist. Die gewaltigen Substructionen, die Backsteinbogen, durch welche der kaiserliche Komödiant den Palatinus selbst erweitern und seiner Hofburg eine breitere Unterlage geben wollte, bilden hier so malerische Trümmer, wie sie sich nur selten dem Griffel und Pinsel des Künstlers darbieten! Hier ein verlorener, von rankendem Gebüsch umwachsener Mauerwinkel, der noch irgend ein schauerliches Mysterium der grausamen Kaiserherrschaft zu verbergen, dort ein überhängendes Mauerstück, das dem Gesetze des Gleichgewichtes Hohn zu sprechen scheint; hier eine Arkade, deren halber Bogen in Schutt und Trümmern liegt. Die Mauermassen sind wie mit dem Hügel verwachsen und klettern wie dunkle Ungethüme an ihm empor. Weiter durch die ungepflegten Gänge des Gärtchens — die harmlosen Blumen, die hier wachsen, dürfen nicht mehr befürchten, zum Kranze für die Bacchanalien der sinnlosen Tyrannen geflochten zu werden und wüste Scenen mit anzusehen. Durch ein kleines Gebüsch tritt man auf einen Mauervorsprung, von dem sich eine herrliche Rundschau über die trümmerreichen Hügel Roms eröffnet. Dort der stille Aventin mit seinen Kirchen, der Cölius mit dem pittoresken Passionisten=

kloster, über das Colifeum hinweg der Lateran — Alles in sanfter träumerischer Beleuchtung! Nach dem Aventin zu war die mächtige Façade des kaiserlichen Palastes gerichtet — dort unten im Thal lag der Circus Maximus, und die Kaiser konnten aus den Fenstern ihrer Hofburg auf den Kampf der Wagen um die geschmückte Spina mit ihren Obelisken und ihrer Zielsäule und auf die tausendköpfige Menge hinabsehen, welche die Sitzreihen zu Füßen des Palastes bevölkerte.

Panem et circenses — der Circus gehörte zu den Geheimnissen ihrer Staatsweisheit! Hier oben aber in diesen goldenen Hallen wurde die Welt wie eine erbeutete Frucht ausgepreßt, um mit ihrem Safte die Träger des Diadems zu berauschen.

Und jetzt! Nur ein einsames Grillchen zirpt hier im Gras sein einförmiges Capriccio, wo einst die furchtbaren Marotten der Weltherren über Tausende das Verderben brachten. Weiterhin in den Farnesischen Gärten liegen noch andere Trümmer zerstreut! Nach jener Seite hin läßt der französische Kaiser, der für die alten Cäsaren wohl begründete Sympathien hat und daher ein Stück des Palatin in seinen Privatbesitz brachte, umfassende Ausgrabungen vornehmen.

Der Charakter des Palatin ist die Elegie; der des Aventin die Idylle. Man sieht es diesem Berge nicht

mehr an, daß er einst die Stätte der aufrührerischen Secessionen war. Ziegen weiden zwischen den Mauern seiner Weinberge — und aus den Kreuzgängen seiner stillen Klostergärten schweift der Blick über die gelben Fluthen der um seinen Fuß sich windenden Tiber hinüber nach dem Janiculus und dem Vatican. Ueber den alten ernsten Kirchen, über den Weinbergen, auf denen noch die Trümmer der Servianischen Mauer sichtbar sind, brütet eine so tiefe Abgeschlossenheit, daß man sich schwer an den Gedanken gewöhnt, sich hier auf dem Boden einer Weltstadt zu befinden!

Mag der Archäolog die andern Trümmer Roms, das säulengeschmückte Forum Trajan's, die Fora des Augustus, des Nerva, des Cäsar, das Theater des Marcellus, die Antoninssäule genau betrachten und studiren, wir wenden, um ein harmonisches Bild der römischen Kunst und der römischen Welt zu erhalten, dem wohlerhaltenen Pantheon des Agrippa unsere Schritte zu. Die majestätische Vorhalle, die erhabene Rotunde mit ihren schönen Verhältnissen geben uns ein wohlthuendes Bild des echt classischen Geistes! Hier ist das Rom, das alle Götter vereinigte — mögen auch fremde Heilige jetzt in diesen Nischen thronen und die Wasser des Himmels ungestört durch die offene Kuppel auf den Fußboden niederplätschern!

Die neuen Weltherrscher.

Es war am Frohnleichnamstage — — alles Volk strömte auf den Petersplatz — — die rothen Galawagen der Kardinäle rasselten an den koketten Engeln des Ponte di San Angelo vorüber, durch die schmutzige Hauptstraße des Borgo, welche die Ehre hat, auf den größten und gefeiertsten Platz der Christenheit auszumünden. — Von der Ferne her tönten die Trommeln der marschirenden Franzosen, welche sich an der Feier betheiligen sollten.

Heller Sonnenschein lag auf dem Petersplatze — der mächtige Dom im Hintergrunde erschien, wie immer, kleiner, als er wirklich ist — — man vergaß, daß die Basis der Säulen der Vorhalle die Mannshöhe überragt. Auch Michel Angelo's Riesenkuppel trat nicht imposant hervor, da sie, von hier aus gesehen, weder die Kirche noch den Platz beherrscht. In den Strahlen der Sonne funkelten die Springbrunnen, der Obelisk von Heliopolis, die Heiligen auf Bernini's Säulenhallen, die wir dem Studium der Schüler von Radowitz empfehlen. So groß auch die Zahl dieser hochgestellten „Unsterblichen" ist — so konnten sie doch das Schauspiel, das sich hier vorbereitete, auf das Bequemste mit ansehn, während wir erst um einen Stuhl mit dem Stuhlmiether feilschen mußten. Endlich hatte ich einen Platz für drei

Paoli erobert, unter Römerinnen, Campagnamädchen, Inglese's und Künstlern, und harrte den Dingen, die da kommen würden, mit Gemüthsruhe entgegen. Nur beunruhigte mich noch der Wogenschlag der Menge vor mir, von dem ich voraussah, daß er einige bedeutende Ablagerungen vor den wenig erhöhten Stuhlreihen anspülen würde. Nichts macht doch eifersüchtiger, als ein Privilegium, besonders wenn man's mit Geld bezahlt hat. Ich ertappte mich auf einigen volksfeindlichen Gedanken, welche darauf hinausliefen, daß es doch ein himmelschreiendes Unrecht sei, wenn diese „besitzlosen" Menschen, die sich da vor mir drängten und keinen Platz bezahlt hatten, besser sehen würden als ich, oder gar mir meine mühsam erkaufte Aussicht beengen! Merkwürdig, daß ein gewöhnlicher Stuhl ohne alle mystische Polsterung und sakrosankte Rücklehne bereits solche Gedanken erweckt! Die Stimme des Stuhlvermiethers, der eigentlich nur Aftervermiether des heiligen Stuhls ist, indem er selbst erst das Recht, hier Plätze zu vergeben, Sankt Peter abkaufen muß, tönte mächtig in das Geräusch der sich drängenden Volksmassen, welche den ganzen Platz belebten. Die Kolonnaden Bernini's waren durch improvisirte, bedeckte und mit Teppichen geschmückte Gallerieen für den Umzug der Procession weiter fortgeführt worden.

Das Publikum betrachtete, ehe der Zug begann, mit Neugier einen entthronten König und einen Hof außer

Diensten. Die neapolitanische Gala, Uniformen, Orden u. dgl. m. entwickelte sich auf dem Balkon des Municipalitätsgebäudes. Auch die Königin von Neapel, die Heldin von Gaëta, zeigte sich den Blicken. Sie sah etwas bleich aus und saß nicht neben dem König, sondern war durch zwei schwarze Damen von ihm getrennt. Endlich machte eine Linie Franzosen mit geschultertem Gewehr die Bahn für den Zug frei und drängte zur Rechten und Linken die Menge beiseite — — die Glocken läuteten — die Procession begann und stieg aus dem Portal von Sankt Peter auf den Platz hernieder.

Von der großen Armee des Katholicismus waren alle Truppengattungen sichtbar — — eine unglaubliche Zahl von Bannern der ecclesia militans wehte in den Lüften! Ein Orden, eine Corporation nach der andern — — keins der zahlreichen Klöster Roms blieb unvertreten. Die Leiter der Hierarchie aber konnte man von ihren untersten bis zu ihren obersten Sprossen verfolgen.

Den Zug eröffnen in braunen Kutten die Franziskaner — ehrwürdige Köpfe mit langen Bärten — meistens Charakterköpfe, die eine reiche Ausbeute für den Maler liefern. Hier die Männer von Aracoeli, dort von Pietro in Montorio! Wie stattlich, wie vornehm dagegen die glattrasirten Dominikaner, die eifrigen Gegner der Schüler des heiligen Franz von

Assisi, in ihren weißen Gewändern, oder die aristokratischen Benediktiner! Nicht nur jedes Kloster — jede Kirche hat ihre Wahrzeichen und Vertreter gesendet! Ein kundiger Römer vor mir bezeichnet mir alle die geistlichen Heerschaaren bei ihrem Vorüberziehn — singende und Gebete murmelnde Chöre, Kirchenbilder, Fackeln, soweit das Auge sieht! Dort die Jünglinge der Propaganda, jenes Instituts einer Weltphilologie, deren Streifzüge bis in das Hottentottische und Karaibische reichen — — sie bezeugen die Macht Roms, die sich bis zu den Wendekreisen und zu den Erdpolen erstreckt! Dem endlosen, vorausgeschickten Schweif der Kirche folgt nun ihr weitleuchtender Kern — — die Prälaten, die Beherrscher der Christenheit. Die spitze Mitra kündet die Bischöfe an — das rothe Kreuz strahlt von ihren Pallien! Mit würdevollem Schritte ziehen sie den Höheren voraus — eine Purpurwolke von Kardinälen kündet den Aufgang der päpstlichen Sonne an. In ihrem Abglanze strahlend, wandern die Männer, die Greise des heiligen Kollegiums! Hier in Rom verschwindet die Bedeutung des Einzelnen in der Masse — — man muß sich erst besinnen, welche Größen man hier vor sich hat — man muß die Leiter der Hierarchie hinaufklettern bis zur schwindelnden Höhe, welcher der Kardinalshut winkt! Dann empfindet man erst die schuldige Ehrfurcht vor den Würden=

trägern, die hier zugweise vorüberschwenken, eine Compagnie gefürsteter Häupter.

Unter hohem Baldachin, auf einer Bahre getragen, von Weihrauchwolken eingehüllt, erscheint nun der Herr der Christenheit selbst. Er hat die Hände gefaltet, die Augen schlägt er nieder — denn Pius IX. leidet an Schwindel, und es mag ihm großes körperliches Mißbehagen erwecken, so von einem schwankenden Throne auf die Häupter der unabsehbaren Menge hinabzuschauen. Seine Züge sind edel, sanft und wohlwollend — doch nicht ohne die Linien und Falten des Grams und der Enttäuschung! Die weltliche Macht der Päpste hat unter seiner Regierung einen schlimmeren Stoß erhalten, als im Laufe langer Jahrhunderte — — die Romagna und die umbrischen Marken sind verloren gegangen, und von allen Seiten schaut über die Grenzsteine der nächste Nachbar als unerbittlicher Todfeind. Die Schützer aber können sich jeden Augenblick in Dränger verwandeln, wenn der gallische Wetterhahn von einem andern Winde bewegt wird. Unter dieser Volksmenge selbst aber, die vor dem Papst die Kniee beugt — — wie viele Tausende, welche seiner weltlichen Herrschaft grollen und für das einige Italien die Hauptstadt Rom verlangen! Grüßt ihn dort nicht ein befreundeter, flüchtiger Fürst? Bei diesem Gruße muß er der eigenen Flucht aus seiner Herrenstadt gedenken —

unheimliche Ahnungen steigen in seiner Seele auf! Wird auch er noch einmal flüchten müssen? Wird ihm nur das patrimonium Petri bleiben? Wird sich noch einmal der Gedanke des Imperators verwirklichen, der seinem Krummstabe die patriarchalische Schutzhoheit über einen italienischen Fürstenbund schenken wollte? Wird das Papstthum, mit den Wurzeln seiner weltlichen Herrschaft aus italienischem Boden gerissen, nur wie eine große Wasserblume sich auf der geheimnißvollen Fluth der geistlichen Andacht aller Völker wiegen? Wer kann die Geschicke der Zukunft ergründen? Wird der Vatikan nur eine Abtei der Peterskirche werden? Das bedeuten die Falten in den liebenswürdigen Zügen des heiligen Vaters!

Doch noch klirrt hinter seinem Thron die weltliche Wehr — die buntscheckigen Schweizer mit ihren Hellebarden folgen ihm — und die prächtigen Guiden, seine Ehrentrabanten. Roms hoher Adel trägt diese Uniform — die Brust mit Orden bedeckt — die stattlichen Rosse wiehern und schnauben — Fürsten vor und hinter dem Baldachin, unter dem die dreifache Krone glänzt! Die symbolische Sonne, welche die Kehrseite des päpstlichen Gewandes schmückt, ist der weltlich-militärischen Machtentfaltung zugewendet, während die Sonne seines Angesichtes mit Wohlgefallen auf seinen geistlichen Kindern ruht.

Plötzlich scheint der Zug unterbrochen — doch nein,

die Lücke dient nur einem andern Machthaber zur Folie, der allein auf bäumendem Renner vorsprengt! Es ist der Kommandant der französischen Truppen in Rom! Hinter ihm sein säbelklirrender Generalstab — und dann zu Fuß und Pferd seine Schwadronen und Bataillone! Hei wie lustig funkeln die Gewehre, leuchten die Uniformen im Sonnenschein! Wie munter schweifen die Blicke der Krieger zur Rechten und Linken und kokettiren mit den schönen Römerinnen! Ist das Frohnleichnamsfest — oder ein altheidnischer Triumphzug? Sind das Liktoren, diese langbärtigen Sappeurs mit ihrem Beil? Leicht und beweglich, aber doch nirgends aus der Bahn brechend, tummeln sich die Rosse der Schwadronen. Wie anders die schwerfälligen päpstlichen Reiter, welche den Zug schließen, und die nur mit großer Mühe ihre ungeberdigen Pferde abhalten, seitwärts auszuweichen und das Publikum zu bedrängen!

Die Procession geht nur um den Petersplatz herum — sie verschwindet wieder in Bernini's Säulenhallen — die Menge verläuft sich — die zahllosen, nach der Lungara hin in langen Reihen harrenden Equipagen jagen in buntem Durcheinander über den Platz und durch die Straßen — die französische Trommel ruft die Ihrigen heimwärts zu den Suppentöpfen.

Das war der Triumphzug der neuen Weltherrscher auf der lauten Straße, doch ich habe sie auch in ihrem

stillen Heiligthum, im Vatikan, aufgesucht. Ich wohnte einer Messe in der Hauskapelle des Papstes, der sixtinischen, bei. Vorüber an der Schweizerwache des untern Korridors stieg ich Bernini's scala regia hinauf, eine Prachttreppe mit jonischen Säulen, deren Anlage in einem gegebenen und beschränkten Raume selbst ein optisches Kunststück nöthig machte, um einen gleichmäßig imposanten Eindruck zu sichern. Die scala regia, mit ihren Genien von Stuck, der Saal, in welchem der Papst die fremden Gesandten empfängt, ist ganz dazu angethan, einen ketzerischen Ghibellinen zu demüthigen, denn die Fresken Vasari's, welche alle Wände des Saals schmücken, stellen lauter geschichtliche Ereignisse dar, durch welche der Triumph des Papstthums über seine Gegner verherrlicht wird. Der eilfertige, wenn auch sichere Pinsel dieses Malers malt hier in immer neuen Varianten das: anathema sit. Dem Zorn dieser gemalten Päpste entronnen, glücklicher als die gedemüthigten Kaiser, tritt man in den Vorraum der sixtinischen Kapelle, auf dessen Bänken schwarze und verschleierte Frauen sitzen. Nur in dieser vorgeschriebenen Tracht ist der Besuch der Vorkapelle gestattet — — das Heiligthum selbst darf während der Feierlichkeit kein weiblicher Fuß betreten. Mit dem stolzen Gefühl, von den blonden englischen und deutschen Touristinnen beneidet zu werden, begiebt man sich nun in die Kapelle selbst und tritt hinter die von den bunt-

scheckigen Schweizern bewachten Schranken. Die Kapelle hat man natürlich schon öfter aufgesucht, um ungestört Michel Angelo's Fresken zu studiren. Man borge ja nicht den Maßstab von der benachbarten Peterskirche, man würde sich schmerzlich enttäuscht finden. Die sixtinische Kapelle ist ein schlichter, achteckiger Kasten, der trotz seiner Höhe einen beengenden Eindruck machen würde, wenn nicht die leuchtenden Spuren, mit denen der Genius seinen Deckel und seine Seitenwände geschmückt, die Seele über die spärlich zugemessenen Dimensionen des Raumes hinwegtrügen.

Ich weiß nicht, welcher Papst sich darüber beschwerte, daß die Bilder Michel Angelo's besser für ein Badekabinet als für seine Hauskapelle paßten. Vielleicht war es derselbe Paul IV., der den Unsterblichen in Himmel und Hölle durch Daniel de Volterra „Badehosen" anziehen ließ, eine Verbesserung, die noch nicht durchgreifend genug erscheinen mußte, indem auf Clemens XII. Geheiß Pozzi das von Volterra begonnene Werk fortsetzte. Michel Angelo war noch glücklich genug, den Ersten, der über sein Werk die Nase rümpfte, selbst bestrafen zu können. Wie Dante machte er mit seinen Zeitgenossen wenig Federlesens, wenn sie ihm mißliebig waren, und sperrte sie in seine Hölle ein. So erging es auch dem Biagio de Cesena, dem Ceremonienmeister Paul's I., der das jüngste Gericht mit seiner kritischen Brille betrachtete und an den anstößigen Nuditäten

herummäkelte. Das Gesicht dieses von so zartem Anstandsgefühl beseelten Kunstrichters ist der Nachwelt in den Zügen des Höllenrichters Minos aufbewahrt worden. Die Erhabenheit des Gegenstandes, den sie darstellten, und die Heiligkeit des von ihnen geschmückten Ortes hielten die Künstler jener naiven Zeit nicht ab, das profane Pasquill und eine kleine persönliche Rache in ihre Gemälde „hineinzugeheimnissen.“ Jetzt freilich! ist das jüngste Gericht durch die Unbilden der Zeit in weit nachdrücklicherer Weise „angeschwärzt“ worden, indem Kerzendunst und Weihrauchdampf die Herrlichkeit der nackten Leiber durch schwarze, rußige Tinten gedämpft haben. Die Küster betrachten diese unsterbliche Wand eben nur als eine Wand wie jede andere, obgleich sie eine so ergiebige Einnahmequelle für sie ist, und schlagen Nägel und Krampen in dieselbe ein. Ja der Hochaltar mit seinem Baldachin ist oft mitten in das jüngste „Gericht“ hineingebaut und verdeckt zum großen Theil die berühmte Charonsgruppe.

Der Ceremonienmeister Paul's III. und die zahlreichen Nachfolger, die er gefunden, waren gewiß weder große Geister noch große Kunstkenner, aber sie hatten doch einen richtigen „Instinkt,“ nämlich den Instinkt, daß den Gemälden Michel Angelo's der eigentlich christliche Genius fehle, und daß sie nicht in die Kapelle der Päpste hineinpassen. Der Geist, aus dem sie

geschaffen sind, ist theils der attestamentarische, theils der antik-heidnische — — die milden Lichter des Christenthums, seine Keuschheit, seine überirdische Verklärung und Versöhnung, jenes Seelenhafte, welches aus der irdischen Hülle herauswächst — wir würden es auf allen diesen Bildern vergeblich suchen. Selbst Stoffe und Gestalten sind, mit einziger Ausnahme des jüngsten Gerichtes, dem alten Testament entnommen — und dieser zürnende Weltrichter des jüngsten Tages erinnert doch mehr an den altbiblischen Jehova, als an den welterlösenden Heiland. Nach Vergeltung dürstend stürmt die Schaar mit den Marterwerkzeugen in seine Nähe: „Mein ist die Rache, spricht der Herr, ich will vergelten!“ Das ist die Grundanschauung, aus der das gigantische Bild herausgewachsen. Die Meisterschaft der Ausführung aber besteht in der unübertrefflichen Darstellung plastischer Körperlichkeit, in einer grandiosen Bildhauerei mit dem Pinsel, welcher indeß in tadelloser Weise der malerischen Perspektive und den Gesetzen der „Verkürzung“ gerecht wird und dabei Nichts in Wolken „kleben“ oder magisch „fliegen,“ schweben und sinken läßt, was nicht vollkommen durch den Zusammenhang des Bildes und durch die Einwirkung der andern Gestalten gerechfertigt wäre. Schon in diesem Streben nach einer auch das Jenseits beherrschenden „Naturwahrheit“ liegt eine heidnische Ketzerei gegenüber der christlichen Wunderwelt, deren

Göttlichkeit gerade im Unbegreiflichen liegt. Bei Michel Angelo verschwindet der Ausdruck des Seelischen gegen den des Körperlichen — die Anatomie steht ihm höher als die Theologie. Sein „jüngstes Gericht" macht den Eindruck einer großen, vom Himmel zur Hölle reichenden Palästra, in welcher die Seligen und Verdammten, die Engel und Teufel herauf- und herunterturnen. Alle seine Kunst verschwendet er an diese „nackten Leiber," deren Muskeln im Ringen, in Sturz und Schwung, in den mannichfachsten Stellungen und Schwebungen markig hervortreten. Es ist ein Titanensturz in christlicher Maske, welche unten der Tatarus zum Theil verschmäht. Man mag das Bild übermalen, so viel man will — es bleibt immer eingeschmuggeltes Heidenthum. Die christliche Andacht kann damit Nichts anfangen, sie kann es nur verräuchern und einäschern.

Die Deckenbilder stellen Geschichten der Genesis dar, Weltschöpfung und Sündfluth, Sündenfall und Strafe. Der Gott des alten Testaments erscheint in aller Kraft und Majestät — — die sündige Eva ist eine Michel Angelo'sche Venus. Eine Freske wie „Noah's Trunkenheit" paßte eher für ein pompejanisches Lupanar, als für die päpstliche Kapelle. Auch die vier Eckbilder behandeln in großer Ausführung Stoffe des alten Testamentes. Ueberall verschmäht der Meister die Hilfe der Legende — — seine Propheten und Sibyllen,

die bedeutsamsten Gestalten der Kapelle, schöpfen, ohne Engel und Heiligenschein, aus den Tiefen der eigenen Brust. Weil sie so menschlich empfunden und geschaffen sind — darum auch die Tiefe und der Reichthum der Charakteristik. Gegenüber einer Offenbarung von oben giebt es nur „andächtige Hingabe," die wenig Nüancen zuläßt. Das beweisen Raphael's „Sibyllen" in San Maria della pace. Wie anders diese Gestalten Michel Angelo's, zu denen der Himmel nicht herniedersteigt, die in ihn hineinzuragen scheinen! Hier die Kraft Aeschyleischer Halbgötter vereint mit einer Fülle echt menschlicher Situationen, wie sie an Shakespeare's Genius erinnert. Wie unterscheidet sich der in seinem Schmerz schattenhaft dahinschwindende Jeremias von Jesaias, der wie aus einer höheren Verzückung zu erwachen scheint, und der wiedergeborne Jonas, der Skeptiker, der mit seinen Fragen den Himmel bestürmt, von Joël, den die aus dem Buche der Offenbarung geschöpfte Antwort auf alle Zweifel seines Innern wunderbar zu beseligen scheint! Welche Hoheit in diesen Frauengestalten! Das sind keine Madonnen, keine Magdalenen, auch keine heidnischen Göttinnen — das sind Priesterinnen, welche das Geheimniß der Welt erlauschen! Diese *geistige* Schönheit, wohl zu unterscheiden von der *seelischen* des Raphael, verklärt namentlich die delphische Sibylle. Doch was hat sie, was haben ihre Genossen, die lybische,

die kumäische Sibylle in der päpstlichen Hauskapelle zu suchen? Die heidnischen Offenbarungen galten dem irdischen Geschick — — nicht in der Kapelle, im Thronsaal mochten sie den Päpsten die Zukunft ihrer weltlichen Herrschaft prophezeien.

Michel Angelo's Abneigung gegen die überlieferte Symbolik der christlichen Legende ging so weit, daß er nicht einmal die ausfüllenden Zierfiguren von ihr entlehnte. Keine Putten, keine Engelsköpfe, keine Heiligen unter und neben dem Thron der Sibyllen, über den Gewölbekappen, zwischen den Gesimsen! Frische nackte Kinder, athletische Gestalten, hingelagert und sich hinlehnend, andere nackte männliche Figuren, mit Laub- und Fruchtguirlanden — — überall menschliche Motive, welche die reine Freude des Künstlers an der Menschengestalt ausdrücken!

So paßt denn die großartige Ausschmückung der Kapelle durchaus nicht zu den kirchlichen Vorgängen in derselben. Die gewaltige Innerlichkeit der Gewölbefresken harmonirt nicht mit der Aeußerlichkeit der hier stattfindenden Ceremonien, die athletische Nacktheit des „jüngsten Gerichtes,“ die großartig freie Bewegung dieser Gestalten ironisirt unwillkürlich das mühsame Geschleppe der langen Priestergewänder, die einen besondern Kleiderwächter nöthig haben, der sie vorschriftsmäßig in Bewegung setzt und in die gerade erforderliche Façon bringt.

Hinter den Schranken befand sich eine beträchtliche Zahl von Fremden, katholische Geistliche, überwiegend viel ketzerische Touristen. Daneben standen ein paar Guiden in Uniform — weiterhin auf der Seite der prächtigen Sängertribüne waren die Sitze für die Gesandten und die vornehme Welt angebracht. Ein Kardinal nach dem andern trat ein, begleitet von seinem Schleppträger, der sich dann zu seinen Füßen niederließ. Wir hatten Zeit und Muße, die Physiognomien der Kirchenfürsten zu studiren. Es sind meistens mehr oder weniger ehrwürdige Greise, in denen die Gewöhnung an das kirchliche Ceremoniell eine gewisse Versteinerung hervorgerufen hat. Nur einer von ihnen sieht jugendlicher aus — dunkles Haar, kräftig markirte Züge, eine Brille, eine an die alten Abbé's erinnernde Weltlichkeit der Bewegungen. Ist dies Antonelli? Nein — der Kardinalstaatssekretär tritt eben ein. Auch er hat, trotz aller Sorgen um des Papstes weltliches Reich, keine grauen Haare — auch er hat ein scharfes Profil — doch er sieht nachdenklich aus und finster und brütend. Wir beobachten ihn während der Ceremonie — er ist nur mit halber Seele zugegen. Doch er plaudert und lacht nicht, wie einige Andere — — er scheint im Geist eine Depesche zu entwerfen. Napoleon und die Kaiserin Eugenie, Victor Emanuel und Franz II. — das sind die Gestalten, welche in der camera obscura seiner Seele vorüberziehn. Aus

einer mit dem Brigantaggio verwachsenen Familie stammend, besitzt er Kühnheit und Verwegenheit, die sich auch in seinen Zügen ausprägt, dabei Ausdauer im diplomatischen Wegelagern und die Dosis von Machiavellismus, ohne die es heutzutage keine Diplomaten und keine Italiener giebt. Er ist zu klug, um die Faktoren der Zeitstimmung gänzlich in seinen Berechnungen zu vergessen; er ist kein Dunkelmann, der wie viele seiner Kollegen jede Reform als ein Wink des Teufels ansieht. Sein ernst zerstreutes Wesen macht immerhin einen bessern Eindruck, als die gedankenlose Hingabe der Andern an die Aeußerlichkeit des Ceremoniells. Endlich erscheint der Papst durch die hintere Thüre — die Feierlichkeit beginnt. Der berühmte Sängerchor der Tribüne läßt das „Kyrie eleison" ertönen. Die Musik ist nicht so ketzerisch, wie die Malerei — auf den majestätischen Klängen des meisterhaften Gesanges wiegen sich Gedanken inbrünstiger Andacht aus Seelentiefen — — der hohe Sopran tönt wie eine Stimme von oben, wie ein rettender Arm, der die Seinen emporzieht. Gloria in excelsis Deo — schmettert das Triumphlied — — das „Sanctus" und Hosianna, das Benedictus und „agnus Dei" sind eben so viele Triumphe einer aus dem christlichen Geiste herausgebornen Kunst. Inzwischen geht das Drama des Hochamtes seinen Gang fort. Wir sind in seine Symbolik und ihre jedenfalls erstarrten Formen

nicht genugsam eingeweiht, um ihren tiefern Sinn zu fassen. Doch eine Menge auffallender Aeußerlichkeiten, denen mindestens alle Erhabenheit fehlt, bietet sich dem Auge dar. Man muß den „Kothurn" in der Seele mitbringen, um durch diese Ceremonieen nicht oft an den „Sokkus" erinnert zu werden. Der Papst tritt zuerst an den Hochaltar, um sich durch Gebet zur Konsekration vorzubereiten. Dann setzt er sich auf seinen Thron nieder — es beginnt die Huldigung der „Kardinäle." Einer nach dem andern verläßt seinen Platz, kniet vor dem Papste nieder und küßt ihm die Hand. Die langen Purpurtogen erfordern bei diesem ganzen Akt die größte Aufmerksamkeit des Schleppträgers, damit sie nicht durch ungeberdige Aufbauschungen oder frivoles Hängenbleiben die Würde der Feier stören. Im weiteren Verlauf derselben wird dem Papste die Mitra so oft abgenommen und aufgesetzt, daß der heilige Vater viel Ausdauer besitzen muß, um das Gefühl körperlicher Ermüdung zu überwinden. Er selber intonirt indeß den Meßgesang mit einer sonoren, prächtigen Stimme, welche die Kunstleistungen der Kardinäle tief in Schatten stellt. Seine eigene Thätigkeit wird am längsten durch die lateinische Predigt eines Franziskanermönchs unterbrochen, welche bei der Mehrzahl der gefürsteten Hörer nur kritische Erwägungen oder — Ermüdung hervorzurufen scheint. Gegen den Schluß der Ceremonie wird die Symbolik

für den uneingeweihten Hörer immer unverständlicher; die Schleppen der Kardinäle werden plötzlich hinten von den dienenden Brüdern in einen rothen Zopf zusammengedreht, dessen Hin- und Herwackeln einen entschieden unästhetischen Eindruck macht. Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Elemente der Feier läßt ein unharmonisches Gesammtbild zurück — und es bedarf stets der Erwägung, daß dies das großartigste Hochamt der Erde ist, ein imposantes Vorbild für den Katholicismus in allen Welttheilen, um sich einigermaßen auf der Höhe dieser feierlichen Vorgänge halten zu können.

Bedeutsamer als die prunkvollen Schaustellungen der geistlichen Weltmacht gemahnen uns die großartigen Bauten, daß hier in Rom die Stätte einer glänzenden Weltherrschaft ist. Vor allem Sankt Peter's Dom. — Wenn die Architektur eine „gefrorene Musik," so ist Peter's Dom ein „gefrorner Choral" mit majestätischen Fugen. Kolossal und bewältigend sind seine Dimensionen, die Höhe seiner Pfeiler und Schiffe, die Räume, in denen der Einzelne verschwindet. Die gothischen Münster streben himmelan — aus ihnen spricht die sehnsuchtsvolle Andacht des germanischen Geistes, der die Wiege des Protestantismus wurde. Der römische Katholicismus theilt diese Sehnsucht nicht — — die Kuppel der Peterskirche ist ein harmonischer Abschluß, wie ihn die heidnischen „Pantheons" besaßen. Das Gemüth soll nicht aus dem Riesen-

bau der Kirche hinausstreben, da diese in ihrem Gnadenschatze alle Mittel zu seiner Beruhigung und Beglückung besitzt. „Im Raum wohnt das Erhabene nicht“ — ruft Schiller den Astronomen zu, aus einseitiger Betonung des kategorischen Imperativs. Doch schon sein Lehrer Kant hatte die Erhabenheit des gestirnten Himmels über uns anerkannt. Ebenso wie im Weltraum wohnt das Erhabene in den gewaltigen Räumen der Architektur. Die Peterskirche wird Niemand betreten, ohne das Gefühl der eigenen verschwindenden Kleinheit mit dem Gedanken an eine ganze Völker bindende Gemeinsamkeit zu vereinigen. Man fühlt sich getragen, gehoben, befriedigt, wenn man durch diese riesigen Hallen schreitet und zur sonnenlichten Prachtkuppel emporschaut. Nicht der Glanz der einzelnen Kapellen und Bildwerke, welche selbst in dem Ganzen verschwinden — — es ist die Größe der architektonischen Fassung, welche die Seele beschwingt. Ja in Bezug auf die Schätze der Malerei und Skulptur steht die Peterskirche fast hinter allen andern namhaften italienischen Kirchen zurück. Mit Ausnahme der Pietà von Michel Angelo, Guglielmo della Porta's „Monument Paul III.“ und dem Grabmonument Pius III. von Thorwaldsen enthält sie keine Bildwerke, welche ihrer Bedeutung entsprächen. Canova's Clemens XIII. mit den beiden Löwen ist ohne alle Energie und kann sich mit Thorwaldsen's charakter-

vollen Gestalten und Köpfen nicht messen. Della Porta war ein Schüler Michel Angelo's — seine „Gerechtigkeit" theilte das Loos, welches den Heiligen und Sündern des jüngsten Gerichtes zu Theil geworden, sie wurde in ein bronzenes Gewand gekleidet. Doch der üppige Ausdruck ihrer anmuthigen Züge ist geblieben. Hätte die Gerechtigkeit ein so verlockendes Aeußere, wie uns der Meißel della Porta's glauben machen will — — die ganze studirende Jugend würde herbeieilen, um ihren Offenbarungen zu lauschen. Im Uebrigen triumphirt in den Skulpturen der Kirche der Barockstyl Bernini's, von welchem auch das gewaltige Tabernakel mit seinen gewundenen Säulen und dem mit Giebelschnecken verzierten Baldachin herrührt. Was die Malerei betrifft, so hat die Peterskirche bekanntlich gar keine Originalbilder, sondern ist nur mit den Kopieen berühmter Gemälde geschmückt.

Desto reicher ist an Kunstwerken jeder Art der Vatikan, das größte Museum der Erde, eine Herrenburg in größtem Styl — — alle andern Palazzi Roms verschwinden gegen den gewaltigen Bau mit seinen Höfen und Flügeln, mit seinen imposant übereinandergethürmten Stockwerken, mit seinen Treppen und Gallerien und seinen zehntausend Sälen, Kabineten und Zimmern. Der Blick schweift bald über das beherrschte Rom, bald verliert er sich in großen Höfen und Gärten. Der Papst bewohnt nur den einen vordern,

nach der Stadt hinausliegenden Theil des Palastes — fast alle übrigen Räume sind den Zwecken der Wissenschaft und Kunst gewidmet. Groß ist die Toleranz der Päpste, welche so viel künstlerisch gestaltetes Heidenthum in ihren Herrensitz aufgenommen, so vielen Göttern der Griechen und Römer hier eine Freistatt eröffnet haben, ähnlich wie die Römer die Götter der überwundenen Völker in ihr Pantheon aufnahmen. Diese Götterbilder der Rotonda des Belvedere und des braccio nuovo, Jupiter und Juno, der Apoll von Belvedere, der riesige Herkules, dieser „Laokoon," diese „Ariadne" — es sind Triumphe einer Kunst, welcher das christliche Weltalter nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat! Und selbst in den „Stanzen" Raphael's treten die Philosophen Athens den disputirenden Theologen mit gleicher Herrlichkeit gegenüber — und Apollo mit allen Musen fehlt nicht unter jenen gedankenreichen Gemälden, welche den Kaulbach's unserer Tage zum Vorbilde dienen! So neidlos und tolerant, weil des Siegs gewiß, war das Papstthum in jener klassischen Zeit der italienischen Kunst — — wir zweifeln, daß es heutzutage dem gemalten oder gemeißelten Heidenthum die gleiche unbefangene Gunst zuwenden würde. Ihm fehlt eben die frühere Siegsgewißheit; es sieht sich rings von Feinden umgeben — die Macht seines Anathems ist gebrochen — ein modernes Heidenthum tritt ihm mit

erbitterter Gegnerschaft gegenüber. Da werden auch die müßigen Spiele der Phantasie zur Sünde, welche sich im Lager des Gegners mit seinen Waffen schmücken. — Der zweite Hauptpalast des Papstes ist der Quirinal auf dem gleichnamigen alten Hügel, den die berühmte Dioskurengruppe schmückt. Hier ist die Luft gesunder als jenseits der Tiber — und die Päpste pflegen deshalb während des Sommers hier zu wohnen. Große Paläste, wie der der Dataria, zieren den Berghang und schließen sich oben an den päpstlichen an. Sonst ist es hier still und todt — man glaubt das Gras auf den Straßen wachsen zu hören. Noch entlegener ist der Palast des Lateran, der jetzt ebenfalls in ein Museum verwandelt worden. Auch hier ist in Reliefs, Skulpturen und Statuen eine Fülle von Heidenthum vertreten. Die Laterankirche, die nach St. Peter die imposanteste Façade hat, ist die älteste Hauptkirche Roms, und wie die Inschrift über dem Hauptportal ausspricht: „Aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt." In dieser ältesten Kirche hat einer der jüngsten Principe's von Rom, der reiche Torlonia, seine Familienkapelle angelegt. Gegenüber der Kirche befindet sich die heilige Treppe, die nur auf „Knieen" erklettert werden darf. Stets sieht man fromme Wallfahrer damit beschäftigt, diese Treppe aus dem Hause des Pontius Pilatus andächtig emporzurutschen. Steinerne Treppen zu beiden Seiten bilden einen

bequemen Aufgang für die minder eifrige Andacht. Der Platz vor dem Lateran hat Nichts von der Majestät des Petersplatzes — er hat einen idyllischen Charakter — es ist der Petersplatz des Landvolkes. Von hier schweift der Blick über die Trümmer der Campagna nach den blauen Albanerbergen. Hier wird das Blumenfest gefeiert, welches die weite grüne Fläche frühlingsartig belebt. Ruinen aus der Römerzeit, alte Kirchen bilden den Hintergrund — Straßen, welche mehr mit Fruchtbäumen besetzte Dorfalleen sind, verbinden den Lateran mit der übrigen Stadt. Der Quirinal und Lateran eignen sich zu Ruhesitzen für das pensionirte Papstthum, das seiner weltlichen Herrschaft entkleidet worden. Der Bestand dieser „weltlichen Herrschaft" steht auf schwachen Füßen. Wenn die Franzosen zu einem Thore hinausmarschiren, marschiren die Piemontesen zum andern hinein, die Engelsburg erhält andere Einquartirung, die Karabiniere andere Uniformen. Keine Thräne wird auf das Grab dieser weltlichen Herrschaft fallen — kein Arm wird sich rühren zu ihrer Vertheidigung. Steht doch selbst dem Dalailama in Tibet ein weltlicher Regent zur Seite — Victor Emanuel wird früher oder später der Nomachaus des Papstes werden.

Die Gallier auf dem Capitol.

Hoch oben auf dem tarpejischen Felsen sitzend, der jetzt so glücklich ist, sich eines eigenen „Custos" rühmen zu können, mit dem Blick auf die Trümmer des Forums, auf die Ruinen der Kaiserpaläste des Palatins, hörte ich in das Glockengeläute unaufhörliches Trommelwirbeln und Trompetengeschmetter mit ketzerischer Aufdringlichkeit hereintönen, und die Geschicke der ewigen Stadt zogen an meinem Blicke vorüber.

Hier, wo die alte Römerburg stand, kletterten einst die gallischen Barbaren die Felsen heran, die damals unnahbar waren, jetzt aber so civilisirt sind, sich gegen ein bescheidenes Trinkgeld jedem „Barbaren" vom Ufer der Spree, der Seine und der Newa in nächster Nähe zu zeigen. Damals waren es bekanntlich die Gänse, welche den glücklichen Instinct hatten, das Vaterland zu erretten — eine Mission, welche in späterer Zeit, trotz aller Bemühungen, durch bloßes „Schnattern" nie vollbracht werden konnte. Die Römer erwachten auf ihrer Burg und warfen die Barbaren die Felsen herunter. So endete der erste Besuch der Gallier in Rom.

In spätere Zeit führt uns das Relief eines Sarkophags im capitolinischen Museum. Wir sehen hier einen Kampf der Römer mit Barbaren dargestellt, und die gewundenen Halsbänder derselben lassen

keinen Zweifel übrig, daß diese Barbaren „Gallier" sind. Es ergeht den Galliern hier so schlecht, wie es nur irgend der Raum der Vorderseite des Sarkophags dem Meißel des Bildhauers auszuführen gestattete. Hier wird der eine von den Hufen eines sich bäumenden Römerrosses zertreten, dort der andere von der energischen Faust eines „Weltbeherrschers" bei dem Schopfe gefaßt, während die erhobene Rechte mit dem Schwerte die unverhohlene Absicht zeigt, das Haupt auf das Correcteste vom Rumpfe zu trennen. Wer wird durch diesen Sarkophag nicht an Roms Siege über die Gallier, nicht an Cäsar's Geschichte des gallischen Krieges erinnert!

Doch — tempora mutantur! Die Römer sind Römer geblieben; aber die Gallier Franzosen geworden!

Wer jetzt den breiten Aufgang zum Capitol hinansteigt, mitten unter den steingewordenen architektonischen Gedanken Michael Angelo's, der wird zuerst seinen Blick auf dieser Trias von Palästen ruhen lassen, welche den Platz umgeben. Er wird dann den Colossen der Pferdebändiger, welche hinter den Dioskuren des Monte Cavallo freilich in Bezug auf Kraft des Ausdruckes und künstlerische Bedeutung zurückstehen, seine Aufmerksamkeit zuwenden und sich von dem hochgepriesenen Reiterbild des Marc Aurel fesseln lassen, das den Platz und von hier aus die ewige Stadt beherrscht.

Es ist die einzige Kaiserstatue, die übrig geblieben, und es ist dies eine Gunst des Schicksals, das die Bilder der Tyrannen in Trümmer fallen läßt und das Bild eines guten und weisen Regenten der Nachwelt aufbewahrt! Was sollten die Nero's und Caligula's, die Domitian's und Caracalla's auf dem Capitol, selbst wenn ihre Rosse eleganter wären, als dies dickwanstige Bronceroß, welches den philosophischen Imperator trägt und zu einem etwas froschbeinigen Sitze nöthigt? Vielleicht war dies Roß ein Symbol des beherrschten „Roms," das allerdings einen guten Magen und so viele Länder und Völker verzehrt hatte, daß es von der Plastik nicht colossal genug gebildet werden konnte. Indeß kam der heidnische Philosoph auf dem Thron nur durch eine pia fraus auf die Nachwelt, denn er wurde von den Päpsten, obgleich dem stolzen Stoiker niemals ein Kreuz erschienen war, für Konstantin den Großen gehalten und ihm so ein Ehrenplatz im mittelalterlichen Rom vergönnt.

Nach diesem ersten Blick auf die Bau- und Kunstwerke des Capitols wird aber der zweite unwillkürlich auf die „rothen Hosen" fallen, die sich in der Vorhalle des Palastes der Conservatoren bemerklich machen. Es sind dieselben „rothen Hosen," welche sich neuerdings in Peking und Mexico zeigten, dieselben „rothen Hosen," welche, wie das rothe Tuch des Matadors, jüngst die Nationalitäten scheu und wild machten: es

ist die Franzosenwache; es sind „die Gallier auf dem Capitol.“

Da sitzen sie im gemüthlichen far niente, blicken bald auf den Imperator und sein Pferd, bald hören sie, was sich die beiden Flußgötter, der Nil und Tiber, in nächtiger Stunde bei dem Plätschern des Springbrunnens vor dem Senatorenpalast erzählen, denn Nil und Tiber sind schon gute Bekannte von den Zeiten des ersten Imperators her, dessen Siegesfahnen sie, wenn auch mit innerem Unwillen, an ihren Ufern sahen. Freundlich blicken die bärtigen steinernen Riesen auch nicht auf die Krieger des dritten Cäsars — vielleicht erzählt die plauderhafte Fontaine später einmal den Römern, was die finstern Colosse jetzt in den Bart brummen. Auch ihr dritter Genosse, der früher von Witzen überströmte, ist jetzt stumm geworden. Einsam lagert drüben im Hofe des Museums Marforio; ein wehmüthiges Lächeln schwebt um seine sarkastischen Mundwinkel, denn seine humoristische Correspondenz mit Pasquino, dem unermüdlichen Frager an der Ecke des Palastes Braschi, ist unterbrochen worden. Marforio aber altert sichtbar, denn ein Witzbold verträgt nicht die Einsamkeit; er erstickt an seinen Einfällen, wenn er sie nicht auf den Markt bringen kann. Und gerade jetzt, wo die Zeit so angethan ist für das Pasquill und die Satyre, wo er durch die meisten, die besten, die strafwürdigsten Gedanken beglückt ist! Doch die Fran=

zosenwache drüben gebietet Schweigen, und die elegischen Flußgötter der Fontaine, wie der steinerne Humorist des Museums gehorchen.

Doch nicht blos auf dem Capitol — überall in Rom leuchten die französischen Uniformen. Auf der Engelsburg, der alten Schutz- und Trutzveste der Römer, werden die rothen Hosen ausgeklopft; da wimmelt, weit sichtbar, ein militärischer Ameisenhaufen hin und her; der Engel droben aber hat, wie das ewige Rom, sein Schwert in die Scheide gesteckt. Viele Paläste sind in Kasernen verwandelt, aus denen Béranger'sche Lieder ertönen. Es ist als ob die Grandezza des alten Rom beweglich gemacht würde durch diese jahrelangen Besucher, als ob die Virtuosen des weltgeschichtlichen Anlaufes die versteinerte historische Größe der ewigen Stadt aus ihrem Schlummer weckten.

Der Genremaler findet jetzt neuen Stoff, nachdem er die „Pifferari" des Monte Pincio in allen Stellungen und Beleuchtungen verbraucht. Mondschein, Säulentrümmer; unter einem alten Marmorbogen schlummernde Römer, die hier eine Schlafstatt gesucht; wache Franzosen, welche schönen Römerinnen mit antiken Zügen die Moral der „Seine" predigen, denn die Römerinnen sind weder kokett noch frivol, es sind wandelnde Götterbilder. Wem sie in die Arme fallen,

der entflieht ihnen so leicht nicht wieder; die Liebe ist, wie Alles in Rom, auf die Ewigkeit berechnet. Oder — ein Obelisk, eine aus Löwenrachen plätschernde Fontaine, liebreizende Kanephoren, denen die galanten Söhne Galliens die Gefäße vom Haupt nehmen und am Brunnen füllen helfen. Hier eine strenge Egeria, die sich zürnend abwendet, während ihr dichtes, pechschwarzes Haar wie eine Wetterwolke ihre Stirn umgiebt; dort eine leichtblütige Julia, die, wie Roms Kaisertochter, den Lockungen einer Ovidischen ars amandi nicht zu widerstehen vermag.

Doch das Genrebild wird zum glänzenden militärischen Tableau an hohen Fest- und Feiertagen, wenn die neuen Gallier in Gala dem Papste das Geleite geben. Es ist der Tag des Filippo Neri, eines wunderbaren Heiligen, den Goethe in seiner italienischen Reise ausführlich geschildert, eines Heiligen, der sich nicht nur um die Römer durch milde Stiftungen große Verdienste erworben, sondern der auch Geist und Humor besaß. Bekanntlich prüfte er die gepriesene Heiligkeit einer Nonne in einem benachbarten Kloster, indem er zu ihr kam und sie ersuchte, ihm die Stiefel auszuziehen. Und als die Nonne zu diesem Acte demüthiger Menschenfreundlichkeit zu stolz und prüde war, da berichtete Neri, daß es mit ihrer Heiligkeit nicht weit her sei. Am Ehrentage dieses volksthüm-

lichen Römers celebrirt der Papst die Messe in der chiesa nuova. Tausende von Menschen — unendliches Gedränge — die Fenster mit bunten Tüchern und hübschen Gesichtern geschmückt — in der Kirche Kopf an Kopf — die päpstlichen Soldaten bilden Spalier, präsentiren und knien nieder auf Commando, die Hand zum militärischen Gruß am Czako — die Franzosen halten Wache an den Thüren. Die Feierlichkeit ist vorüber; der Papst verläßt die Kirche, um in seinen sechsspännigen Wagen zu steigen: der Zug ordnet sich, ein schwieriges Unternehmen bei der Enge der benachbarten Straßen. Durch die Pforten der Kirche stürzt die Menge heraus, um von den Treppen das Schauspiel der Abfahrt mit anzusehen. Schreiende Bambini, zerdrückte Hüte und Crinolinen — die rauhe Campagna im Krieg mit der feinen Stadt — Priester, Mönche, Soldaten von der Fluth fortgerissen — das Machtwort der fränkischen Ehrenwachen, der stattlichen päpstlichen Gensdarmen, deren Autorität sich durch die Pracht der Achselschnüre verräth, verhallt spurlos — denn wo die physikalischen Gesetze von Stoß und Gegenstoß zur Herrschaft gelangt sind, da muß die Stimme des menschlichen Gesetzes schweigen.

Endlich verläuft sich ein Theil der Menge in den Straßen — ein anderer faßt Posto auf den Kirchentreppen, fortwährend in schwankender Bewegung, wie

ein von Vatel's Meisterhand bereitetes Gelée. Einige aus der Kirche nachdrängende Marodeurs dringen durch eine Bresche in die hinterste Linie der Arrieregarde und stoßen sie eine Stufe hinunter. Flüche in allen Sprachen ertönen — „Goddam“ und „tonnerre“ in westmächtlicher Allianz, „cospetto di Bacco,“ „schockschwere Noth“ — alle Kraftausdrücke, welche der Genius des indogermanischen Sprachstammes bei seiner Wanderung durch die verschiedenen Länder Europa's gebildet.

Der Zug hat sein Programm, und es ist nicht blos für Concertgeberinnen schwierig, das Programm einzuhalten. Das Bild ringsum, das zu beschauen Muße bleibt, ist von sinnverwirrender Buntheit. Das italienische Volkscostume verschmäht das fashionable „Grau“; es liebt mit echtem Farbensinn die kräftigsten ursprünglichen Kinder des Regenbogens. Hierzu die grellschreienden Tücher an allen Fenstern — die brillanten Guiden des Papstes — die französischen und päpstlichen Uniformen, die zeisiggelben Kutscher und goldfunkelnden rothen Carrossen der Cardinäle: keine Flora der Welt kann bunter sein.

Der Papst steigt in den Wagen — vor und hinter ihm sprengen die prachtvollen „Guiden“ auf schnaubenden Rossen — endloser Jubel ertönt — die Tücher werden geschwenkt — die Trommeln wirbeln — die Trompeten rasseln — selbst die frommen Rosse der

päpstlichen Gala=Equipagen schnauben in's Goldgeschirr! Die geistlichen Soldaten reihen sich in den Zug ein — Wagen folgt auf Wagen — Cardinäle, Senatoren, Monsignori, Gesandte!

Links in einer Straße harren ungeduldig die Franzosen des Augenblickes, wo sie in den Zug einschwenken können. Der riesige Tambourmajor trocknet sich den Schweiß unter der gewaltigen Bärenmütze, auf welcher die tricolore Feder schwankt! Jetzt tritt eine Pause ein, er erhebt den Stab — die Trommeln beginnen zu wirbeln, die Soldaten sind marschbereit! — Halt — ein Wink — ein höherer Officier tritt heran! Mißvergnügt läßt der Riese den Stab sinken — die Sonne schießt ihre boshaftesten Strahlen auf seine Bärenmütze! Ein neuer Galawagen sprengt heran — nach einer Pause ein zweiter, ein dritter — langsam löst sich die Equipage einer Eminenz nach der andern los — der Zug zerbröckelt und will kein Ende nehmen! Der Papst ist längst an der Engelsburg vorüber, und noch immer stehen die Beschützer seiner Herrschaft vor der chiesa nuova, ohne sich dem Zug anschließen zu können. Oft erhebt der Tambourmajor den Stab — und wieder kommt eine Goldcarrosse und hindert den colossalen Musikdirector, auf welchem die Augen der Römerinnen mit mehr Wohlgefallen ruhen, als auf den gefeiertsten Musikdirectoren, die Nichts haben, als einen

berühmten Namen, an der Execution seines militärischen Triumphmarsches! Endlich verliert Frankreich die Geduld, denn in immer längeren Pausen kommen die verspäteten Nachzügler! Ein kühner Entschluß — die Franzosen, die ihr Progamm schneller auszuführen gewöhnt sind, setzen sich in Bewegung und marschiren nach der entgegengesetzten Seite ab.

Ein größeres militärisches Tableau bietet die glänzende Frohnleichnams-Procession um den Petriplatz. Hier zeigt sich Frankreich in seiner ganzen Glorie als die Schutzmacht des Heiligen Stuhles!

Hat eine neue Aera der Cäsaren auch in Rom begonnen?

Neulich, in den Räumen des capitolinischen Museums, in jenem Zimmer, in welchem die Kaiserbüsten stehen, zeigte ein französischer Priester einer großen Schaar von Soldaten die Abbilder der einzelnen Imperatoren. Ueberraschend war die Kenntniß der gemeinen Soldaten und das Interesse für diese Cäsaren! Ihren Gibbon hatten sie nicht gelesen, wenn sie überhaupt lesen konnten, und doch riefen sie fortwährend mit der Bewunderung eines Archäologen: „Ah c'est Néro — c'est Marc-Aurel — c'est Auguste!“ Es ist der Volksinstinct, der eine verwandte Zeit herauswittert — die neue Aera der Cäsaren ist in das Blut des französischen Volkes übergegangen.

Die Gallier auf dem Capitol — es sind nicht die Herren Roms, nicht die Herren der Welt — sie halten blos eine diplomatische Zwickmühle offen.

Doch noch kann kein der Zeiten kundiger Prophet verkünden, wann die Glocke des Capitols, welche den Anfang des Carnevals und den Tod des Papstes verkündet, dem Abmarsch der „Gallier" läuten wird!

Auf dem Monte Pincio.

Wer in Rom sich der weltgeschichtlichen Elegie hingeben will, der muß im Mondscheine das Forum Romanum besuchen, wenn die Säulen der Tempel und die Triumphbogen ihre Schatten auf das Steinpflaster der alten Via Sacra werfen, wenn die Mondlichter durch die hohen Bogen der constantinischen Basilica hereinschlüpfen und mit der Pflanzenwelt zu kosen scheinen, die sich auf den Ruinen der alten Gerichtsstatt angesiedelt hat; der muß in der steinernen Riesen-Ellipse des Collosseums die Schatten der Römerzeit heraufbeschwören oder hinauswandern in die grüne Wüstenei der Campagna, in welche die Geschichte ihre Trümmer wie erratische Blöcke, die Merkzeichen gewaltsamer Umwälzungen, verstreut hat.

Oder er besteige in Trastevere den alten Janiculus;

er besuche das idyllische Kloster von San Onofrio und gedenke in Torquato Tasso's Zelle oder im Klostergarten, vor sich die Weltstadt mit dem Capitol, dessen Lorbeer dem sterbenden Dichter nicht zu Theil werden sollte, der unheimlichen Verwandtschaft, in welcher die Liebe, die Dichtkunst und der Wahnsinn mit einander stehen.

Wer aber das moderne Rom, das Rom der fashionablen Gesellschaft, das lebenslustige Rom, in dessen buntes Treiben Lichter und Schatten der neuesten Geschichte hineinspielen, kennen lernen will, der besuche eine Stunde vor Sonnenuntergang den Monte Pincio, und er wird vergessen, daß er sich in einer ehrwürdigen Ruinenstadt befindet.

Der Monte Pincio mit seinen napoleonischen Anlagen ist allabendlich das Rendezvous der römischen Welt, welche die Fahrt zwischen den Häusern und Palästen des Corso hier in's Grüne hinaus fortsetzt; hier genießt sie die freiere Luft, den Odem südlicher Pflanzen, die herrliche Aussicht; hier ist für die ganze Sommer-Saison ein Abonnement auf den Sonnenuntergang eröffnet. Daher ergeht es der Sonne hier, wie den anderen italienischen Primadonnen. Wenn ihre Leistungen sich nicht durch ganz besondere Bravour auszeichnen, so achtet man nicht darauf, sondern giebt sich der Conversation hin. Auch gehen so viele Sonnen

in den glänzenden Equipagen dem Blicke auf, daß man der verschwindenden Tageskönigin nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken kann.

Kaum ist man die spanische Treppe heraufgestiegen, wo einige sitzengebliebene Modelle, ein Pifferari nebst seinem langgelockten, den Pinsel herausfordernden Wunderkinde, eine Bäuerin als Staffage für eine Campagna-Landschaft, eine Magdalena, deren Costume erst im Atelier wüstenhaft arrangirt wird, mit dem Schicksal grollen — so geräth man alsbald in ein Gewirr von Equipagen, welche den Obelisken vor Trinità de' Monti wie bei einem olympischen Wettrennen umkreisen. Dort sprengt ein päpstlicher Dragoner mit gezogenem Säbel an zwei Equipagen heran, hält sie an und nöthigt sie zurückzufahren, weil sie es unterließen, die reglementsmäßige Runde um den Obelisken zu machen, der von dem Circus des Sallustius her an solche Rundfahrten gewöhnt ist.

Vorüber an der kaiserlich französischen Akademie, der Villa Medicis, führen Fuß- und Fahrwege auf die Höhe des Berges. Dort, wo die päpstliche Regiments-Musik spielt, wogt die Menge am dichtesten, Kopf an Kopf, und zwei Reihen von Wagen bewegen sich, ohne je eine Lücke zu lassen, auf dem Fahrwege hin und her. Es ist ein buntes, sinnverwirrendes Treiben — Musik, Blumenduft, Feueraugen, glänzende Equipagen und Toiletten, und drunten das majestätische Rom mit der

offenen Kuppel des Pantheon und ihrem imposanteren Nachbilde, der Kuppel von St. Peter.

Wenn früher Rom nur die Stadt der Priester war, so ist es jetzt auch die Stadt der Soldaten geworden. Fast alle seine Klöster haben sich in Kasernen verwandelt, und an den Façaden seiner Hauptkirchen, wie an der von St. Maria Maggiore, kann man die Krieger Frankreichs im tiefen Negligé erblicken, wie sie als fleischgewordene colorirte Statuen auf der Ballustrade der Loggien sitzen. Natürlich bildet das Militär auch im Gedränge des Monte Pincio die Hauptstatisterei. Hier halten päpstliche Dragoner zu Pferde Wacht, dort sitzen wißbegierige rothhosige Infanteristen und erkundigen sich nach den Wappen der Equipagen, in denen die fremden Gesandten vorüberfahren; denn Frankreich interessirt sich stets für das Völkerrecht! Dort wandelt der stattliche Artillerist mit den rothgestreiften Beinkleidern, neben ihm der Jäger, ohne jedes herausfordernde „Roth" der Uniform; hier der päpstliche Feuerwehrmann mit der blinkenden Metallmütze, die einem antiken Discus nicht unähnlich sieht. Dazwischen Franciscaner in brauner Kutte, den Strick um den Leib, — vor Allem aber die Flora von Frauen und Mädchen, die sich nicht auf die weichen Kissen einer Equipage lagern können, deren Schönheit den Tag über hinter den Jalousieen in den engen Straßen versteckt bleibt!

Doch noch blendender freilich ist die Schönheit der Auserwählten, die wie lebendige Modekupfer in den Equipagen zur Schau ausgestellt sind, sitzend oder vielmehr liegend; denn die vornehme Römerin nimmt sich Tizian's Venus zum Muster; natürlich nur, was die Attitude betrifft. So graziös hingegossen, mit allen hellen Farben ausstaffirt, welche nur irgend die so gern Grau in Grau malende Mode erlaubt, fordern die Göttinnen aus den römischen Palazzi kühn das Urtheil jedes Paris heraus, dem es vergönnt ist, das Auge an ihrer Schönheit zu weiden!

Und die Römerinnen sind schön! Es ist dies keine fable convenue, wie es Anfangs scheint, da man auch sehr vielen unerquicklichen Frauengestalten begegnet. Die Schönheit ist und bleibt eine Ausnahme in der Welt. Doch es ist Race in den Römerinnen, klassische Race. Das Ideal der Schönheit ist das Ziel, nach welchem alle diese Gesichter mit mehr oder weniger Glück streben, während es bei anderen weiblichen Typen gänzlich aus dem Spiele bleibt. Es ist ein Etwas vom capitolinischen Museum, vom braccio nuovo und der Rotunde des Vaticans, was bei den Römerinnen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Namentlich giebt es viele junonische Gestalten von herrlichen, imposantem Wuchs, von antikem, großem Schnitt der Züge, das Auge bedeutend, Gang und Erscheinung majestätisch. In ihnen ist mehr vom alten Rom

lebendig, als in Allem, was die Franzosen aus dem Palatin ausgraben und die preußischen Archäologen der Casa Tarpeja mit gelehrten Anmerkungen versehen. Im Streben nach diesem Ideal verirrt sich freilich der römische Frauentypus oft in bedenklicher Weise. Man begegnet Gestalten, in denen die majestätische Fülle in's geschmacklos Kolossale verzeichnet ist, denen alle Proportionen fehlen; Gesichtern, deren grandios geschnittene Züge in die Caricatur übergehen; denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Dann aber findet man viele zarte, feine Gesichter, lieblich pikant oder madonnenhaft sanft, welche an die Gemälde der größten italienischen Künstler erinnern, wenn auch Etwas vom Liebreiz der heidnischen Aphrodite in ihre Züge hineinspielt. Auch hier fehlt es nicht an der Parodie. Es giebt Gesichter mit ascetischem Ausdruck, den die rabenschwarze Coiffure, deren Fülle keiner Römerin fehlt, noch steigert, spitz geschnittene, verdüsterte Gesichter. Und wenn gar der Blüthenstaub von den Flügeln der römischen Schönheit verwischt ist — dann geht sie selbst damit verloren. Die alten Römerinnen sind keine schönen Matronen, mag es noch so viele Cornelien unter ihnen geben.

Während dieser Betrachtungen neigt sich die Sonne zum Untergange und wirft ihren bunten Schimmer auf die Baummassen der Villa Borghese. Heute hat sie sich keinen Triumphbogen von Wolken aufgebaut, um

mit einem brillanten Effect Abschied zu nehmen, nur die Blumen duften würziger; doch das plaudernde Rom geht und fährt gleichgültig an dem alltäglichen Naturschauspiel vorüber!

Der Wagen-Corso ist jetzt gerade am lebendigsten. Hier steht seitwäts eine Wagenburg — die Acteurs und Actricen des Corso pausiren hinter den Coulissen und verwandeln sich auf kurze Zeit in schaulustiges Publikum. Man kritisirt dic Concurrenten, die Toiletten, die Carrossen, die Pferde, die Kutscher. Hier mischt sich ein geistlicher verschlossener Staatswagen unter die weltlichen Carrossen — dort ein Miethswagen voll Touristen mit Brille und Handbuch, unter ihnen langgelockte Töchter Albions, welche vergebens zu den lebenden Bildern ringsum die Erläuterung in ihrem Murray suchen. Hier ein Pole in glänzendem Landes-Costume, hintenaufstehend auf stattlichem Wagen, dort ein Ungar. Frankreich wird unruhig, fragt, zeigt mit dem Finger, applaudirt; denn Frankreich interessirt sich für die Nationalitäten. Finster dagegen blickt ein Rosselenker von hohem Vordersitze auf diese National-Costume. Hier und da lüftet sich ein Hut, um ihn zu grüßen; doch er schaut achtlos, in Gedanken versunken, nur auf sein Gespann. Er hat traurige Erfahrungen gemacht; die Zügel in seiner Hand sind einmal allzu locker geworden; die durchgehenden Rosse haben ihn von seiner Höhe herabgeschleudert. Achtung vor dem Unglück —

es ist der König von Neapel! Wovon er träumen mag? Von dem schönen Meerbusen Parthenope's, von Caserta und Gaeta, von Tristany und seinen Treuen, von wilden Schluchten der Abruzzen, in denen die Briganti sein Banner erheben, von Antonelli's schlauem, vielsagendem Lächeln? Vorüber, vorüber!

Die eintönige Wagenrunde ermüdet — dieses im Kreise sich drehende Farbenrad. Gelangweilt blicken die einsamen Principessa's von ihren Wagensitzen — müde die süßen Tabatièrenköpfchen mit ihrem stereotypen Lächeln! Die Schönheit der Natur ist nicht für sie geschaffen. Sie versteht sich ganz von selbst, der Italiener kennt keine Naturlyrik! Die Natur ist nur eine Decoration, Tasso's Zaubergärten sind nur für die Liebe seiner Armida's und Rinaldo's geschaffen. Und doch — wie beredt ringsum ist die Natur! Wie wiegt die Pinie den düstern Fächer so schwermuthsvoll im Abendwinde, die Cypresse aber steht schlank und regungslos, eine grüne Säule in der uralten Säulenstadt!

Seitwärts auf dem breiten Gange zwischen den duftenden Büschen, da stört kein Wagengerassel. Da nicken die Büsten der Dichter, der Denker dem Wandernden zu — das große Italien der Vergangenheit steht schweigsam neben dem lauten nichtssagenden Lärm der Gegenwart. Virgil und Dante, Petrarca und Galilei, unsterbliche Köpfe, unsterblich, ohne des Bild=

hauers Schuld! Die Klänge der Musik verrauschen, die Menge verläuft sich; das flüchtige Spiel der Mode vergeht; über entthronte Könige selbst geht die Geschichte zur Tagesordnung über — doch unvergänglich sind des Geistes Thaten und die Männer, die sie vollbracht!

Einsam ist's auf dem Monte Pincio geworden. Da kommt der Mond von den Trümmern des Colosseums herauf und versilbert ringsum die Pinien und Cypressen und die Thürme der ewigen Stadt. Die fashionablen Eintagsfliegen sind mit der Sonne verschwunden. Auch der leichtsinnige Monte Pincio wird vom Mondlicht eingesponnen in den Zauberkreis, der sich um den Thurm des Capitols und die Kuppel von Sanct Peter schlingt!

Theater in Rom.

Wenn auch das Apollo-Theater in Rom im Monat Mai bereits seine Pforten geschlossen hat, so ist dennoch die theatralische Saison noch nicht zu Ende, und eine nicht geringe Zahl Theater von verschiedener Größe und Bedeutung giebt ein Bild der gegenwärtigen theatralischen Verhältnisse. Die Römer liebten einst großartige Schauspiele — doch das Colosseum und das Amphitheater des Maxentius liegen in Trümmern; keine Naumachie kann ein Volk mehr begeistern, dem nicht nur die Bassins der Schaugefechte des Seekriegs,

sondern auch das Meer selbst abhanden gekommen ist! So muß sich Rom mit kleineren Bühnen begnügen — die Weltbühne selbst ist der Hauptstadt des katholischen Erdkreises ja noch unverloren. Interessant bleibt indeß die Theilnahme, welche das römische Publikum vorzugsweise der Tragödie schenkt, weil in dieser Vorliebe für den Kothurn, für das Ernste und Große noch immer das alte Römerblut zu pulsiren scheint. „Tragödien" werden auch in den kleinsten Theatern gegeben, so z. B. selbst im Teatro valletto, einer diminutiven Volksbühne, auf welcher wir eine italienische Tragödie, „Romeo und Julie," darstellen sahen. Das Theater ist gewiß das unbedeutendste in Rom. Eine „Platea," Parketlogen, welche den ersten Rang vertreten, darüber ein zweiter, der unserer Gallerie entsprechen dürfte — eine kleine Bühne — ein Publikum, dessen die Prosceniumslogen einnehmende „Spitzen" aus einem kleinen Kurzwaaren-Geschäft zu stammen schienen — und doch eine im klassischen Styl gehaltene Tragödie, als deren Verfasser sich sogar ein italienischer „Herzog" bekennt! Freilich, die Zahl der Hörer war sehr gering, und als ich in die noch dunkeln Räume trat, befürchtete ich, daß es mir nicht vergönnt sein würde, einen poetischen „duca" als Concurrenten Shakespeare's kennen zu lernen. Die schaulustige Menge war lange Zeit durch mich allein vertreten; der Lampenanzünder war das zweite athmende Wesen im Zuschauerraum, und als dritter im

Bunde, der das Collegium vollzählig machte, erschien der Hornist des Orchesters, der seiner Stimmung über die voraussichtliche Tageseinnahme durch einige in den leeren Räumen wiederhallende Passagen „Ausdruck" gab. Nichts wehmüthiger als ein leeres Haus, ein leerer Concertsaal — Nichts verdrießlicher, als der Mangel an Theilnahme! Ich dachte an die vielen „gekränkten" Künstlerherzen im deutschen Vaterland, die vorher von Gold und Lorbeer geträumt und nachher die leeren Stühle in ihre Träume hineinpoltern und eine gespenstige Orgie aufführen sehen. Doch blitzschnell füllte sich die „Platea," das volksthümlichste Publikum Roms drang herein in Blousen und Hemdärmeln, mit buntübergeworfenen Tüchern, Arbeiter, Köchinnen und der kritische Blasé der Straße, mit rückwärts fallendem Hut, der Bummler der „Osteria," der auch in Rom nicht fehlt. Auch der päpstliche Gensdarm erschien standesgemäß im ersten Rang. Das Orchester begann ein schnatterndes Musikstück; der Vorhang ging auf, und Romeo und Julie erschienen auf den weltbedeutenden Brettern.

Der italienische Dichter war himmelweit davon entfernt, einen „betrunkenen Wilden," wie Shakespeare, zu copiren. Bei diesem Herzog hätte der brittische Dichter in die Schule gehen können, um zu lernen, was dramatische Einheit und künstlerische Haltung ist. Keine rohe Prügelei auf den Straßen, keine schlechten Witze

Mercutio's, keine das Interesse zersplitternde Ballscene, keine Vorgeschichte des Helden mit einer Rosalinde — das Stück beginnt mit der „Balconscene!" Romeo erscheint im Garten, Julie auf dem Balcon, doch nur um den Geliebten zu begrüßen! Um alle unnützen Weitläufigkeiten zu vermeiden, eilt sie dann zu ihm herunter! Wie in Villa Borghese oder Doria-Panfili setzen sich die Liebenden auf eine Bank — Rosen und Nachtigallen ringsum, und Romeo erzählt ausführlich vom Kampfe der Montecchi und Capuletti. Dann giebt er seinen Liebesgefühlen Ausdruck, indem er von einem Kusse phantasirt! Doch Julie überbietet seine bescheidene Liebe in südlicher Gluth — sie spricht von hundert, von tausend Küssen! Als Romeo abgegangen, erscheinen Mutter und Vater Capuletti; Letzterer ein bärbeißiger Eisenfresser, der die Montecchi zum Frühstück verzehren will. Man kann sich Juliens Gefühle bei diesen Rodomontaden denken — auch der Mutter vertraut sie sich nicht an — nur sucht sie die Antipathie derselben gegen Pater Lorenzo zu besiegen.

Im zweiten Act erscheint der Pater selbst. Er ist kein Blumenliebhaber wie bei Shakespeare; er kümmert sich um die Politik. In einer langen schwunghaften Rede sucht er den alten Capuletti zu bekehren, indem er all das Unheil darstellt, das aus dem Zwiste der Geschlechter über Verona gekommen. Doch das heißt einen Mohren weißwaschen! Der eigensinnige Partei-

führer wird alsbald trefflich unterstützt; denn die Nachricht kommt an, daß Romeo Tybalt erschlagen! Große Sensation — Julie sinkt an der Mutter Brust; der Vater aber schwört blutige Rache.

Im dritten Act beschließt er Julie mit Paris zu vermählen — natürlich eine ergreifende Situation. Julie erklärt offen ihren Ungehorsam — die Entrüstung des greisen Vaters kennt keine Grenzen.

Im vierten Act treffen sich Julie und Romeo zufällig bei Pater Lorenzo, der als letztes Auskunftsmittel sein bekanntes Recept in Anwendung bringt.

Doch ich hatte nicht Lust die Folgen abzuwarten und zu sehen, wie der letzte Knoten in der Gruft geschürzt und gelöst wird. Der Anblick des Schweinetrogs hinter der österreichischen Pionnierkaserne in Verona, der als das Grabmal Romeo's und Juliens gezeigt wird, hatte mir alle Illusion genommen. Ueberdieß spielten die Darsteller auch für 10 Bajocchi zu schlecht. Das Publikum lachte mehrmals Mutter Capuletti aus; Juliens Schwärmereien auf allen Saiten der Empfindung blieben ohne Resonanz, und nur Pater Lorenzo errang sich den Beifall des Hauses, wenn er die rhetorische Kanzel bestieg.

Im „Teatro Valle," dem größern Theater, von welchem das kleinere seinen Namen erhielt, sah ich eine neue Tragödie „Alboino" von einem jungen römischen Poeten, Alessandro Polveroni, zur ersten Aufführung

kommen. Das Publikum war, dem Werk eines Compatrioten gegenüber, in der besten Stimmung, und ich konnte mich überzeugen, daß eine Sitte von zweifelhafter Berechtigung, die Sitte den Dichter hervorzurufen, in Italien nicht minder als in Deutschland eingebürgert ist. Nach den drei ersten Acten erschien der Dichter jedesmal im schwarzen Frack auf den Brettern — ja er wurde einmal sogar „bei offener Scene" gerufen, und es machte einen befremdlichen Eindruck, als der schwarze Frack mitten zwischen den langbärtigen Longobarden an der Seite der dämonischen Rosamunde erschien. Nachdem der Poet so dazu beigetragen, die künstlich hervorgerufenen Illusionen selbst zu zerstören, wollte das Stück keinen rechten Fortgang mehr nehmen. Die beiden letzten Acte blieben ohne Wirkung — und als der zu Tode getroffene Alboin auf die Bühne stürzte, zusammenknickte und sich immer wieder von Neuem rachedürstend erhob, ohne leben und sterben zu können, da brach das Publikum einmal in ein lautes Gelächter über diese an ein Reptil erinnernde Lebenszähigkeit aus. Am Schluße kam indeß, trotz einiger Opposition, doch noch ein Hervorruf des Poeten zu Stande. Das Drama, welches den bekannten Tragödienstoff: die Ermordung Alboins durch sein Weib Rosamunde behandelt, ist nach allen Regeln Boileau's gearbeitet; denn die italienische Tragödie kann sich vom Styl der französischen Klassiker nicht frei machen — eine romantische

Epoche ist für sie noch nicht angebrochen. Es fehlt dem Stück nicht an einigen effectvollen Situationen; dennoch sagten sich die Personen, bei aller Offenherzigkeit, die man für ein gutes Recht Melpomene's halten darf, ihre „letzten Zwecke" zu ungenirt in's Gesicht, um eine andere Spannung hervorrufen zu können, als die, wie sie trotz dieser Aufrichtigkeit ihre Pläne durchführen werden. Rosamunde erscheint nicht als psychologisches Problem, nicht als räthselhaft dämonisches Wesen, schwankend zwischen Haß und Liebe, sie ist von Haus aus eine rachedürstende Furie und entwickelt gleich anfangs ein so mächtiges Pathos, daß keine Steigerung mehr möglich ist. Sign. Civili, die Darstellerin der Rolle, hat gewaltige Mittel für eine Tragödin, Mittel, mit denen man zwei deutsche Tragödinnen ausstatten könnte, eine Donnerstimme von markergreifender Gewalt, Figur und Spiel imposant, leidenschaftlich. Doch fehlt ihr alle Kunst des Maßes und der Farbengebung, sonst würde sie eine glänzende Stelle unter den tragischen Darstellerinnen einnehmen. Einzelne Nüancen ihres Spiels waren einer großen Künstlerin würdig, doch das wuchert hier Alles naturwüchsig, ungelichtet, wie eine üppige, würzige, aber unharmonische Pflanzenfülle.

Im Teatro del Mausoleo Augusto hat Rom seine Arena del Sole gefunden, deren Leitung indeß sich noch nicht klar geworden zu sein scheint über Zweck und Richtung eines Sommer- und Volkstheaters. Der

theatralische Speisezettel giebt hier in bunter Reihen=
folge die verschiedensten Gerichte, heute „Maria Stuart"
von Schiller, die Tragödie unsers Dichters, die sich in
Italien am meisten eingebürgert hat, morgen ein Lust=
spiel von Goldoni und Scribe. Auf diesem Gebiet sind
die Kräfte der jetzt dort spielenden Truppe am meisten
zu Hause. Ich sah hier die Scribe'sche „Calomnie"
aufführen, wirksam im Ganzen, nur oft mit zu unfeiner
Hervorhebung der Pointen. Doch das Conversations=
stück gehört ein= für allemal nicht in's Volkstheater.
Die Römer, die sonst den französischen Gästen gegen=
über so ungastlich sind, sollten doch am wenigsten ihre
Bühne von den französischen Autoren beherrschen lassen.
Ein Volk, das auf seine nationale Unabhängigkeit eifer=
süchtig ist, muß auch über sein Theater und seine Lite=
ratur wachen. Der französisch=ialienische Jargon, der
sich jetzt im Kirchenstaat einnistet, hat etwas höchst
Widerwärtiges. Wir erinnern uns, daß der Ober=
kellner in Ariccia uns gleich Anfangs „trois letti"
anbot, und zwei „chambere," und sich sehr viel darauf
zu gute that, den italienischen Adelung's zum Trotz,
seine Muttersprache höchst vornehm zu französiren.
Das „Mausoleum August's," zu dessen hochgelegener
Arena man auf Treppen emporsteigt, und das auf dem
klassischen Boden errichtet ist, dem es seinen Namen
verdankt, hat eine große „Platea," die eine bedeutende
Menschenmenge faßt. Dagegen sind die Logenreihen

zu weit von der Bühne entfernt, so daß dort vom Text der Conversationsstücke ein großer Theil verloren geht.

Da alle diese Theater in Tragödie und Komödie das eigentliche „Literaturdrama" nach unserer Bedeutung des Worts pflegen, so ist für den „Pulcinella" nur das „Teatro Metastasio" übrig geblieben. Dafür spielt er hier eine solche Rolle, wie die Maccaroni auf dem neapolitanischen Küchenzettel. Kein Abend ohne Pulcinella, der auch mit hervortretenden Lettern an den Straßenecken angekündigt wird. Pulcinella, das ist der italienische Humor, der noch übrig geblieben ist bei dem politischen Pathos, das jetzt die Gemüther beherrscht! Und Pulcinella hat ein Recht darauf, auch heutigen Tages nicht vergessen zu werden, denn Pulcinella vertrat die italienische Einheit, ehe die Zeitungen von ihr sprachen und die Bajonnette sie durchzusetzen versuchten; dem Pulcinella gegenüber fühlten alle Italiener, daß sie einem und demselben Volksstamm angehörten.

Wir haben das vornehmste der jetzt geöffneten Theater, das Teatro Argentino, bis zuletzt aufgespart. Hier giebt die Platea den Ton an; denn die Logen sind gesellschaftliche Salons. Die Oper Jone, vorher schon in Neapel und Mailand aufgeführt, kam hier wochenlang allabendlich zur Darstellung. Der Text ist von Peruzzini Bulwer's „letzten Tagen von Pompeji" entnommen, ähnlich wie der Text der deutschen Oper von August Pabst; die Musik von Petrelli gehört der

Verdi'schen Schule an. Sie hat anmuthige Melodien; die dramatischen Katastrophen sind effektreich instrumentirt. Carlo Negrini wurde als Glaukos mit stürmischem Beifall ausgezeichnet. Der Sänger hatte früher bei seinem ersten Auftreten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, jetzt entfaltet er seinen machtvollen Tenor bei ungetheilter Anerkennung des Publikums, zu dessen Lieblingen er gehört. Die Ausstattung war angemessen, die Schlußkatastrophe wäre auf deutschen Hofbühnen großartiger und effektvoller zur Anschauung gebracht worden.

In den römischen Theatern sind noch immer viele Studien über den römischen Volksgeist zu machen. Doch wer hat die Muße dazu auf der Weltbühne der „ewigen Roma," deren große Hauptakteurs allerdings in der Versenkung verschwunden sind, deren Ruinen aber als die großartigste Dekorationsmalerei der Weltgeschichte das Gemüth stets mit geheimem Zauber ergreifen?

Tivoli.

Von Rom aus fuhren wir auf der alten via Tiburtina nach dem reizenden Städtchen der Dichter und der Wasserfälle. Zur Zeit als Mäcen und Horaz von ihren Villen auf dieser Straße den Tempeln und Palästen der Weltstadt entgegeneilten, dehnte sich ringsum nicht die Campagna in trostloser Oede; Distelköpfe

nickten nicht von den grünen Hängen des Weges hernieder, langgehörnte Büffel lagerten sich nicht auf der unabsehbaren Weide; keine Roßhirten trieben die staubaufwühlende Heerde vor sich her; keine Jäger begegneten ihnen in dicken Lederhosen, um sich vor dem stachelichten Gestrüpp der Wildniß zu schützen; ihr Blick fiel nicht auf zerstreute Mauertrümmer, auf einsame Bogen, welche in fragwürdiger Gestalt sich hier und dort aus der grünen Wüste erheben — nein, der glänzende Verkehr der mächtigsten Stadt der Erde bewegte sich auf dieser Straße — prachtvolle Villen ringsum in fruchtbar angebautem Land, riesige Wasserleitungen, welche den erfrischenden Quell der Berge in die Mauern der ewigen Stadt führten!

Es giebt der grünen Wüsten genug, mögen sie Puszten oder Llanos oder Pampas heißen; die Majestät der endlosen Naturwildniß macht sie zu Lieblingsstätten dichterischer Träumereien! Der große magyarische Dichter Petoefi verherrlicht die ungarischen Weidenländer, Puschkin und die polnischen Poeten die Kosakensteppen, Bryant die Savannen Nordamerika's; aber es sind Alles Hymnen majestätischer Naturlyrik, welche die erhabene Einsamkeit der sich selbst überlassenen Schöpfung feiern.

Wer aber die grüne Wüste des patrimonium Petri besingt, der muß eine weltgeschichtliche Elegie dichten! Denn die „Campagna" ist einzig in ihrer Art, eine

Weidensteppe, die sich dicht vor den Thoren einer großen Stadt ausbreitet und den einzigen passenden Rahmen zu ihren Trümmern bildet — eine Wüstenlandschaft, welche weniger eine Improvisation der Natur, als eine Frucht socialer Erschöpfung ist.

Doch das Sabiner- und Lateinergebirge, die von zwei Seiten mit ihren blauen Linien die Campagna begrenzen, rücken uns immer näher, und man glaubt aus ihren Olivenhainen und Eichenwäldern bereits den frischen Hauch zu fühlen. Vorbei an der dampfenden Solfatara des Lago di Tartaro, welche weithin die Luft mit höllischen Schwefeldämpfen erfüllt und an den vulkanischen Boden erinnert, aus welchem der einmal die Welt mit Lava und einmal mit Asche verschüttende Krater der ewigen Roma sich erhebt. Schon steigt der Weg bergan unter Olivenwäldern, deren Silberblätter im Morgenhauch erzittern, dem uralten Felsennest entgegen, das sich nach italienischer Sitte auf vorspringendem Berggipfel erhebt. Der erste Tempel, der uns in's Auge fällt, ist der Tempel, der dem „Husten" geweiht war. Es scheint, als wäre die Zugluft Tiburs den römischen Auguren, Dichtern und Weisen nicht sonderlich bekommen, und als hätten sie die Hilfe der Götter nöthig gehabt, um sich von diesem Leiden zu befreien. Der Cultus in diesem Tempel hatte wie eine Morgenpromenade in Reinerz und Lippspringe gewiß einen lazarethartigen Beigeschmack, denn nur die Hilfsbedürf-

tigen werden sich seinem Altar genähert haben. Vielleicht stammt er aus der Kaiserzeit, wo der Katarrh der ewigen Roma bereits chronisch geworden und in eine das innerste Leben zerfressende Schwindsucht ausgeartet war.

Durch die engen Straßen des Bergstädtchens fährt uns der Wagen in's Gasthaus, „die Sibylle," das sich in einen alten Tempel hineingebaut und den zweiten mit seiner prächtigen Rundschau für poetische Gastmähler sub Divo annectirt hat. Hier sieht man den alten und neuen Wassersturz des praeceps Anio, die grottenreiche, mit frischestem Grün geschmückte Schlucht, in die seine Wogen hinabschäumen, die höher hinauf kahlen Berge, die amphitheatralisch das Bild der Cascade umrahmen, während sich zur Rechten die Häusergruppen des Bergstädtchens malerisch emporthürmen und zum Theil wie mit dem Felsen verwachsen über dem Abgrund hängen. Zwischen den wohlerhaltenen korinthischen Säulen des Vestatempels hindurch den Blick auf diesem bewegten Bilde ruhen zu lassen, bei dem Rauschen der Cascade ein idyllisches Mahl zu genießen, bei welchem die „getupfte Forelle" nicht fehlt, welche, nach Mathisson's Versen, durch die Grotte Neptun's den tödtlichen Sprung gewagt, bei einem Glase Wein der alten Dichter zu denken, denen die frische Musik des brausenden Anio die Seele mit Dithyramben erfüllt — — es ist ein seltener Genuß, der sich an dies Fleckchen Erde knüpft

und den majestätischen Wasserfällen des Niagara und Zambese fehlt, denen keine großen Dichter, sondern nur Rothhäute und Elephanten lauschten. Wir begannen, mit Hilfe des Guida, die große Tour von Tivoli, stiegen in die Schlucht hinab auf dem vom General Miollis angelegten Fußweg, der durch eine Felsengallerie führt, und bewunderten die kecken Improvisationen des Anio in der Neptuns- und Sirenengrotte! Wasser und Gestein im Bunde haben hier phantastische Arabesken in die Höhlen gemeißelt; wundersame Fabelthiere scheinen sich neben den brausenden Strom zu lagern, colossale Gebilde einer Hoffmann'schen Phantasie schneiden hier ihre gespenstigen Fratzen in der lauschigen Tiefe. Die jäh herabstürzenden Wände der Felsen, durch welche das Wasser sich Bahn gebrochen, sind mit einem üppigen Grün bekleidet, und ein Gewirr von Schlingpflanzen hängt in die Grotten herab. In der Neptuns- und Sirenengrotte finden wir den ursprünglichen, authentischen „Anio." Der Hauptsturz aber, der eigentlich große Wasserfall, ist ein Werk künstlicher Dressur; denn als der Anio im Jahre 1826 als ungeberdiger Bergstrom die Grundfesten der Stadt unterwühlte und eine Kirche mit vielen Häusern zertrümmert hatte, sah man sich genöthigt, ihm die Bahn vorzuzeichnen, auf der er künftig die Reisenden zu entzücken habe. So bricht er jetzt aus einem künstlichen Doppeltunnel hervor und stürzt sich dann jählings in die Tiefe. Trotz seiner

revolutionären Umtriebe ist er nicht zum Verluste seiner Nationalcocarde verurtheilt worden; denn noch heute wie früher schwebt über dem sprühenden Wasserschaum und Wasserstaub der Tiefe — der siebenfarbige Bogen!

Uebrigens ist mit den Hauptcascaden Tivoli's frischer, elementarischer Reiz nicht erschöpft. Das Städtchen ist wie ein Natur-Versailles, wo immer alle Wasser springen! Cascatelle an Cascatelle! Wer das Thalbecken des Anio umwandert, der gewinnt von der anderen Seite erst den Gesammteindruck des Landschaftsbildes! Da liegt Tivoli mit der harmonischen Rotunde seines Vestatempels vor uns — auf der einen Seite die zwei Wasserfälle, während aus der Stadt selbst eine kleine geschwätzige Cascade nach der andern hervorschäumt und in's Thal herniederbraust! Kein Städtchen der Welt darf sich eines so anmuthigen Geplauders unermüdlicher Wassernymphen rühmen. Und wer sich drüben über dem mit Cactus bewachsenen Berghang oder unter Olivenbäumen lagert, der hat ein köstliches vis-à-vis von bezaubernder Naturfrische! Die alten Dichter haben es gefühlt — und wenn die gelehrte Kritik die Villen des Horaz und Catull wo anders sucht, als an dieser Stätte, wo sie die vox populi zu finden glaubt, so fühlt man sich doch versucht, der letzteren Recht zu geben. Hier mußten sich Alle heimisch fühlen, denen die ewigen Melodien sich durch die Seele bewegten. Die Ironie des Schicksals will es, daß sich jetzt

über den Trümmern der Villa des Horaz ein Jesuitenkirchlein erhebt. Der Schmeichler des Augustus kannte auch schon den Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel. Ueber den Trümmern der Villa seines Gönners aber, des Mäcenas, wo so oft das Eisen geschmiedet wurde, als es noch warm war, ist jetzt eine Eisenfabrik errichtet, aus deren Fenstern eine Cascade malerisch in die Tiefe schäumt. Auch die Villa eines andern, durch sein Unglück berühmten Römers liegt dem Städtchen Tivoli gegenüber — die Villa des Quinctilius Varus, der im Teutoburger Walde dem deutschen Schwert erlag. Wenn Augustus seinen Freund Mäcen auf seinem Landsitze besuchte, so fiel sein Auge nicht nur auf die Villa des Dichters, der seinen Ruhm verherrlichte, sondern auch auf die verwaiste Stätte, wo der Feldherr geweilt, der ihm seine Legionen geopfert hatte — und er konnte der Vergänglichkeit alles Erdenruhms gedenken. Die Horaze starben aus in Rom — aber ein Varus nach dem andern fiel später unter dem Schwert der hereinbrechenden Germanen, welche ein neues Zeitalter über Italien und die Welt heraufführten.

Doch die Wasserfälle von Tivoli kümmerten sich nicht darum, wer dort seine Villen baute. Auch die christlichen Säcula zählten ihre Naturfreunde, welche sich am frischen Element erquicken wollten. Das beweist die Villa d'Este, die noch wohlerhalten durch die Menge ihrer Wasserkünste, durch ihre terrassenförmige

Anlage, wie durch die Höhe ihrer Cypressen einen überraschenden Anblick bietet. Der Cardinal, der sie gegründet, erholte sich hier vom ersten Tagewerk seines Cultus, von den Ceremonien der sixtinischen Kapelle, auf welche Michel Angelo's gewaltige, dämonische Gestalten herabsehen, bei dem Säuseln der Cypressen, bei dem Plätschern der Wasser, die ihre uralte Schöpfungsliturgie unaufhörlich ohne Anstoß hersagen.

Ein eigenthümlicher Zauber Roms beruht auf den Brunnen und Fontainen, die in stillen Mondscheinnächten so geheimnißvoll plätschern. Was in Rom die Kunst, hat in Tivoli die Natur gethan! Darum ziehen die Römer so gern hinaus in das Städtchen der Cascaden, wo sie in der Muße des Landlebens durch die plaudernden Wasser so anmuthig an ihre ewige Stadt erinnert werden.

Die Eisenbahn von Rom nach Neapel.

Die Romantiker sind unglücklich über jede neue Eisenbahn in Italien, welche ihnen die Poesie des Landes der Goldorangen und Marmorpaläste zu vernichten scheint. Die profane Dampfsäule der Locomotive bringt den ganzen nüchternen Weltverkehr in die romantische Einsamkeit! So wird auch die Eisenbahn von Rom nach Neapel nach der Ansicht der „schönen Seelen" abermals der Poesie einer italienischen Reise Abbruch thun.

Denn was ist für empfängliche Gemüther nicht Alles Poesie? Jetzt reist man vom Colosseum zum Vesuv, ohne die pontinischen Sümpfe, ohne Terracina zu berühren! Welch tragisches Geschick für Alle, die in den pontinischen Sümpfen die Poesie der Weltverlassenheit genießen, sich an den Genrebildern erfreuen, welche die Staffage eines halbvergifteten Volkes bietet, oder gar in dem Räuberneste Terracina die Schauer empfinden wollen, die sie in den Theatern der Heimath bei den Abenteuern eines Fra Diavolo durchgekostet!

Wir begrüßen in der Eisenbahn von Rom nach Neapel nicht nur eine wesentliche Erleichterung der Reise, sondern einen höchst wichtigen Fortschritt für die Cultur des Landes. Die Eröffnung der östlichen Eisenbahn von Ancona nach Pescara, die neuerdings unter dem Jubel des Volkes Statt gefunden hat, zeigt das eifrige Streben der neuen italienischen Regierung, durch die commercielle Einheit der näher gerückten Theile Italiens auch die politische Einheit zu befestigen. Die Dampfsäule der Locomotive wird die Raubnester aus den Abruzzen „ausräuchern" und mehr zur Vertilgung des Brigantenwesens thun, als Pulver und Blei, so energisch auch die Piemontesen von diesem Universalmittel der modernen Civilisation Gebrauch machen.

Der Bahnhof der ewigen Roma entspricht den übrigen provisorischen Zuständen der Weltstadt. Die Züge befinden sich unter einem zusammengeschlagenen Noth-

dache, dessen Stützen der Schönheitssinn der Bahnverwaltung bisweilen „neu anstreichen" läßt, ohne das Publikum von dieser „Melioration" vorher in Kenntniß zu setzen. Die Folge dieser Unterlassungssünde ist, daß ein Theil der Reisenden, der sich beim Aus- und Einsteigen dieser Stützen als willkommener Hilfe bedient, alsbald seine Handschuhe den Thermen Diocletian's opfern muß, wegen des neuen, unpassenden und unauslöschlichen Colorits, das diese Berührung ihnen mitgetheilt, oder daß Viele dieses Signum der päpstlichen Verwaltung auf ihrem Rücken über die Grenze mit hinüber nehmen. Vorbei an der räthselhaften Minerva medica, einer harten Nuß für die Archäologen, an der porta maggiore vorüber, durch die Campagna, durch welche hier die Trümmer der Aquäducte aus antiker und späterer Zeit sich hinziehen, braust der Zug dem Lateiner-Gebirge zu, dessen Hauptstationen sich dem Auge in anmuthiger Reihenfolge darbieten. Da ist Frascati mit seinen Prachtvillen und den Ruinen Tusculums auf hohem Gipfel, dort Marino, hier Castel Gandolfo, die päpstliche Sommer-Residenz, das viel gepriesene Albano, dessen Frauen-Schönheit, profanen Augen unerforschlich, sich nur dem auf der Modelljagd befindlichen Künstler und den bekannten „enthusiastischen Reisenden" offenbart, daneben Ariccia mit seinen hohen Viaducten, den rühmlichsten Bauwerken der päpstlichen Wegebaukunst, dort Genzano — der ganze, vom Monte

Cavo überragte Höhenzug, welcher dem Auge neidisch die lieblichen Seen von Albano und Nemi verdeckt, Seen, in denen die Sturmlyrik der alten revolutionären Krater sich zur sanftesten Idylle abgedämpft hat. Mit Velletri schlägt der Bahnzug die Richtung der näheren Hauptstraße nach Neapel über Monte Cassino mitten durch das Volskergebirge ein, während frühere Reisende meistens durch die pontinischen Sümpfe und über Terracina zu fahren liebten und der großen Heerstraße der Romantik folgten.

Und doch ist dieser Weg durch das Volskergebirge so frisch, so gebirgskühl, so deutsch anheimelnd, daß er auch schon vor der Errichtung der Eisenbahn den Vorzug verdient hätte. Velletri selbst ist eine Stadt von 14,000 Einwohnern — dennoch verliert man Nichts, wenn man rasch an ihr vorüber fährt, ohne die Kunstschätze der Kirche San Maria del Orto, die sogenannten Paläste Lanceloti und Borgia, die engen Straßen und die Frauen der Stadt von gerühmter und deshalb gewiß höchst fragwürdiger Schönheit in Augenschein zu nehmen.

Von jetzt ab braust der Zug aus einem romantischen Thalkessel in den andern! Zur Rechten und Linken Berggestalten von sonderbaren Profilen, „schnarchende und blasende Felsennasen,“ stets sich verschiebende Berggruppen, die jeden Augenblick dem Landschaftsmaler eine neue Vedute darbieten — die näheren mit frischem,

saftigem Laubwald bis zu den meist kahlen Gipfeln bedeckt, die entfernteren im blauen Duft — seltsame Seitencoulissen, phantastisch verschwebende Hinterwände! Doch im Augenblicke ändert sich das Bild — die Verwandlungen folgen Schlag auf Schlag — denn der Genius des Dampfes ist ein kühner Regisseur, der das Auge nicht zur Ruhe kommen läßt! Die Thalkessel selbst sind meist wohl angebaut, die Städte mit Stationen, wie Frosinone, malerisch gelegen, auf Felsen gebaut, mit anmuthigen Perspectiven der Berglandschaft. In der That, das Auge sieht sich nicht satt an diesem Cyklorama erfrischender Naturbilder! Doch die Prosa der Politik will auch ihr Recht! Bei Ceprano, das im erweiterten Thalkessel liegt, hält der Zug. Wir sind an der ominösen Grenze angekommen, deren Grenzgötter, die neuen termini, alsbald in der Gestalt von Polizei- und Steuerbeamten sichtbar werden. Eine solche Grenze hat zwei Stationen, eine für den Austritt, die andere für den Eintritt. Man muß zweimal Spießruthen laufen, und hat dabei den Nutzen, durch das Studium der verschiedenen Uniformen seine Kenntniß der europäischen Civilisation und ihrer wichtigsten Nuancen zu bereichern.

Der „Paß,“ im übrigen Europa von untergeordneter Bedeutung, spielt eine Hauptrolle im Kirchenstaate. Man muß sich dies Reise-Instrument mit Scudi und Paoli stets von Neuem in beauchbaren Zustand

versetzen lassen. Ein Visum nach Neapel kostet in Rom einen Scudo. Wer sich selbst auf das Paßbureau begiebt, um die römische Bureaukratie zu studiren, bezahlt diese Wißbegierde mit nicht geringem Zeitverlust. Denn der Andrang ist groß, und die Beamten nehmen sich Zeit. Der Eine schien einen Paß verlegt zu haben und beschäftigte sich auf das Angelegentlichste während einer halben Stunde mit Hin- und Herlaufen, schlug alle möglichen Bücher auf, wie ein Gelehrter, der ein passendes Citat sucht, entfernte sich, um mit seinem Vorgesetzten Rücksprache zu nehmen, und überließ so lange das zahlreich harrende Publikum seinen Betrachtungen.

Endlich ist man so glücklich, seine Legitimation in die rechte Hand zu bringen und den übrigen Petenten des päpstlichen Visums den Rang abzulaufen — eine Scene, die mich lebhaft an die Schulzeit erinnerte, wo alle Schüler gleichzeitig die harmlose, damals allein herrschende Gänsefeder dem Schreiblehrer zum „Schneiden" entgegenstreckten. Doch nun beginnt ein Instanzenzug, der an die Gliederung der römischen Hierarchie gemahnt. Der erste Beamte weist mit vornehmer Handbewegung den Scudo zurück, den man ihm anbietet — — erst der zweite befleckt sich mit der Annahme der päpstlichen Fremdensteuer, indem er gleichzeitig den Paß aushändigt und mit geheimnißvoller Miene auf die nächsten Säle zeigt. Dort im dritten Saal, al fondo, verweilen die Spitzen der Polizei. Mit heiliger

Scheu tritt man vor den capo d'offizio, der durch seine Unterschrift erst die volle Valuta für den bezahlten Scudo ertheilt. Jetzt hat man noch immer nicht die ganze Liebe kennen gelernt, mit welcher die ewige Roma den Fremden den Abschied erschwert. Auf dem Bahnhofe zeigt man den Paß wieder vor — und in Ceprano an der Grenze wird er zum letzten Male mit der Dinte der römischen Polizei befleckt, welche für diesen letzten Liebesdienst nur einen Paolo verlangt.

Von den Beamten des Königreichs Italien, welche bereits am nächsten Haltepunkt aufmarschirt stehen, wird der Fremde nun keineswegs mit offenen Armen empfangen. Er kommt von Rom; er ist ein Tedesco, ein Prussiano. Seit der Affaire von Messina, seit der Execution des Grafen Kalckreuth ist jeder Preuße verdächtig, ein Freund der Bourbons, ein Legitimist zu sein, Pulver und Blei in seinen Koffern mit sich zu führen. Der von Rom aus organisirte Brigantaggio macht die größte Vorsicht nöthig. Koffer, Hutschachtel, Reisesäcke — Alles wird in Anklagestand versetzt und mit einer Genauigkeit visitirt, welche über die gewöhnliche Grenzcontrole hinaus einen mehr politischen Anstrich hat. Meine Schreibmappe mit Briefen und Papieren erregte den meisten Anstoß. Der Steuer-Controleur rief einen Polizeibeamten zu Hilfe, und Beide vertieften sich mit kundiger Miene in die Lecture meiner Briefschaften, die für sie natürlich Hieroglyphen

waren. Glücklicherweise fand der Censor ein Stückchen Papier, auf welches ich mir den Titel und das Personenverzeichniß eines Stückes notirt, das ich in Bologna mitangesehen. Das Drama hieß: i misteri dell' inquisitione di Spagna. Der Beamte kannte das Stück, entnahm aus meinem Interesse für dasselbe, daß ich ein Gegner dieser Inquisition, mithin kein Sendling des Königs Franz und des Cardinals Antonelli sei; seine Gesichtszüge verklärten sich — „tutto va bene," sagte er tröstend zu mir, klappte die Mappe zu, erlaubte mir, augenblicklich den Koffer zu schließen, der sich als ein Anhänger des Fortschrittes legitimirt, und hing ihm mit vielem Wohlwollen den Freipaß an. Nachdem wir und unsere Sachen hier die unumgängliche Quarantaine passirt hatten, brauste der Zug weiter durch die anmuthig wechselnde Berglandschaft, durch engere Schluchten und weitere Kessel, bis das auf hohem, steilem Berggipfel liegende Kloster Monte Cassino den Blick auf sich zieht. Hier war ein Hauptsitz der mittelalterlichen Wissenschaft, hier auf dieser luftigen Höhe sammelte sie wichtige Schätze an. Zu Füßen des Bergkegels liegt San Germano in pittoreskem Thale. Auf dieser Station finden sich ambulante Banquiers ein, welche die päpstlichen Bajocchi in neapolitanische „Grani" umsetzen, ohne bei diesem Wechselgeschäft mehr zu profitiren, als den Gratisgenuß einer saftigen Apfelsine. Die Procente, die der Principe Torlonia auf dem

venetianischen Platz in Rom zu nehmen pflegt, sind hier am Fuße des Monte Cassino noch unbekannt.

Allmählich öffnet sich nun bei der Weiterfahrt die Gebirgslandschaft nach der einen Seite hin, während nach der anderen die Berge weiter zurücktreten. Es ist die Introduction zu Neapels campagna felice, ein fruchtbares, wenn auch noch nicht üppiges piano. Bald zeigen sich zur linken Seite die Thürme von Capua. Die Stadt ist jetzt besser, als ihr antiker Ruf — ihre Physiognomie hat keine sybaritischen Züge mehr. Ernste Geschicke sind an ihr vorübergegangen — der letzte Freiheitskampf hat ihre Umgebung mit Blut getränkt. Man wird an den ernsten Mann von Caprera erinnert, der Italiens Geschick auf sich genommen, an den preußischen Ingenieur-Officier, den schweizer Obristen Rüstow, der die Kämpfe vor Capua so eingehend und mit gewohnter Klarheit beschrieben. Hier lagerte Hannibal mit seinen Karthagern, der das ewige Rom nicht zu erobern vermochte; hier Garibaldi, dem es bis jetzt eben so wenig gelungen ist. Die Piemontesen exerciren jetzt, wo früher die Neapolitaner exercirten — ihre Schildwachen stehen vor dem mächtigen Schlosse von Caserta, vor dessen Portalen der Bahnzug hält. Gewaltige architektonische Massen und Fronten, ein Hof neben dem anderen — so blickt uns diese frühere Zwingburg des Absolutismus an, die uns jetzt wie ein riesiges Mausoleum der Legitimität gemahnt. Der steinerne

Sarkophag der bourbonischen Herrschaft in Neapel, dieser Riesenpalazzo von Caserta, steht mitten in der campagna felice — ein Denkmal der sterilsten Regierungskunst und ihrer bankerotten Grundsätze, inmitten der fruchtbarsten Natur! Dieser Boden schafft und erträgt das Unglaubliche — Ulmen und Lorbern „von Reben umsponnen“ auf Getreidefeldern, die mehrfache Ernte geben — ein seltsamer Luxus der Production! Die Schatten der Bäume verkümmern nicht die Saaten; ihre Wurzeln saugen den Boden nicht aus. Die Rebenguirlanden erhalten Sonne genug, um sich mit Trauben zu schmücken. Utile cum dulci — das ist in überschwenglichster Anwendung das Motto dieser Landschaft. Sie erinnert an die reichen und großen Genien, in denen Kunst und Wissen sich zu vielseitigstem Schaffen vereinten, ohne Störung, ohne Erschöpfung. Durch die campagna felice, deren Vegetation, funkelnd im Schimmer des Abendrothes, einen warmfeuchten Hauch ausathmet, geht es nun dem alten Parthenope zu. Ihr Brausen schlägt an unser Ohr mit dem Brausen des Meeres, das sich für die Eisenbahnfahrt als glänzender Schlußeffekt aufgespart. Vedi Napoli — e poi muori!

Neapel.

Neapolitanisches Potpourri.

„Neapel sehen und dann sterben“ — ist jedenfall leichter, als Neapel schildern. Dazu bedarf es einer Feder, welche die kecken, burlesken Sprünge der Geige Paganini's nachzuahmen vermag. Dies lärmende, gestikulirende, schreiende bunte Neapel mit seinem Feuerberg erscheint wie eine Improvisation des vulkanischen Geistes, der unter diesen paradiesischen Gestaden brütet.

Neapel ist nicht nur die größte, es ist auch die lebendigste, die am meisten italienische Stadt Italiens. Hier pulsirt das Leben der Gegenwart — nicht Trümmer, nicht Gräber, wie in Rom und Venedig, nicht Schatten, die den gebildeten Sinn beschäftigen — hier herrscht der Augenblick mit seiner Frische, seinen Reizen und Launen, seinen ungebundensten und possierlichsten Eingebungen!

Wer kann dies Potpourri in regelrechter Schilderung wiedergeben? Grammatik und Syntax müßten erst aus den Fugen gehen — nur mit Gedankensprüngen,

Gedankenstrichen und Punkten, nur in der vollendetsten Styllosigkeit läßt sich das phantastische, hüpfende, marionettenhafte Volksleben angemessen darstellen. Die Wolke schwebt um den Vesuv, doch Sonnenschein ruht auf der Gräberstadt zu seinen Füßen. Silberstreifen auf der Bucht — helle Segelbarken — im Hafen Mast an Mast — Dampfsäulen steigen nah und fern — hier geht der kleine Dampfer nach Ischia zu den Heilquellen am Fuße des Epomeo — dort raucht Christoforo Colombo oder Galileo Galilei, bereit, die Reise nach Genua über das Mittelmeer anzutreten.

Wir gehen von der Magdalenenbrücke den Strand entlang. Dort steht noch Sanct Januarius, die Rechte zur Abwehr gegen den Vesuv erhoben. Und der Vesuv gehorcht und verschont das herrliche Parthenope mit seinen Lavagüssen, und sein geöffnetes Ventil verhindert, daß der unterirdische Kessel explodirt, daß Neapel das Schicksal Lissabons theilt.

Welch Gewühl am Kai, welche hin- und herrasselnde Wagenburg! Vor Allem die Einspänner mit den zweirädrigen Gesellschaftskarren, die von Menschen schwirren. Da ist nirgends und überall ein Platz; das hängt und klebt an den Rädern, auf der Deichsel, in der Luft, über- und durcheinander; das steht, sitzt, liegt, kauert, schwebt, balancirt — das ist ein Menschenknäuel, der in den unwahrscheinlichsten Gruppen, in räthselhafter Verwirrung auf diesem rasch daherjagenden Wagen

Posto faßt. Man kann, wie auf schlechten Gemälden, zu den einzelnen Figuren nicht Arme und Beine hinzufinden, die zu ihnen gehören, man glaubt ein verzeichnetes Bild mit unmöglichen Verkürzungen vor sich zu sehen! Doch das Geschrei und der Lärm, der von dem mit Menschen überfrachteten Fuhrwerk ertönt, zeigt uns, daß wir es hier mit voller Lebenswahrheit zu thun haben. Die zwei großen Räder drehen sich im eilenden Schwung, und lachend und gestikulirend braust der Schwarm vorüber.

Vive la balance! Nur nicht das Gleichgewicht verloren! Europa sehe, wenn es steht, daß es nicht falle, doch Neapel tanzt so geschickt, wie der Pulcinella auf dem Seil. Dort der kleine Junge trägt eine Pyramide von Körben auf dem Kopfe, er tänzelt dabei hin und her, doch keiner der Körbe regt sich. Hier der Facchino schleppt einen schweren Reisekoffer auf dem Scheitel, ohne Angst, daß ihm ein Gall'sches Schädelorgan zerdrückt werden könne. Das Gleichgewicht! Alles in der Welt ist das Ei des Columbus!

Hier werden die Mauern des Kai ausgebessert, dichte Staubwolken wirbeln umher — Wagen, Karren, Pferde, Maulthiere, Esel, Alles sucht im Nebel seinen Weg. Der Fußgänger kann sich kaum zwischen den Rädern der Wagen und den Körben, mit denen die Esel auf beiden Seiten befrachtet sind, hindurchdrängen. Ein Durcheinander von Stimmen, Zuruf jeder Art,

Schellengeklingel! Er flüchtet an das Kapellchen dicht unter den hohen Häusern der Altstadt, die hier die Fronten des Ufers bilden. Hier brennt die Kerze vor dem Madonnenbild, und an dieser sicheren Zufluchtsstätte hat das Marktweib von Procida, das schon lange nicht mehr im griechischen Costüme die Tarantella tanzt, seinen Gemüsekorb abgesetzt und dem Schutze der Heiligen empfohlen.

Immer dichter wird das Menschengewühl — hier der Molo, der Leuchtthurm, der Hafen! Schiff an Schiff, Bord an Bord, Mast an Mast liegt hier die Kauffahrteiflotte Neapels vor Anker — mühsam finden die kleinen Barken zwischen den hochragenden Ungethümen den Weg zu den weiterhin ankernden Dampfern! Der Lazzaroni von Fach macht hier dem Matrosen mit den weißen, blaubesternten Kragen Platz; schreiend bietet der Barkenführer seine Dienste an. Das Gedränge der „Wasserratten" ist am lebendigsten vor den Bureaux der Messageries, die hier die Untergeschosse aller Häuser mit Beschlag belegen. Ein Zettel am andern — hie Liverpool, hie Marseille, hie Messina, hie Genua! Concurrenz überall! Wie die Stimmen der Primadonnen von den Theater-Agenten, wird hier die Pferdekraft der Dampfer angepriesen! Christoforo Colombo und Galileo Galilei suchen sich um eine Nasenlänge zu schlagen — England, Frankreich, Italien führen hier einen Seekrieg, allen politischen Allianzen zum Trotz!

Jetzt verläßt die Straße respektvoll den Strand, um seine Staatsgeheimnisse nicht zu verrathen. Der Strand von Neapel nimmt hier eine officielle und wichtige Miene an. Das Castello Nuovo, die Kriegsarsenale, der Kriegshafen, das majestätische königliche Schloß — mächtige Bauten nehmen hier das Ufer ein, an welche sich nach der Stadt zu eine Reihenfolge großer Plätze anschließt. Auch die Kunst hat sich hier angesiedelt. Das prächtige Theater von Carlo, jüngst der Schauplatz politischer Manifestationen, ist geschlossen. Die Gesellschaft, die in Rom vor Franz II. gespielt und dabei auf Victor Emanuel einige Ausfälle gemacht, wurde bei ihrer Rückkehr mit einem Hagel von Orangen und Steinen begrüßt und aus dem Kunsttempel hinausgepufft und geprügelt. Bei der nächsten Vorstellung hatten indeß die Bourbonisten alle Plätze mit Beschlag belegt — es regnete Applause und Kränze! Künstlers Erdenwallen! Das Theater Carlo ist geschlossen, doch Carlino ist offen, dies Kunsttempelchen en miniature, wo der „Pulcinella" zu Hause ist! Da geht's frisch und drastisch zu; der Lazzaroni ist Held auf der Bühne und im Zuschauerraum; der dramatische Conflict kommt als tüchtige „Prügelei" zur Erscheinung. Der neapolitanische Dialekt, der mit der italienischen Schriftsprache allerdings eine entfernte Aehnlichkeit hat, herrscht hier mit uneingeschränkter Souveränetät, stellt seine Eigenthümlichkeiten unverhüllt zur Schau und erregt, wenn

er seine keckſten Trümpfe ausspielt, den lautesten Applaus.

Erst bei Santa Lucia gelangen wir wieder an den Strand. Die stattlichen, in Hotels Garnis verwandelten Palazzi dieses Fremdenviertels werden von steilen Felsen überragt, auf welchen das Fort Pizzofalcone erbaut ist. Dies Fort bildet in Neapels kriegerischer Maske die burlesk vorspringende Adlernase, während unten im Meer das Fort Dell'Uovo wie eine ausgestreckte Zunge in's Meer hineinragt. Hier pulsirt noch einmal das volle Volksleben des Strandes — hier lärmt es bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde; denn Tag und Nacht ist für den vielverleumdeten Lazzaroni nur ein Unterschied in der Beleuchtung — er schläft zu jeder Zeit, aber er arbeitet auch zu jeder Zeit! In tiefster Mitternacht summt es hier wie ein Bienenschwarm, und die Lichter erlöschen nicht, die unter den ausgespannten Segeltüchern die improvisirten „Austernbuden" erhellen. Das dicht am Strand geschöpfte „Schwefelwasser" ist hier die Seele der Industrie. Volksthümliche „Schwefelwasser-Hôtels" unterhöhlen den Kai. Da wird geschöpft und getrunken, da sammelt sich schon in frühester Morgenstunde ein Publikum von vielen Hunderten. Das schreit, gestikulirt, wackelt auf den gebrechlichen Stühlen hin und her!

Und die kleinen „Lazzaroni," diese prächtigen Gamins Neapels, diese industriellen Genies! Ist es nicht

eine Lust, eine so fröhliche und betriebsame Armuth zu sehen? Da tummelt sich ein nackter Schwarm in den Fluthen — bräunliche Beduinenleiber, die das Saracenenblut nicht verleugnen! Nachts liegen vor jedem Thor der Hôtels von Santa Lucia drei bis vier mit den lieben Gesichterchen auf der Schwelle, Einer über dem Andern, und schlafen so sanft, als ruhten sie auf Eiderdunen. Doch wenn sie den Schlaf aus dem Auge gerieben, da beginnt das Geschäft! Der treibt die Ziegenheerde, der das Eselchen; der trägt Körbe, der bietet dem Forestiere seine Führerdienste an; der schleppt den Schwefelkrug, der sammelt Lumpen; der hat ein Tischchen etablirt und schwerkenntliche Waaren zur Schau gestellt! Was bietet der kleine Handelsmann feil? Tretet näher, faßt die geschmackvoll geordnete Waare in's Auge! Es sind Cigarrenstümpfchen, mühselig auf allen Straßen Neapels zusammengelesen! Der wohlhabende Kaufmann, der diese Stümpfchen fortwarf, ahnt nicht, daß er damit noch einen „Handelsartikel" beiseite geworfen. Und diese heimatlose Armuth singt und jubelt bei Tag und Nacht. Hat sie doch ein herrliches vis-à-vis, das weite Meer, den Vesuv, die Berge von Sorrent. Kein besserer Stoff für Alexander Dumas, als diese kleinen Nachbarn, denn Dumas wohnt hier am Strand, im Schloß Chiatamone, einem Geschenk Garibaldi's — Dumas, der Aeltere, der joviale Passagier, der noch immer als literarischer Bosco Band für

Band aus dem Aermel schüttelt, nicht sein melancholischer Sohn, der das Leid aller Camelien- und Perlendamen auf sich genommen und den ganzen Weltschmerz der Demi-monde. Dumas, der Aeltere, war von Garibaldi zum Direktor der Museen ernannt worden, obwohl er kein Werk über plastische Kunst geschrieben. Doch die pompejanischen Mosaiken und hetruskischen Vasen sind nicht die Stärke von Dumas dem Vater. Jetzt redigirt er eine Zeitung, in der er sich das Verdienst erwirbt, mancherlei Mängel der neapolitanischen Verwaltung aufzudecken. Die Tendenz dieser Zeitung ist im Ganzen der neuen Regierung günstig, doch Prinz Napoleon guckt bisweilen aus den Spalten derselben hervor. Hinter Schloß Chiatamone und seinem Garten wird der Strand von Neapel „fashionable;“ es beginnt die riviera de la Chiaja — prächtige Hôtels, der Garten der villa reale mit den Copien der berühmtesten Bildwerke Italiens, mit den anmuthigen Baumgruppen und reizenden Fernsichten! Zwischen den Häuserfronten und dem Garten ist der große Abendcorso bis hinauf den Posilippo — Equipagen an Equipagen! Der „Wagen“ ist für den Neapolitaner, was für den Pariser „die Rente“ — das Ziel, nach dem er hinarbeitet, das er am Abend seines Lebens mindestens erreichen will. Mit dem Wagen beginnt der Luxus Neapels — Alles will fahren, sich auf weiche Kissen lehnen. Carrossen aller Art bevölkern den Corso —

die buntesten Damen-Toiletten, zeisig- und orangengelbe Roben, in allen hellen Farben des Regenbogens spielende Hutbänder beleben die Scene. Die Harmonie der Farben ist für Neapel nicht erfunden worden — wo Alles schreit, dürfen auch die Farben schreien. Wie oft ist das Meer nicht grün, der Himmel blau, und die Landschaft sieht doch so entzückend schön aus! Kann es die Schönheit einer Neapolitanerin stören, wenn sie eine himmelblaue Mantille auf saftgrünem Kleide trägt? Die stumpfen vornehmen Farben, das Aschgrau und Capuzinerbraun, sind hier nicht Mode, man überläßt sie dem Kloster. Ein weltliches und noch ziemlich auffallendes „Lila" ist die gedämpfteste Farbe, zu der sich eine Schönheit Parthenope's entschließt. Die Damen in dunkleren Kleidern — das sind die Töchter und Frauen der Inglesi aus dem „Nebellande!" Der Corso wird lebendiger von Stunde zu Stunde, er zieht sich vom Strande durch die Straße Chiaja zur Straße Toledo in's Herz der Stadt zurück. Wir folgen durch ein unglaubliches Menschengetümmel, das diese Straßen zu den belebtesten Europa's macht. Laden an Laden, Café an Café, eine brillante Schaustellung von Sachen und Menschen! Die Bacchantin auf der Lavagemme blickt aus dem Ladenfenster, den Traubenkranz im Haar, üppig lockend, auf das Getümmel, daneben schwingen sich auf einem Armband von Lava die pompejanischen Tänzerinnen graziös im Kreis! Hier Koral-

lenschmuck, dort Schildkröten-Arbeiten, hier Guanti, dort Maccaroni, Heiligenbilder, Zeitungsblätter! Il popolo d'Italia, schreien die Jungen. Der Orangenmann ruft seine Waare aus, die köstlich mit allem Arom des Südens die Käufer lockt. Una piccola Italiana, flüstert's hier, eine grande Francese dort, eine Ballerina von San Carlo preist ein anderer Agent der Demimonde. Hier wird Alles Waare, die gelben Orangen, wie die gelben Tänzerinnen! Doch der Menschenstrom braust weiter — an der scharfen Ecke des Café d'Europa bricht sich die Fluth der beiden Hauptstraßen. Die mehrfachen, sich kreuzenden Wagenreihen machen die Passage fast unmöglich. Hier attaquiren die Blumenmädchen ihre Opfer, denen sie ihre Sträuße gewaltsam in's Knopfloch stecken — keine eleganten Damen, wie auf dem Marcusplatze in Venedig, sondern dreistes Gesindel, das seine Grani ertrotzt. Sorbetto, Granita, Ghiaccio winkt dort von den Marmortischen des Café — der köstliche „Winter," den man hier zubereitet und aus dem Glase schlürft.

Doch dieser Lärm, diese Capriccios, diese wirbelnden Passeggiatas der Straße finden ihr Echo in den Köpfen. All diese Männer mit den spanisch-italienischen Profilen, mit den vollen Bärten und den Knebelbärten sehen sich so ähnlich im Pariser Moderock — lest in ihren Köpfen — wie himmelweit sind sie von einander geschieden! Dort auf der einen Ladenthüre lest ihr:

„Viva Vittorio Emmanuele,“ auf der andern: „Viva Garibaldi!“ Das ist noch lange nicht die volle Instrumentation der politischen Symphonie Neapels: „Es lebe Mazzini!“ „Es lebe Franz II.!“ Erst mit diesen Losungen wird sie vollstimmig. Da schmettert der Zapfenstreich der Piemontesen durch die Straßen, ihre Hauptwache ist vor dem Schlosse des flüchtigen Fürsten. Feuerwerke steigen im Hafen auf zur Feier der Constitution, „viva l'Italia unita“ schreiben die Raketen auf glühender Curve in's Aetherblau. Doch die Erde ist vulcanisch, der Brigantaggio lauert auf Monte Sant' Angelo, der Bauer in Calabrien greift zur Flinte, der Mönch auf seinem Eselchen bringt römische Depeschen! Scharmützel, Füsilladen — die Fra Diavolo's fallen zu Tausenden durch Piemonts Blei; abgeschnittene Nasen und Ohren sind die Antwort. Aus den Räuberklüften Erlasse und Manifeste — Briganti, Bauern, Priester im Bund — wird der Bersagliere die heilige Liga besiegen? Stolz schreitet er daher mit der breit überfallenden grünen Hutfeder; der Bourbonist sieht ihn mit Ingrimm, doch auch der Garibaldianer haßt den Sieger von Aspromonte. Wie die Pferde der Carabinieri auf Neapels heißem Lavapflaster ausgleiten! Das ist ein tückischer Boden! So wogen die Parteien durcheinander wie Rauch- und Aschenwolken des Vesuvs, aus denen die zuckenden Blitze brechen.

Und dies Potpourri des Menschenlebens wird von den dämonischen Extremen der Natur begleitet. Hier die vulkanische Oede der Krater und Aschenkegel, der Solfatara's, der unterweltlichen Seen, der Grotten, in denen die Hunde sterben und die Sibyllen orakeln — dort ein reizender Golf, anmuthig geschwungen, brausendes Leben am Strand, entzückende Fernsichten, ein Kranz der schönsten Villen, dort die goldprangenden Zaubergärten Sorrento's. Dicht neben dem Tartarus das Elysium, wie an Bajä's Strand. Du Geige Paganini's mit deinen Capriolen und Purzelbäumen, mit deinen Sprüngen vom Himmel zur Hölle, mit deinen seelenvollen Entzückungen, mit deinen dämonischen Disharmonien, du nur kannst die Tarantella des neapolitanischen Lebens in hüpfenden Tönen auf rastlos vibrirenden Saiten vor die Seele führen.

San Martino und Camaldoli.

Es giebt zwei Punkte, von denen sich die entzückende Schönheit Parthenope's in ihrer ganzen Glorie zeigt. Von dem einen aus sieht man Neapel unter sich in freundlicher Nähe; der Hafen, das Meer, der Vesuv bilden nur den erhabenen Hintergrund für das städtische Bild; von dem andern erblickt man den weiten Kreis landschaftlicher Schönheit, der die herrliche Stadt umfängt. Es ist eine verschiedene, eine engere und weitere

Fassung des Juwels. Der erste Punkt ist die Certosa von San Martino, der zweite das Kloster der Camaldulenser.

Wir wandern auf der neuen Straße Vittorio Emmanuele, welche, eine neapolitanische Rue Rivoli, das den Hügel von S. Elmo hinaufkletternde Häuserlabyrinth durchbricht und lichtet. Diese Straße, die sich wie ein mächtiger Gürtel um den Hang der Hügelkette schlingt, an welchem die Stadt emporsteigt, hat die ganze Längenausdehnung derselben und wird eine der bedeutendsten Straßen europäischer Städte werden. In der Nähe der Piedigrotta-Kirche zweigt sie sich vom Corso der Riviera ab, dessen glanzvolle Fortsetzung sie später bilden wird, läuft dann auf dem Abhang des Hügels eine Zeitlang mit ihm parallel, bis sie um den Berg des Castel Elmo einen weiten Bogen beschreibt. Die Straße ist auf gewaltigen Substructionen errichtet und verbreitet eine freudige Helle in einem bisher engen und düstern Stadtviertel. Das Expropriationsgesetz wird von der neuen Regierung mit durchgreifender Strenge geltend gemacht — auch die Mönche von San Pasquale, die einen Theil ihres Besitzthums nicht opfern wollten, mußten sich dem Willen der klosterfeindlichen Regierung von Turin zuletzt fügen. Während nach der Bergseite der Straße neue Häuser mit beneidenswerther Fernsicht in die Höhe wachsen, bleibt die andere Seite frei und gewährt über die Dächer der

Häuser hinweg einen stets wechselnden Anblick der Stadt und der landschaftlichen Dekorationen, die ihren Rahmen bilden. Eine Terrasse führt aus den Staubwolken, in welche die neue Straße in Folge der ununterbrochenen Arbeiten sich noch hüllt, links ab zur Kirche San Martino empor. So langsam, in so vielen Windungen die Terrasse auch ansteigt — es ist ein weiter und kein leichter Weg zum Heiligthum der Carthäuser. Rechts und links befinden sich Osterien, an deren Wänden die Ganymeden und Heben, den Krug in der Hand, mit mehr als pompejanischer Einfachheit hingemalt, die Wanderer zur Einkehr laden. Die frommen Carthäuser dürfen freilich dieser Lockung nicht folgen. Doch es ist derselbe Weg, der zum Fort St. Elmo und seinen Casernen führt, und die Uffiziali und Soldaten der Piemontesen verschmähen nicht eine erfrischende Stärkung in den anmuthig gelegenen Berggärten. Auf einem der höchsten Absatze der Terrasse unweit des Klosters steht die berühmte photographische „Pinie." Die meisten Veduten Neapels werden von hier aus aufgenommen; diese Pinie breitet im Vordergrund stets ihren Fächer aus. Sie gehört zu Neapel wie der Vesuv; beide, die eine vorn, der andere hinten, bilden die malerische Escorte Parthenopes.

Die Kirche San Martino, die sich mit dem Kloster dicht unter den zum Theil aus den Felsen gehauenen Mauern des Forts San Elmo hinlagert, ist eine der

reichsten Kirchen Italiens. Am Anfang des 17. Jahrhunderts hat ein Prior dieser Carthause, Severo Turboli, die Schätze des Klosters, die bis dahin müßig lagen, zur Ausschmückung der Kirche verwendet. In der That läßt das Aeußere derselben nicht den Luxus ahnen, der in dem Hauptschiff und den zehn Capellen herrscht. Die zwölf Rosetten von ägyptischem Basalt, welche die Pilaster der Capellenbogen auf ihrer der Kirche zugewendeten Seite schmücken, sind Prachtstücke, von denen jedes einzelne 1000 Dukaten gekostet haben soll. Die Marmormosaik des Fußbodens im Chor und im Hauptschiff ist ebenso glänzend wie von kunstvoller Arbeit. Die Capellen sind wahre Schmuckkästlein: Marmorsäulen von verde antico oder sicilianischem rothem Marmor, kostbare marmorne Balustraden, welche die Altäre umschließen, Marmorwände, Marmorfußböden! In den zwei mittlern Capellen sind die Altäre vorn mit prächtigen Edelsteinen geschmückt. Die Hauptgemälde der Kirche sind Guido Reni's leider unvollendete „Anbetung der Hirten," über dem zwar nicht die ambrosische Glorie von Correggio's Nacht schwebt, das aber in der Composition und dem lebensvollen Ausdruck der Gesichter alle Vorzüge des Meisters zeigt, und Spagnoletto's „Abnahme vom Kreuz" im Tesoro der Kirche, ein düstergehaltenes, anfangs widerstrebendes, aber dann durch den fast wilden Ausdruck des ungemilderten Schmerzes ergreifendes Bild. Wer die grellen,

skelettartigen Heiligenbilder des letzteren Meisters im Palazzo Pitti in Florenz gesehen, diese in die finstersten Schatten der Ascese getauchten Nachtbilder, der wird nicht ohne Interesse auch das Bild betrachten, das neben Guido Reni's „Anbetung" seine Stelle gefunden, die „Communion, welche Christus den Aposteln ertheilt;" denn auf diesem Bilde sind bei weitem mildere Tinten angewendet; die klapperdürren Gestalten, die gespenstige Beleuchtung haben einer lebensvollern Auffassung Platz gemacht; es scheint, daß damals ein sanfteres Gestirn am Horizont seiner verdüsterten Seele aufgestiegen. Spagnoletto war ein neidischer Geselle, und die Kirche von San Martino, welche überhaupt zu den Annalen der neapolitanischen Künstlergeschichte interessante Beiträge geliefert, weiß hiervon eine böse Geschichte zu erzählen. Das Bild eines Collegen, die schöne Kreuzabnahme von Starzoni, erregte seine tückische Eifersucht in so hohem Grad, daß er es durch eine Säure zu zerstören suchte. Ueberhaupt herrschten damals, obwohl es noch keine Akademien, keine Preise, keine Kunstjournale gab, unter den Künstlern Neid und Unverträglichkeit in bedauerlicher Weise. So mußte auch Arpino, der die Fresken im Chorgewölbe malte, die letzte, das Mahl von Emmaus, unvollendet lassen, weil er sich genöthigt sah nach Rom zu flüchten, um den Anfeindungen und Verfolgungen des Corvenzio und anderer Collegen zu entgehen. Auch von fabrikmäßiger Schnell-

pinselei giebt die Kirche eine interessante Probe. Luca Giordano malte in 48 Stunden die Fresken am Gewölbe des „Tesoro," welche die Geschichte der Judith und der ehernen Schlange darstellen — und diese Eilfertigkeit konnte dennoch das Talent des Malers nicht gänzlich verwüsten.

Ein „Prete" hatte uns mit Stolz die Herrlichkeit seiner Kirche gezeigt — ein Frate führte uns in das anstoßende Kloster, ein gewaltiges Viereck, um dessen Innenhof Arkaden mit sechszig dorischen Marmorsäulen führen. Die Abendsonne versank gerade hinter dem Posilippo, als wir auf die Terrasse heraustraten und das Häusermeer Neapels in feeenhafter Beleuchtung zu unsern Füßen sahen. Hier ist die Stadt in trauliche Nähe gerückt, man sieht fast in die Fenster der langen Uferfronten, man sieht jede Bewegung der Schiffe im Hafen. Vom Posilippo bis zum Schloß Capodimonte umfaßt man die ganze Ausdehnung der mächtigen Stadt. Man fühlt sich hier erhoben über die Angst des Menschenlebens, und doch hört man gleichsam das Herz der Menschheit in diesem gewaltigen steinernen Gehäuse klopfen. Welch wechselvolles Geschick führt jeder Augenblick hier über das Leben von 500,000 Menschen herauf, von denen der fünfte Theil mit heiterm Sinn und philosophischer Bedürfnißlosigkeit die Armuth trägt! Welch harter Kampf aber um die Existenz wird hier von Vielen gekämpft, wie viel Noth und Sorge,

Angst und Verzweiflung, wie viel Klage am Lager der Kranken und Sterbenden birgt sich unter diesen Dächern, wie viel wilde Leidenschaft wüthet unter ihnen! Könnte man sie abdecken, welche Scenen würde das Auge schauen! Und erst in den Köpfen und Herzen: hier Garibaldi, hier Mazzini, hier Franz von Bourbon, hier Victor Emmanuel! Und Alle bereit, für ihre Ueberzeugung in den Tod zu gehen! Und Alle kämpfen für die gerechte Sache und für die „wahre“ Freiheit des Vaterlands. Und für Alle ist „Schweigen der Rest,“ denn dieses kleine Leben umfängt ein Schlaf. Das sind Gedanken der „Carthäuser.“ Doch weiter den Blick gewendet, über die Unruhe des Menschenlebens hinweg, die in dem Häuserlabyrinth zu unsern Füßen pocht und wühlt, zur Ruhe der schönen Natur! Mildes Abendlicht auf dem purpurnen Golf, die Inseln ankern dort wie Wächterschiffe an seinem Eingang, und vom Riesenmast des Epomeo flaggt das Abendroth — selbst der alte Feuerberg will die Abendruhe nicht stören, und nur leichte friedliche Rauchwölkchen kräuseln sich um seinen Scheitel; im Duft der Ferne aber verschwimmt das Piano von Sorrent, die goldene Fruchtkammer Hesperiens.

Das ist das Bild der Certosa von San Martino — eine große unruhige Stadt mit ihrem pulsirenden Leben im Rahmen der schönen Natur!

Ganz anders ist der Eindruck, den wir auf den

Höhen von Camaldoli empfangen! Hier bildet die Stadt Neapel nur ein Versetzstück der landschaftlichen Dekoration, und ein weites entzückendes Panorama liegt vor den Blicken ausgebreitet.

Nachdem wir in einer Carrosse die lärmende Straße Toledo passirt und am Museo Borbonico vorüber die langgestreckte und steilansteigende Bergstraße bis zum Largo Antigniano verfolgt, besteigen wir die Saumthiere, welche hier den Reisenden vermiethet werden. Durch verfallene Thore, zwischen Weinbergmauern, oft durch dicht aufwirbelnden Staub, oft über Felsplatten und Felsspitzen führt der Weg empor. Man überläßt sich ganz der Führung der unlenksamen Thiere und hat nur darauf zu achten, daß man an steil heruntergehenden Hängen nicht über ihren vorgebogenen pfadsuchenden Schädel hinabrutscht. Bald umfängt uns ein schattiges Castaniendickicht voll Nachtigallen — es träumt sich süß in dieser den berauschenden Pflanzenduft des Südens athmenden Einsamkeit. Man ist in dem ansteigenden Hohlweg wie vergraben unter der üppigen Vegetation, ohne jeden Fernblick! Nur an einer Stelle sieht man plötzlich durch einen Riß der vorspringenden Felsen, der einen scharf abgeschnittenen Rahmen bildet, ein sonniges Eden, Meer und Inseln im Duft der Ferne — es ist ein kleiner Vorgeschmack des Panorama's, das unserer harrt! Dann wieder Fels und Wald zur Seite — bis wir das Thor erreicht, das in die zum Kloster gehörigen

Territorien führt. Hier reitet man noch eine Zeitlang über Stock und Stein, ehe man vor dem Kloster selbst hält. Der Bruder Pförtner führt uns in den Klostergarten; er hat das Vorrecht, an allen Tagen sich mit den Fremden unterhalten zu dürfen, ein nicht gering zu achtendes Vorrecht bei einem Orden, dessen Observanz nach dem Trappistenorden die strengste ist; denn die Camaldulenser dürfen nur an zwei Tagen in der Woche, am Dienstag und Donnerstag, sprechen, während die Trappisten bekanntlich zu beständigem Schweigen verurtheilt sind. Der Klostergarten bietet vier Aussichtspunkte von entzückender Schönheit; man möchte die Worte wiederholen, die den Pfauenthron von Delhi schmückten: „War je ein Paradies, so ist es hier!" Der weiten umfassenden schönen Aussichten giebt es viele, doch selten wird man so auf einen Punkt der Erde Alles zusammengedrängt finden, was einer Landschaft Reiz verleihen kann. Da liegt Neapels schöne Bucht vor uns, die Stadt mit ihren Castellen, ihrem Hafen, der Vesuv mit seinem Aschenkegel, der gewaltige Monte St. Angelo mit seinen Ausläufern, welche die Orangengärten Sorrents umhegen, die Insel Capri mit ihrem Ziegenrücken. Zur Rechten aber bietet sich eine eigenthümliche landschaftliche Scenerie dar: runde Landseen spiegeln Waldhügel und die Trümmer uralter Städte — es sind die Seen der Unterwelt, die ausgebrannten Solfatara's, an deren Ufern die Sibyllen der Vorwelt

hausten; dort die kleine Insel Nisida, wie ein in's Meer gefallener Ball, mit dem die alten Vulkane spielten; weiterhin Procida und das majestätische Ischia; dort die Bucht von Bajä, wo der Römertrotz in's Meer seine Brückendämme und Schlösser warf, und Cap Misen, das Triumvirn tagen und Kaiser erdrosseln sah; weiterhin, schon im blauen Duft, die Berge, welche die Bucht von Gaëta umrahmen. Und zur Linken die Campagna felice — ein großer Garten mit dreifachen Früchten bis zum Schloß von Caserta, den Thürmen von Capua, bis zum Fuß der schneebedeckten Apenninenkette! Berg und Wald, nah und fern grüne Hügel, kühngezackte Inselberge, duftige Schneeberge, ein mächtiger Vulkan, das Meer mit Buchten, die in reizenden Linien geschwungen sind, und dicht daneben die verschwiegensten Seen; eine große Stadt mit dem Leben und Glanz der Gegenwart und uralte Trümmerstädte mit großen Erinnerungen; Klöster und Villen in der Nähe, auf fernem Meer die Segel und die Rauchsäulen der Dampfer — läßt sich ein reicheres Bild denken, ein Bild, dessen Vordergrund die leise bewegten Wipfel des Klostergartens bilden, der alle Hänge des Berges überschattet?

Einer so majestätischen Natur gegenüber scheint es leichter zu *schweigen*! Und doch, sie regt an, sie weist in die Ferne hinaus — folgen ihr dorthin die Gedanken und Träume der Camaldulenser? Nur einige dreißig

Mitglieder hat das Kloster, darunter achtzehn Priester. Jeder von ihnen hat sein Häuschen, seinen Garten, sein Grab! Es ist schwer, hier beständig an den Tod zu denken, wo die weite Welt ringsum voll lachenden Lebens ist!

Ich trat in die einfache Kirche: da knieten die Mönche in den weißen Gewändern, mit den dunkeln Bärten und ausdrucksvollen Gesichtern, einzeln, von einander getrennt, auf dem Boden! Es war ein tiefeierlicher Eindruck, als sie mit hohler Grabesstimme im Chor die Worte des Priesters am Altar nachbeteten. Was mich oft gleichgültig gelassen, oft störend berührt, hier ergriff es mich mit eigenthümlicher Gewalt! War es der Gegensatz gegen das heitere seltene Rundbild draußen vor den Kirchenthüren? War es der Gedanke, daß mit dem schweren Gesetz des Schweigens, welches den innern Menschen versteinert, erst der Ernst der Ascese beginnt, daß ich hier Männer vor mir sehe, welche von einer großen Kraft des Willens die ausdauernde Probe ablegen?

Doch vielleicht hätten die würdigen Camaldulenser nicht viel zu sagen, auch wenn sie sprechen dürften? Ich glaube es nicht. In diesen Physiognomien liegen interessante Lebensgeschichten, und wer sich alle Dienstage und Donnerstage auf diese Priester und Mönche abonniren könnte, er würde gegen die Leser der spannendsten Novellen in den Leihbibliotheken gewiß nicht den Kürzeren ziehen.

Sorrento.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn?

Nirgends in Italien empfindet man den Reiz dieser Goethe'schen Verse so tief, wie in Sorrent und in seinem reizenden Piano, das ein großer Citronen- und Orangengarten ist. Dies Plätzchen Erde, von der aromatischen Quintessenz des Südens duftend, enttäuscht den Reisenden nicht, der so oft in Italien statt des Phantasie-Ideals, das er sich aus den Schriften der Poeten und exaltirter Reisenden zusammengelesen, eine etwas schmutzige Wirklichkeit findet. Die Eisenbahn führt von Neapel aus durch eine Reihe von Städten, welche nur als Vorstädte zu betrachten sind und im palastartigen Baustyl der Hauptstadt aufgeführt den anmuthigen Bogen des Golfs von Parthenope auf das Großartigste beleben. Hier ist Portici mit dem prächtigen königlichen Schloß, daneben Resina auf den Trümmern des alten Herculanums, weiterhin Torre del Greco, eine Stadt, die den jüngsten Ausbrüchen des Vesuvs am meisten ausgesetzt war, die aber auf dem fruchtbaren Lavaboden immer neu ersteht, und zwar nicht mit provisorischen Nothbauten, welche eine plötzliche Flucht ohne Leidwesen opfern kann, sondern mit Häusern, Villen und Palazzi im größten Stil. Wenn Schiller sagt:

Auf der Lava, die der Berg geboren,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bau'n,

so erweist sich dies als eine für den Neapolitaner unverständliche Reflexion. Er kümmert sich nicht um das Spiel der heimtückischen Berggeister, er richtet keine Fragen an das Schicksal und an die Zukunft, er benutzt den Augenblick, er profitirt von seinen günstigen Bedingungen und überläßt das Uebrige dem heiligen Januarius, der freilich seine Schutzhoheit nicht über die Brücke von Santa Magdalena hinaus ausdehnt. Den bedenklichen Launen des Vesuvs ausgesetzt ist auch noch Torre Annunziata, die nächste Station — nicht allzu fern von Pompeji, dieser zur Wonne der Archäologen wie in Spiritus aufbewahrten antiken Stadt, diesem handgreiflichen Commentar zu vielen bis dahin dunkeln Stellen der alten Schriftsteller und Poeten. Von hier braust der Zug Castellamare entgegen, einer ansehnlichen, lang am Golf hingestreckten Hafenstadt, dem alten Stabiä, das Pompeji's Schicksal theilte. Imposanter als der Vesuv, wenn auch nicht die gleiche Gefahr drohend, erhebt sich über der Stadt der Monte San Angelo, majestätisch mit breitem Rücken und malerischem Profil, der Hort der Briganti, die sich jetzt dort führerlos umhertreiben, nachdem ihr Häuptling das Weite gesucht. Der Monte San Angelo ist der Riesenpfeiler, den die Natur zwischen beiden Buchten von Neapel und Sorrent aufrichtete, um sie auf immer von

einander zu scheiden. In Castellamare selbst herrscht ein buntes Leben — die Miethswagen, Esel und Maulthiere machen sich eine stürmische Concurrenz; Hafenarbeiter und Matrosen drängen sich in dichter Reihe dazwischen, und die Bersaglieri mit ihren wehenden Hutfedern, die Helden der Krimm und die Ueberwinder Garibaldi's bei Aspromonte, sammeln sich zu irgend einem Ausflug in die vom Brigantaggio unsicher gemachten Berge. Von hier aus führt eine breite Kunststraße zwischen dem Meer und den Felsen, durch welche sie zum Theil gewaltsam gesprengt ist, nach Sorrent. Immer hat das Auge den herrlichen Golf von Neapel zur Seite, in der Ferne die Zauberstadt, die sich traumhaft wie das Bild einer Laterna magica das Ufer entlang zieht, in der Nähe die Wogen des Meeres, die sich am Fuß der Felsen in entzückendem Farbenspiele brechen. In tiefer Einbuchtung und üppig bewaldeter Schlucht liegt Vico — — jäh steigen hier die Uferfelsen in's Meer hinab; wie unheimlicher Sirenengesang dringt das Echo der schaumspritzenden Brandung in die Höhe. Hier war es, wo, der Sage zufolge, die Königin Johanna die Unglücklichen, die sie ihrer unersättlichen Liebe gewürdigt, hinunterstürzte in die See! Keine holde Liebesromantik beseelt die Sagen, welche sich an die paradiesischen Ufer des feeenhaften Golfes knüpfen — das vulkanische Feuer, das hier den Boden unterhöhlt, dringt auch in das Geschick der Menschen ein, welches

Seligkeit und Verderben in derselben Hand hält, wie die Lava das Gefild bald befruchtet, bald seine Frucht zerstört. So ist der Strand dieses Golfs die Heimath üppig grausamer Schwelgerei — dämonische Frauengestalten thronen im Mondschein gespenstig auf den Uferklippen und lachen ihrer Opfer oder feiern in den verschwiegenen Grotten des Strandes, in welche die lüsterne Woge dringt, ihre Bacchanalien! Und wie könnt' es hier anders sein! Dämmert doch in der Ferne das Cap Misen, wo der blut- und genußdürstige Tiger Tiber verschied, dahinter Bajä, das schwelgerische Sybaris der römischen Imperatorenzeit — — liegt doch vor dem Auge Capri mit seiner „blauen Grotte," diesem magisch erhellten Badekabinet des grausamen Cäsars, wo die Natur selbst, seinem Wink gehorsam, ihre unterirdischen Astrallampen ansteckte, um seinen wilden Festen zu leuchten. Auf diesem vulkanischen Boden gedieh, in Haß und Liebe, stets nur ein vulkanisches Leben!

Wo der Weg sich dicht vor Meta um die Uferfelsen windet, da liegt wie mit einem Zauberschlage das Piano von Sorrent vor dem Blicke, sanft ansteigend, unmerklich von einem schmalen Bergrücken in zwei Fächer getheilt, gebettet zwischen den Hängen des Monte San Angelo und der Bergkette, die in das Cap der Minerva ausläuft — — ein großer, vor den Unbilden des Wetters geschützter Hesperidengarten! Die Städtchen Meta

und Sorrent, die vielen hundert Villen mit ihren Gartenmauern liegen uns hier zu Füßen, wie die auf grünem Tisch aufgebauten Häuserchen eines Kinderspielzeuges! Die Strahlen der hinter Cap Misen untergehenden Sonne werfen einen röthlichen Schimmer auf das dunkle Laub dieser hängenden Gärten — und der Abendwind, der die Wogen an dem grottenreichen Gestade in die Höhe jagt und in Schaum zerstäubt, trägt uns den süßen würzigen Hauch der Orangenhaine von Sorrent entgegen, mit welchem wir das volle Leben des Südens einathmen. Das Piano selbst entspricht freilich diesen Erwartungen nicht, wenn man es durchwandert! Es besteht aus einem Labyrinth enger, schmaler, von hohen Gartenmauern verdunkelter Gassen, die nirgens einen freien Aussichtspunkt bieten. Man sieht nur die Wipfel der Orangen- und Citronenbäume über die steinernen Gehege dieser „Gartenstadt" herübernicken oder wird von dem Gebell eines zornigen Cerberus begrüßt, der als Schildwache auf den Mauern spazieren geht. An der Hauptstraße, die von Meta nach Sorrent führt, sieht man allerdings elegante Villen, die eine offene Fronte zeigen und nicht hinter den grauen Steinwällen eingesargt sind; doch diese Straße selbst ist stets unter den Staubwolken vergraben, welche Carrossen und Fußgänger aufwühlen. Die spazierengehenden, fahrenden und reitenden Engländerinnen erscheinen in Sorrent wie Göttinnen immer in einer „Wolke," aber

ohne ambrosische Beleuchtung. Man ist in einem Paradiese; aber man kann es nicht genießen. Man sieht wie Tantalus die goldenen Früchte über dem Haupte winken; doch man wandert dabei auf unheimlichen, düsteren, an die Unterwelt erinnernden Wegen. Wer die schiefe Ebene dieses „Piano" auf den terrassenförmigen Winkelgäßchen hinansteigt, der sieht „Villen" jeder Art, von fashionabler Eleganz bis zu dorfähnlichem Anstrich, bald einzeln, bald zu kleinen Dörfern aneinandergereiht, die auch einen besonderen Namen führen. Wir machten Halt in einer hochgelegenen Villa von San Liborio, wo wir ein comfortables Nachtquartier fanden, und von deren Terrasse wir am sternenhellen Abend uns einer herrlichen Aussicht auf diesen Park südlicher Fruchtbäume, auf das Meer und seine im Duft verschwimmenden Inseln erfreuten, während zur Rechten grotesk-phantastisch die Formen des Monte San Angelo hervortraten, der im Mondlicht den unheimlichen Eindruck einer großartigen Räuberherberge machte.

Am frühen Morgen pilgerten wir nach Sorrent! Es gab eine Zeit, wo die alte Phönicierstadt Parthenope's Glanz und Macht tief in Schatten stellte. Diese Zeit ist längst vorüber. Das jetzige Sorrent ist ein trauriges Nest mit engen Straßen! Wer seinen Alterthümern nachforscht, die Piscinae graecae, die griechischen Vasen und Reliefs, die einzelnen Trümmer

näher untersucht, dem wird es nicht an Ausbeute fehlen. Denn der echte Alterthumsforscher ist mit Wenigem zufrieden. Wir suchten dagegen die Erinnerungsstätte eines unglücklichen Dichters auf, der auf diesem Boden gewandelt, unter den Orangenhainen seiner Vaterstadt, mit dem Blick auf die herrliche Meeresbucht, die Qualen seiner Seele zu lindern suchte. Hier in Sorrent ist Torquato Tasso geboren — das elegante Hôtel, das jetzt seinen Namen führt, und das ein kokettes Tassozimmer mit den nöthigen Bildern und Büsten eingerichtet, ist wenig geeignet, die elegische Stimmung hervorzurufen, die sich an die Geburtsstätte eines so begabten und unglücklichen Dichters knüpft. Freilich, das Meer mit der ganzen Glorie südlicher Sonnenuntergänge blickte in die Fenster seines Geburtshauses und weckte in der Brust des Knaben und des Jünglings die ersten dichterischen Träume. Dort in der Casa de' Sersali fand in späterer Zeit der vom Schicksal geknickte Poet bei der eigenen Schwester ein gastliches Asyl, als er von Ferrara geflohen. Wie viele Leidensstationen dieses Dichterlebens begrüßt man auf einer Wanderung durch Italien! Den Kerker von Ferrara, dies Schwesterhaus in Sorrent, die Eiche von San Onofrio in Rom! Tasso's Leben ist die Tragödie des „Talentes," das stets von wechselnden Eindrücken beherrscht wird und wie ein romantisches Echo wiederhallt, was das Schicksal ihm zugerufen — der echte Genius, der selbst die

Welt und das Leben beherrscht, wird auch bei feindlichem Geschicke nie in so unselige Zerrüttung verfallen! Die Größe der Weltanschauung macht den Dichter! Darum sind Dante und Ariosto um so viel größer als Tasso. Denn Dante erfaßte in grandioser Plastik den Geist seiner Zeit mit allen seinen Tiefen und Untiefen, und in dem „dummen Zeug" des Meister Ariosto war wie in einem Vexirspiegel die ganze phantastische freie Bewegung des Mittelalters aufgefangen. In Tasso's melodischen Stanzen dringt zwar der Genius der italienischen Sprache zum edelsten Wohllaut hindurch — aber ihm fehlt die Macht und Tiefe originellen Geistes! Dante's überirdische Mächte sind bei Tasso eine Theaterdekoration geworden — Ariosto's graziöse frische Liebesspiele fehlen in Tasso's Dichtungen; selbst seine Circen haben einen sentimentalen Zug. Dante läßt sich von Virgil durch die ganze Hölle begleiten, aber er bleibt Dante! Tasso hat seinen Virgil nur unter dem Kopfkissen; aber wenn er träumt, redet er seine Sprache!

Wir entflohn aus dem engen Städtchen in das freie Meer! Eine Barke trug uns bei hochgehendem Wogenschlag das steil herabstürzende Ufer Sorrents entlang, von dem Villen, Hôtels und Krankenhäuser stattlich herniedersehn! Unter den hohen Felsstockwerken hat die Woge allerlei „Kellergrotten" in's Ufer gewühlt, mit oft seltsam gezeichneten Portalen! Dazwischen sieht man die Unterbauten antiker Gebäude, verschiedener Tempel

und Villen! Das alte Mauerwerk und die durch die Architektonik der Natur aufgeführten Uferwälle bilden ein in den Farben harmonisch zusammenstimmendes Ganze. Hier lockt eine sanfte Einbuchtung der Küste zum frischen Seebad — mehr als die Badehütten, welche für den Comfort der Sorrentiner Stammgäste als etwas enge Fischkasten dicht unter den Villen des Städtchens errichtet sind! Nach kurzer Erquickung in den salzigen Wogen fahren wir bei den Bädern der Königin Johanna vorüber — Höhlen, die von stattlicheren Felsarkaden getragen werden, als die andern! Auch hier begegnen wir wieder dem ominösen Namen dieser Königin, welche die „Nixe" des ganzen Strandes zu sein scheint. Um das Vorgebirge herum kämpften wir mit dem bewegteren Andrang der Wellen, bis wir endlich Pola glücklich erreichten und in Ermangelung einer Landungsbrücke mit unserer Barke an den Strand aufliefen und auf den Schultern der rüstigen Männer von Pola uns durch die Brandung tragen ließen. Pola, in einer beständig von den Wogen gegeißelten Felsenecke gelegen, besteht nur aus wenigen Fischerhütten und einem verfallenen Palazzo, der jetzt das erste und einzige Hôtel des Ortes bildet. Ueber eine majestätische Terrasse, deren einziger Schmuck schmutzige Wäsche war, begaben wir uns in einen Salon, dessen noch frischerhaltene Deckengemälde an Cortona und seine Plafondsbilder im Palazzo Pitti erinnern konnten. Die

gesprächige Wirthin erzählte uns, nachdem sie unser sterblich Theil mit Trank und Speise erquickt, Familiengeschichten, die sie mit der Grazie einer Friederike Bremer vortrug. Sie erfreute sich eines reichen Kindersegens, wie er seit alten Zeiten in diesen Felsenwinkeln zu Hause zu sein scheint! Denn gegenüber den Verwüstungen und Entführungen und Raubanfällen der Piraten, welche von jeher diese Küsten unsicher machten, konnte die Natur, um den Grundregeln der Bevölkerungskunde kein Dementi zu geben, nur durch erhöhte Produktion das nöthige Gleichgewicht herstellen. Nicht Cornelia, die Mutter der Gracchen, war so stolz auf ihre Söhne, wie die Wirthin des alten Palazzo von Pola. Drei derselben hatten sich nämlich aus der etwas schmutzigen Chrysalide der Fischerheimath zu sehr stattlichen Dandy's entpuppt. Sie waren nach Nordamerika gegangen und spielten dort ihre Rolle. Wie alle hier einkehrenden Fremden wurden auch wir von der Mutter in das Allerheiligste geführt, wo die Bilder der Söhne mit andern Reliquien ihres transatlantischen Erdenwallens von ihr aufbewahrt werden. Unter ausgestopften Lachtauben, Kakadus und Papageien fanden wir eine photographische Bildergallerie ausgestellt! Da war jeder Sohn einzeln, in den verschiedensten Attitüden, stets aber im fashionabeln Frack und den Glimmstengel im Munde dargestellt, jeder Zoll ein Yankee. — Keine Künstlerin von europäischem und brasilianischem Ruf

konnte sich in zahlreicheren und ausgewählteren Positionen verewigen lassen! Dann war wieder das Kleeblatt der Söhne auf einem Bilde vereinigt. „Quest' è Giacomo, quest' è Paolo,“ erläuterte die unermüdliche Mutter und warf Jedem einen strafenden Blick zu, der das Unglück hatte, sie mit einander zu verwechseln. Auf ihre Töchter schien sie indeß weniger stolz zu sein, obgleich sie dieselben nicht blos im Bilde, sondern in leibhaftiger Wirklichkeit vor sich sah. Ein Lichtbild von ihnen zu entwerfen, war in Pola, und nicht blos wegen des mangelnden photographischen Ateliers, eine Unmöglichkeit. Es war ihnen nicht vergönnt, sich in Yankeedamen mit der Reitgerte in der Hand, in ihrer Brüder würdige Schwestern zu verwandeln — sie waren die geeignete Staffage einer neapolitanischen Fischerwirthschaft geblieben — und hatten nicht einmal einen Lazzaroni in ihren Netzen gefangen. Von Pola ging's steil bergan, auf unwegsamem Pfade, bis zu dem Felsennest Massa, von dort auf den Berggipfel il deserto, wo ein verlassenes Kloster von seinen Terrassen eine entzückende Fernsicht über den Golf von Neapel, die Insel Capri mit ihrem Ziegenrücken uud die hinter dem Capo Campanella vorschimmernde Bucht von Salerno bietet! — Das Kloster hatte ein ausgedehntes Besitzthum mit weiten Umfassungsmauern, von denen noch die Thore übrig geblieben sind. Von hier ging's bergab nach dem Dorfe San Agatha, berühmt wegen seiner puellae

faciles et formosae, wie Altengland wissen soll, auch ohne es in der „Times" gelesen zu haben. Ohne Pfad kletterten wir nun durch den üppigsten urwaldartigen Pflanzenwuchs, durch Gebüsche vom saftigsten, schattigsten Grün, durch Dornen und Disteln, die ihr südlicher Charakter keineswegs liebenswürdiger machte, vorüber bei kleinen, angebauten Felderstreifen, die dem Fleiße der Neapolitaner kein ungünstiges Zeichen ausstellten, die Hänge des Bergrückens entlang, das Piano von Sorrent zu unseren Füßen, um zum „Telegraphenberg" zu gelangen, auf welchem sich vor Zeiten ein optischer Telegraph befand. Auf der Höhe dieses Berges entrollt sich ein Panorama von wiederum eigenthümlicher Schönheit. Man blickt hier tiefer in die Bucht von Salerno herein, die einen wildromantischen Charakter hat, wie ein Gemälde von Salvator Rosa. Schroff stürzen die Hänge des Monte San Angelo in die Fluth — und von den düstern Felsenmassen hebt sich heller ein Uferstädtchen mit seinen Häusern ab, eine Vorwache jener verfallenen Städte, die einst diesem Golf vor dem Golfe von Neapel den Vorrang sicherten, der großen Handelsstadt Amalfi, die dem Handel des Mittelmeeres das Gesetz diktirte, und der Universitätsstadt Salerno, vor Zeiten einer Leuchte der dunkeln Welt. Wie sanft erscheint der grüne Fruchthain von Sorrent im Vergleich mit diesen wildkräftigen Felskolossen, die wie eine Banditenwache die Salerner Bucht umstehen! Die

anmuthigen Dryaden von Sorrent mit ihrem golden-schimmernden Fruchtkranz lockten uns alsbald in ihren Kreis zurück — und bei heiterem Mahle in unserer Villa, in deren Fenster das wechselnde Grün fruchtreifer Baumwipfel hineinlauschte, mußten wir der Platen'schen Verse gedenken:

Komm hierher, laß reinere Luft umwehn dich!
Sieh', wie farbreich, doppeltes Grün vermischend,
Hier vom Oelbaum winkt zu dem andern Oelbaum
Schimmernder Weinstock,
Dessen Frucht schon traubengesenkt herabreicht;
Feige lockt, einhüllend in breit'res Laub sich,
Ja bis tief, bergtief in die Schlucht gedeihst du,
Schöne Citrone!

Kumä und Bajä.

Nicht weit von Neapel befinden sich die Trümmer von Städten, die eine bedeutende Rolle gespielt — theils als Pflanzstätten ältester Kultur, theils als Sitz einer überreifen Civilisation, welche die halbe Welt verschlungen und am Uebermaß der Schwelgerei zu Grunde ging. Gegen Kumä und Bajä hat Pompeji nur die untergeordnete Bedeutung einer Provinzialstadt, eines Krähwinkels, welches einer Laune des Vesuv seine Unsterblichkeit verdankt. Wäre der Monte nuovo damals schon der Erde entstiegen, hätte er Feuer gespieen und Bajä verschüttet — wir würden von dem römischen Leben eine großartigere Anschauung erhalten haben.

Nachdem man die Riviera di Chiaja ihrer ganzen Länge nach passirt, führt der Weg zu jenen Trümmerstätten durch die Grotte des Posilipp, einen etwa 2000 Fuß langen Tunnel der Römerzeit, der neuerdings durch die großartigen Eisenbahntunnel wesentlich in Schatten gestellt worden. Er wurde errichtet, um den Bogen der um den Posilipp und über ihn führenden Heerstraße abzukürzen. Die Grotte ist düster und bei Tag und Nacht von Lampen erhellt. Doch wie das dunkelste Menschenleben seine Festtage und lichten Augenblicke hat: so wird auch die Grotte des Posilipp an einigen Tagen im Jahre gegen Ende Oktober von der untergehenden Sonne durchleuchtet. Es ist hier viel Verkehr von Wagen und Heerden — und der Fußgänger muß, bei der zweifelhaften Helle der Lampen, mit Vorsicht vorwärts schreiten. Ueber der Grotte befindet sich das Grab Virgil's, dessen Lorbeern von der Bewunderung ganz zerpflückt worden. Der Kultus des Schönen ist eine Art von „Gräberkultus" geworden — der Ruhm eine Art von Seelenmesse und Todtenfeier. Für die Wissenschaft wird eine Literatur erst interessant, wenn sie ein großer Kirchhof geworden, dessen Leichensteine sie studiren kann. „Der Lebende hat Recht," ist ein Ausspruch, der niemals von den Dichtern gilt. „Das Grab Virgil's" — hier fühlt jeder Staatsbürger die moralische Verpflichtung, sich für den Dichter der Aeneis zu begeistern, wenn er ihm auch von den Schulbänken her

nur in peinlicher Erinnerung ist. Ein ganzer Lorbeerbusch zum Angedenken oder mindestens so viele Lorbeerblätter für's Album, als einem wohlzugerichteten Schweinskopf um den Rüssel gelegt werden! Der deutsche Staatsbürger, der das Versemachen für die überflüssigste Kunst der Welt erklärt, wenn er in seinen vier Pfählen ist, trägt hier eine Bewunderung des Poeten zur Schau, die sich selbst durch die inspirirenden Einflüsse des südlichen Klima's schwer erklären läßt. Und doch kennt er den großen Virgil nur durch die Vermittlung eines anderen großen Poeten — nicht etwa Schiller's, dessen Uebersetzungen er schon wegen ihrer Länge stets zu überschlagen pflegt, wenn er in seinen Gedichten blättert, sondern Blumauer's, der ihm den römischen Dichter ganz nach seinem Gusto zugerichtet. Das nervöse Fräulein aber kennt die wundersame Historie von der verliebten „Dido," die geheimnißvolle Begegnung in der Grotte, den sentimentalen Tod auf dem Scheiterhaufen. Ach, wer so unglücklich lieben könnte! Ihre Bewunderung Virgil's ist begründet. Hat doch selbst die Markgräfin von Baireuth, die nicht sentimental war und die Dinge resolut bei ihrem rechten Namen nannte, hier für ihren Bruder Friedrich den Großen einen Lorbeer gebrochen! Wie viele Dichter der alten Zeit und des Mittelalters, Silius Italicus, Papirius Statius, Dante, Boccaccio, Petrarca sollen sich an diesem Grabe begeistert haben! Nicht die zweifelhafte Ueberlieferung,

daß Virgil hier begraben liegt, sondern die Thatsache, daß er hier auf diesem reizenden Hügel eine Villa besaß, mit der Aussicht auf alle Schönheiten des Golfes, in der Nähe der kumäischen Grotte und der elisäischen Gefilde, in die er Hauptscenen seiner großen Dichtung verlegte, mag dem Sinne des Wanderers als bedeutsam vorschweben, wenn er hier von der Höhe den Blick über das dichterisch anregende Landschaftsbild schweifen läßt.

Hinter der Grotte des Posilipp geht die Straße rechtsab nach dem Lago d'Agnano, einem von schönen Wäldern umgebenen See, dem ehemaligen Krater eines Vulkans. Der See soll oben süß und unten salzig sein, wie ein Heine'sches Gedicht, und bisweilen noch aufkochen in vulkanischen Gelüsten. Der Boden ist ringsum unheimlich und unsicher. Es giebt hier unterirdische Gewölbe, in deren Dämpfen man sich von der Gicht kuriren kann, — die Schwitzbäder von San Germano. Doch von Badesaison, Badetoiletten, Spielbanken und gutem Weine ist hier nicht die Rede, und die Hauptvergnügungen der etwaigen Badegäste dürften darin bestehen, in dem Bach Piscarelli, der ebenfalls von zweideutiger Herkunft ist, Eier zu kochen oder in der Hundsgrotte mit anzusehen, wie eine arme Bestie in die kohlensaure Gasschicht untergetaucht wird, bis sie Gesichter schneidet, gleich einem tragischen Helden des fünften Aktes, den der Dichter erbarmungslos um's Leben bringt. Doch wie der Künstler durch den Applaus

und Hervorruf des Publikums rasch wieder zu sich kommt und sich dankbar verbeugt, so ersteht auch der tragische Held der Hundsgrotte rasch zu neuem Leben, indem er zur rechten Zeit dem kohlensauren Gas entzogen und in's Wasser geworfen wird. Dann kommt er munter zu seinem Herrn herangesprungen, um schon am nächsten Tag eine Wiederholung seiner angreifenden Rolle zu geben. Die Hundsgrotte, aus alten „Pfennigmagazinen" eine Bekannte unserer Kindheit, befindet sich ebenfalls in der Nähe des Lago d'Agnano.

Von hier kehrt man auf die große Straße zurück, die nach Puzzuoli führt, und sieht bald die Brandung des Meeres und die kleine Insel Nisida vor sich, welche wie ein Vorposten des Posilipp sich in das Meer hinausgewagt hat. Das niedliche Eiland ist indeß nicht so harmlos, wie es den Anschein hat; auf seinem Felsen ist ein Staatsgefängniß erbaut, in welchem die Vorkämpfer der verschiedensten Parteien eingekerkert waren. Denn die Geschichte Neapels ist so vulkanisch, wie der Boden, auf dem die Stadt errichtet wurde, und bei den sturmschnellen Umwälzungen, die hier einander folgten, vertauschten die Machthaber und die Rebellen nur allzu rasch ihre Posten. So hat auch das Staatsgefängniß von Nisida die freie Aussicht auf Himmel und Meer, eine Aussicht, die an Byron's Gefangenen von Chillon und den Schutt von Anastasius Grün erinnern mag, früher den Männern der Bewegungspartei gewährt,

welche die neapolitanische Regierung unschädlich zu machen suchte, während jetzt die Anhänger der Bourbons, die Freunde des Brigantaggio, die Gegner des einigen Italiens in diesem Felsenkerker Studien über das Staats- und Kriminalrecht machen können, das seine Paragraphen immer demjenigen zu Gebote stellt, der gerade die Macht in Händen hat. Rasch wechselnd wie das Geschick der Parteien, ist auch das der Städte — das übermüthige Neapel hat sowohl Amalfi, die Meerbeherrscherin der wilden Bucht von Salerno, wie auch das einst reiche und mächtige Puzzuoli überflügelt, das jetzt höchstens einige nicht uninteressante Marine- und Strandbilder dem Auge darbietet. Freilich, es sind ärmliche Gassen, durch welche man zu den Trümmern wandert, die auf Puzzuoli's alte Bedeutung hinweisen. Dennoch ist der Hafen nicht ganz ohne Leben, wenn auch Fischerbarken die großen Kauffahrteischiffe vertreten müssen. Die Phantasie schweift in jene Zeit zurück, in welcher hier ein dichter Mastenwald sich im Hafen drängte, während Caligula die Riesenbrücke über das Meer bauen ließ, auf der er seinen Triumphzug halten wollte.

Die Erinnerungen an den Wahnsinn und den Taumel der Weltherrschaft sind für immer an diese kleine Bucht von Bajä geknüpft, welche auch durch den Taumel der Naturgewalten zu allen Zeiten unsicher gemacht wurde. Die Trümmer des durch ein Erdbeben zerstörten

Serapistempels, die im Wasser stehenden Säulen, tragen die Spuren häufiger Ueberschwemmungen, die Löcher der Bohrmuscheln, die sich noch jetzt zum Theil mit einer den harten Stein befremdenden Aufdringlichkeit und Zähigkeit in ihn hineingraben. Die sechszehn Kuppelsäulen des Tempels befinden sich im Museo borbonico in Neapel. Puzzuoli hat noch andere Merkwürdigkeiten: die Kathedrale, in welche die korinthischen Säulen des früher auf demselben Platze stehenden Augusttempels eingemauert sind, den Aquädukt, das Labyrinth des Dädalus, weiterhin das Amphitheater, in welchem der heilige Januarius, Neapels Schutzpatron, den Märtyrertod erlitt, ein Theater, das in Bezug auf die Größe des Umfangs zwischen dem Kolosseum in Rom und dem Amphitheater von Verona die Mitte hält. Kaiser Diokletian, der den Heiligen hier enthaupten ließ, nachdem derselbe allen andern Versuchen, ihn zum Tode zu befördern, eine unbesiegbare Widerstandsfähigkeit entgegengesetzt, hatte gewiß keine Ahnung davon, daß das Blut des Märtyrers noch nach mehr als tausend Jahren unter günstigen Konjunkturen zu fließen anfangen würde. Doch sollte man hier nicht an Wunder glauben, wo der Erdboden selber so oft aus der Rolle fällt, und Berge wie der Monte nuovo, an dem die Straße nach Kumä vorüberführt, über Nacht aus der Erde wachsen? Die abenteuerliche Erscheinung dieses Berges fällt keineswegs in eine

mythische Zeit, sondern in das Zeitalter der Reformation, in das aufgeklärte sechszehnte Jahrhundert. Das Meer war so erstaunt über diesen vulkanischen Theatercoup, daß es über 200 Schritte vom Ufer zurückwich — — alle Fische aber starben vor Schreck. Die Stadt Puzzuoli selbst mag über den neuen malerischen Hintergrund, der ihr zu Theil wurde, nicht weniger erstaunt gewesen sein. Doch der Monte nuovo ist ein bescheidener Vulkan — er macht dem Vesuv keine Konkurrenz mit einer weithin sichtbaren Rauchsäule, sondern läßt sich sein vulkanisches Pfeifchen nur hin und wieder in aller Stille und Behaglichkeit schmecken, indem er kleine heiße Dampfwölkchen über seinem Scheitel kräuselt. Auch hat er aus der Unterwelt eine warme Temperatur mit herauf gebracht — und man braucht nicht gerade tief zu graben, um das höllische Element zu entdecken, das unter seiner Erdrinde schlummert.

Die Oberwelt erscheint in dieser ganzen Gegend nur wie eine locker über die dämonische Unterwelt ausgebreitete Schichte — — und es war eine glückliche Inspiration Virgil's, seine Helden hier durch diese lose angelehnte Thüre in den Tartarus hinuntersteigen zu lassen. In der That nähern wir uns jetzt der geheimnißvollen Stätte, wo die alten Sibyllen hausten. Der See zur Linken ist der Averner-See und das Felsenthor, wo dann der Wagen hält, der Arco felice von Kumä. Auf steilem, mit Gesträuch überwachsenem Pfade erklettern

wir das ehrwürdige Mauerwerk und lassen den Blick über die grüne Wildniß schweifen, in welcher die Trümmer der uralten Euböerstadt zerstreut sind. Die Reste eines Jupiter- und Apollotempels und eine in drei Reihen terrassenförmig aufsteigende Gräberstadt sind die einzigen Denkmäler, die von einer so mächtigen Gemeinde übrig geblieben sind. Hier herrschte bereits ein frisches, freies Volksleben, ehe noch die Wölfin den Romulus und Remus säugte, und als der gelbe Tiberfluß noch zwischen sieben, nur von den Thieren der Wildniß bewohnten Hügeln sich hindurchschlängelte, strömte bereits hier unter diesem Arco felice zu Roß und Wagen das geschäftige Volk der Kaufleute nach der Hafenstadt Puzzuoli, um von dort aus seine Waaren über das Meer zu versenden, oder Reisige zogen aus mit kriegerischen Klängen, um den drohenden Etruskern und Umbrern eine Schlacht zu liefern. Lange vorher, ehe der erste römische Schiffsschnabel die Karthager in Staunen setzte, ankerte bereits Kumä's Flotte im Hafen von Puzzuoli. In der That, es sind Trümmer eines grauen Alterthums, auf welche hier in dieser todten Einöde das Auge fällt. Es schweift hinüber über den Lago di Fusaro, dessen Austern schon vor fast drei Jahrtausenden den Bürgern dieser Republik trefflich mundeten, zu den blauen Bergen, welche in der Ferne den Busen von Gaeta umrahmen, zu den Dekorationen einer Scene, auf welcher sich die neueste Weltgeschichte

abspielte. Das Uralte und Allerjüngste reicht sich hier die Hand — und in der melancholischen Beleuchtung eines bleifarbigen Gewölks, das sich schwer auf den Trümmerhügeln lagert und in die Schwefel- und Austernsee'n seine Schatten wirft, erscheint dem sinnenden Geiste die Geschichte gleich der Schlange der Fabel, die sich in den Schwanz beißt, ein geschlossener, sich ewig wiederholender Kreis. Oder sie tritt vor uns hin, alternd, gebückt, mit dem Stabe zurückweisend in das graue Alterthum, die Zeit ihrer glücklichen Jugend, immer mehr zusammenschrumpfend, wie die kumäische Sibylle bei Ovid, von der zuletzt Nichts übrig bleibt, als die Stimme. Doch Ovid war ein Sanguiniker — auch diese Stimme verhallt einmal spurlos ohne Echo, und — der Rest ist Schweigen.

Um die unterirdische Residenz dieser Sibylle zu besuchen, bedarf es von Kumä aus einer Wanderung durch den Riesentunnel, der bis zu dem Avernersee führt. Auf diesem Wege konnte die Sibylle mit Fug und Recht den Aeneas in die Unterwelt führen. Die Rosse schaudern hier und scheuen vor den unheimlichen Schatten und den hier und dort von hoch oben hereinfallenden Lichtern; der Wagen schwankt auf dem ungleichen, oft plötzlich vertieften Erdreich. Tief senkt sich an einzelnen Stellen die Decke herunter! Wir wateten im Sand auf dem schrägabfallenden Weg hinter dem Wagen, aus welchem unsere Begleiterinnen plötzlich mit einem

Angstschrei herausssprangen, von namenloser Beklemmung ergriffen — das Schnauben der Rosse in der aussichtslosen Finsterniß — die den Einsturz drohende Felsendecke über den Häuptern — der herauf- und herabschwankende Wagen — es schien ihnen, als sollten sie auf diesem Wege wie Proserpina in den Orkus entführt werden, und als wären die über unser Haupt hinschwirrenden Fledermäuse zum Gruß entgegengesendete Geister! Der Grottenweg wollte gar kein Ende nehmen. Endlich zeigte sich ein lichter Punkt — und das Thor der Grotte führte uns dicht an den Avernersee. Blüthenreiche Gebüsche warfen ihre Schatten in seinen Spiegel, und Vögel kreisten, seinem Namen und der Sage zum Trotz, über ihn hin. Da hörten wir plötzlich beschleunigte Schritte — von zwei Seiten wurde unser Wagen angefallen, und, bei Tristany und bei Pizzichino, die Erscheinungen fragwürdigster Gestalt, die vor unseren Augen auftauchten, konnten wohl für Briganti gelten, denen die Uniformen und Mäntel von Rom ausgeblieben waren. Hatten diese neapolitanischen Faustrechtspolitiker doch erst vor Kurzem bei Bajä einen italienischen Ingenieur aufgehoben und nur gegen bedeutendes Lösegeld wieder freigegeben! Doch bald zeigte es sich, daß diese „Briganti“ ehrliche Lazzaroni waren, welche im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen und theils den „Inglesi,“ theils der kumäischen Sibylle ihre keineswegs glänzende Exi-

stenz verdanken. Wir befanden uns nämlich nicht weit vom Eingange der geheimnißvollen Grotte, in welcher sie ihre Orakel ertheilte, und das Kleeblatt, welches sich uns in so gewaltthätiger Weise vorstellte, bestand aus der Dienerschaft, welche die Sibylle hinterlassen — aus dem Portier ihres Palastes, dem Cicerone, der so voller Weisheit war, als hätte er ihre sämmtlichen oeuvres posthumes geerbt, und dem Lastträger, welcher die fremden Besucher durch einige unpassirbare Stellen der Höhle in das innerste Heiligthum der Sibylle trägt. Der Führer, der uns von Puzzuoli aus begleitet hatte, steckte die Fackel an, die wir uns bei dem Custoden des Serapistempels gekauft. Auf schattigem, von wildem Gesträuch umwucherten Fußpfade schritten wir nun zu dem Eingang der Grotte und waren wenig erbaut, nur eine Art von Tunnel zu finden, der, nach hinten verschüttet, ein plötzliches Ende nahm.

Doch wir hatten die Felsenpforte zur Rechten übersehen, die uns erst in das mystische Boudoir der Sibylle führte. Die Lazzaroni's boten uns ihre kräftigen Schultern; denn der Pfad war nicht nur schmal und steil, düster und labyrinthisch, sondern auch an mehreren Stellen durch eine unterirdische Ueberschwemmung unwegsam gemacht. Während unsere Träger durch das Wasser plätscherten, konnten wir Betrachtungen darüber anstellen, wie beschwerlich zu allen Zeiten die Wege gewesen, die zu den geheimnißvollen Orakeln der Götter

und zu den Quellen der höheren Weisheit führten. Hätten wir auch wie Horaz mit erhobenem Scheitel die Gestirne berühren wollen, die niedrige Felsendecke nöthigte uns, demüthig mit gesenktem Haupt das Badekabinet zu betreten, in welchem die Sibylle ihre Inspirationen empfing und mittheilte. Von einer steinernen Badewanne oder Lagerstatt waren noch einige Felstrümmer übrig geblieben, auch die Oeffnung, welche in den äußern Gang führt, und durch welche die Prophetin mit ihren gläubigen Kunden sprach. Das Gemach mochte früher vielleicht von irgend einem kumäischen Apelles mit Wandgemälden ausgeschmückt worden sein, deren Spuren unser Führer in einem weiter nach oben führenden Gange aufzuzeigen sich bemühte — jetzt machte es nur den Eindruck, den die in preußischen Militärgefängnissen für den strengen Arrest mit Latten bestimmten Behältnisse hervorbringen. Welche Fortschritte haben wir seitdem gemacht! Wie elegant sind die Salons derjenigen Damen, welche in der neuesten Zeit in der Politik und Aesthetik Orakel zu ertheilen pflegen, die Boudoirs der modernen Sibyllen, welche mit geweihtem Stift ihre innern Offenbarungen aufzeichnen, aber ihre unsterblichen Schriften niemals und um keinen Preis in die Flammen werfen, selbst wenn sie keinen Tarquinius oder Sosius finden, der sie ihnen abkaufen will.

Unsere Phantasie hatte freien Spielraum, dies enge

und düstere Felsenloch mit geheimnißvollen und erhabenen Gestalten zu beleben. Wir konnten uns die Sibylle denken in all dem Glanze und der Schönheit und Begeisterung, wie sie Michael Angelo an die Decke der sixtinischen Kapelle gemalt; oder wie jene phantastische Circe des Palazzo Borghese in Rom; wir konnten sie uns aber auch vorstellen, wie sie Ovid uns schildert, als eine zusammengehotzelte Meg Merillis, deren Schönheit bereits seit Jahrhunderten im Verbleichen begriffen ist. Jedenfalls prophezeite sie ohne Hilfe eines delphischen Dreifußes, sondern in bequemer und vornehmer Weise, ähnlich wie die Damen der Regentschaft bei dem Lever und der Toilette ihre Orakel und Parolen ertheilten — und die galanten Trojaner und Römer waren von der „Weisheit im Bade" gewiß um so mehr bezaubert, je mehr sie auch eine „Schönheit im Bade" war.

Unser Cicerone führte uns nun eine Terrasse hinan, welche das Badekabinet der Sibylle mit ihrem Palast verband. Auch diesen Felspalast konnte unsere Phantasie mit allen möglichen magischen Lichtern illuminiren — denn in Wirklichkeit war davon Nichts zu sehen als eine Felswand, welche uns den Weg verschloß. Auch ein Torso der Sibylle wurde uns gezeigt, das einzige plastische Kunstwerk der Grotte, das sich allerdings eines ehrwürdigen Alters erfreuen muß. Wir waren froh, als wir aus diesen unheimlichen Gängen wieder an's Licht der Sonne heraustraten und, dem feuchten Moder-

hauch entflohen, den aromatischen Duft der südlichen Blüthen mit Behagen einschlürfen konnten. Vor uns glitzerte die Spiegelfläche des Averner See's, dessen Tiefe nicht zu den überlieferten Mythen gehört, und welchen König Franz II. durch einen Kanal mit dem Meere verbinden und in einen Kriegshafen für die neapolitanische Flotte verwandeln wollte. Hätte er nur die Sibylle von Kumä befragt — sie würde ihm ein drohendes: zu spät! zugerufen haben! Vorüber an den Anfängen des Kanals und an den Austerbänken des Lukriner See's ging's nun der lustigen Meeresbrandung von Bajä zu, die soviel Censurwidriges von römischer Sitte und römischem Leben auszuplaudern weiß. Ein öder Strand mit Hütten und Tempeltrümmern — das ist der ganze Rest der alten Herrlichkeit! Die Woge aber, die neben den Muscheln auch die buntfarbigsten Marmorsteine an den Strand wirft, erzählt allein von den in die Tiefe versunkenen Palästen.

„Echten Falerner und ein klassisch Mahl gerüstet," riefen wir dem Wirthe der Osterie von Bajä zu, von deren Holzterrasse man eine Aussicht auf die ganze Bucht, auf den nahen Tempel der Venus Genitrix und die andern Trümmer des alten Badeortes genießt. Der Falerner kam mit Austern von Fusaro und schmackhaften Gerichten — der trübe Wein gaukelte alsbald lichte Bilder vor unsere Seele; die öde Scene um uns bevölkerte sich mit den Gestalten der Vorzeit! Das alte Bajä

erstand — Tempel und Villen ringsum bauten sich glänzend auf — die Woge schäumt über die Tuffmassen, die man in's Meer wirft, um Paläste darauf zu bauen — und das Echo der in die Fluth fallenden Felsen hallt, wie Virgil es erzählt, wieder bis an Procida's und Ischia's Strand. Da sitzen sie auf dem Triclinium, die Gentlemen des kaiserlichen Rom. — Sklaven schleppen die Amphoren mit Falerner herbei — der Becher kreist! Auf das Wohl der schönen Mädchen, der Cynthia und Citheris, welche die Woge von Bajä alltäglich küßt, macht der Trinkspruch die Runde! Was aber ist unser Mahl gegen die Mahlzeiten von Bajä! Hat nicht Petronius, der im benachbarten Kumä seine Villa hatte, auch hier seine Studien zum Gastmahl des Trimalchio gemacht! Kapaunen und Ringeltauben, Enten und Krammetsvögel, mehrpfündige Schmeerbutten, für einige Tausend Sestertien gekauft, Lacerten, gewürzt mit byzantinischer Muria, Schnecken und Austern, Pfaueneier und Früchte aller Zonen wurden hier den Gästen vorgesetzt — und indem sie dazu das Mulsum aus hymettischem Honig und Falernermost schlürften, hatten sie Gelegenheit, die Künste des Kochs zu bewundern, der die Speisen oft zu launigen Räthseln machte, oder das Tischgeräth, das aus lauter kleinen, sinnigen Kunstwerken bestand! Die feinen Kenner aber sahen, wie Juvenalis von einem Zeitgenossen erzählt, einem Meerigel auf den ersten Blick das Ufer an, von

wo er herkam, und wußten auf den ersten Biß zu sagen, ob eine Auster am Circeischen Vorgebirg oder im Lukrinischen See oder in Colchester geholt worden. Ein anständiges Gericht mußte sich legitimiren können und einen auf ferne Gegenden lautenden Heimathschein aufweisen. Der Pfau mußte von Samos, das Haselhuhn von Phrygien, das Hammelfleisch aus Ambracien, die Lampreten von Tarlassos, der Stier von Rhodos, die Nüsse aus Thasos, die Datteln aus Egypten, die Kastanien aus Spanien gekommen sein — sonst fehlte der Mahlzeit der „wahrhaft noble" Anstrich — und die Badegäste von Bajä hatten ein Recht, die Nase über den Gastgeber zu rümpfen!

Du aber, Tempel der Venus Genitrix, hörtest den Lärm der wilden Liebe um deine Pforten brausen, denn sie feierte ihre Orgien an diesen Gestaden, die, wie Properz seiner Cynthia zuruft, so feindlich den keuschen Mädchen sind! Und Martial, der scharfe Spötter, spricht es aus, daß von hier manche Penelope zu ihrem Gatten als eine Helene zurückkehrte. In den Lärm der Badenden und der Ausrufer tönte bei Tag und Nacht der Lärm der Serenaden — schaumgeborne Aphroditen enttauchten dem Meere und schwangen sich in die Lustbarken mit Purpursegeln! Und wenn die keusche Diana, hinter dem Vorgebirge von Misenum emportauchend, ihre Dämmerstrahlen über die Bucht von Bajä ergoß — da umschleierte sie oft ihr Antlitz mit einer Silber-

wolke, um die schwimmenden Orgien auf der geduldigen Woge nicht mitanzusehen. Hier mochten die gefeierten Schönheiten der römischen Dichter, die Cynthia des Properz, die Triphena des Petronius, die Lävina des Martial, oft auf der buntbemalten Barke durch die Meeresfluth steuern — Bajä war ja ein Modebad, und die emanzipirten Damen, denen meistens die poetische Verherrlichung zu Theil wird, diese römische Demimonde führte den Reigen der Mode. Hier war es, wo die schamlose Klodia dem Lichte der Sonne — doch vielleicht war sie besser als ihr Ruf. Denn wenn es sehr bedenklich ist, in den Versen eines Dichters auf die Nachwelt zu kommen, so ist es noch gefährlicher, durch den Advokaten der Gegenpartei unsterblich zu werden und durch einen großen Redner wie Cicero sich für alle Zeiten den Tugendspiegel vorhalten zu lassen.

Doch neben den leichtfertigen Damen des Weltreiches wanderten oft hier ernste und große Männer! Hatten doch auf den Rücken der jetzt von Wald umkränzten Hügel Marius, Pompejus und Julius Cäsar ihre Villen erbaut! Auch die Villa stand hier, wo der Blutmensch Sulla, nach Einigen an jener ekelhaften Krankheit, der Homer, der auch Philipp von Spanien zum Opfer fiel, nach Anderen in Folge eines Zornausbruches über die Dekurionen von Puzzuoli starb. Später weilten hier die Kaiser Domitian und Alexander Severus, der seiner Muttter daselbst künstliche Seen

austiefen ließ. Ueberall sind hier Spuren vom Siegeswagen der Weltherrscher, hinter welchen buhlerische Schönheiten in üppigen Tänzen folgten. Und jetzt? — — Die Gaukelbilder des Falerners schwinden — — wie ist Alles hier so öde und todt! Ein Marinesoldat raucht sein Pfeifchen auf den Trümmern des Venustempels — bettelnde Fischerknaben am Strande — ausgespannte Netze — ein einsames Segel in der Mitte der Bucht — Sonnenschein auf den Ruinen, auf den Wäldern der Hügel — welch' eine Idylle statt der Dithyrambe der alten Zeit! Wir gingen an das Gestade, wo einst die eßbaren Purpurmuscheln gesammelt wurden — wir suchten die kleinen Spenden des Meeres, niedliche Muscheln, Schalen, Marmorstücke. Ein kleiner Lazzaroni mit dem industriellen Triebe, der hier die Armuth von der Wiege ab begleitet, unterstützte uns hierin, indem er alsbald in der seltsamen Passion der Forestieri einen Erwerbszweig für sich entdeckte. Was hier die Woge gleichgiltig an's Land wirft — das ist ein Stück Geschichte, das corpus delicti übermüthiger Menschenarbeit, welche der Schrecken der Elemente spottete. Hier war es, wo Lukullus den Pompejus einen Xerxes in der Toga nannte, und seine Nachfolger Marmorpaläste in die Wogen bauten! Diese bunten Marmorstückchen sind übrig geblieben von den Mosaikfußböden der Paläste — sie erzählen von Roms Weltherrschaft eindringlicher, als die Tempel der Venus und

des Merkur, dessen Ruinen noch so stattlich und weithin sichtbar sich am Strand erheben. Denn drei Erdtheile haben beigesteuert, den künstlichen Boden zu bilden, über den der übermüthige Fuß der römischen Millionäre dahinschritt. Hier das goldgelbe Marmorstückchen — es ist giallo antico — es kam aus Afrika, aus dem eroberten Numidien — dort das rothgestreifte ist phrygischer Marmor — es kam aus Asien — hier das grüne ist verde antico aus Thessalien.

Das alte Bajä mit seinen Badehallen, Palästen und Villen lag in's Meer gebaut und den Strand entlang bis an den Fuß der Hügel, welche ebenfalls mit Villen gekrönt waren, wie jetzt der Posilipp bei Neapel — dann aber erstreckte es sich über das Vorgebirge, auf welchem im Mittelalter Pietro von Toledo das noch jetzt erhaltene Kastell als eine Schutzwehr gegen die sarazenischen Piraten erbauen ließ, bis zu dem Dorfe Bauli, über welchem die Villa des Julius Cäsar sich erhob. Auch diese Villa hat ihre Geschichte. Die Namen des Cäsar und Octavian verliehen ihr einen Glanz, den nur ein Nero durch unerhörte Schandthaten zu trüben vermochte. Hierher kam Virgil, wahrscheinlich von seiner Villa auf dem Posilipp, und las der Schwester des Kaisers, Octavia, den sechsten Gesang der Aeneide vor. Doch auf diese harmlose Schöngeisterei folgte die dämonische des schauspielernden Kaisers, der nicht nur Troja's Brand, sondern auch die Ore=

stiaden in's Leben übersetzte und hier seine eigene Mutter durch einen Freigelassenen ermorden ließ, nachdem sie sich aus dem auseinanderfallenden Fahrzeug, das sie in den Wogen begraben sollte, durch Schwimmen gerettet. Noch zeigt man die unterirdischen Kerker der Villa, die cento camerelle des Nero, enge luft= und lichtleere Zellen, die den ganzen Felsen unterhöhlen. So tief man dringen mag — der hohle Klang des Bodens deutet auf tiefere Kerker hin. In diese schauerliche Versenkung stieß der Wütherich seine Opfer, während er über ihnen auf der Bühne mit pathetischem Faltenwurf einherstolzirte. Wenn das Gespenstige die unheimliche Vermischung des Todten und Lebendigen ist: so hatte dieser schauspielernde Wahnsinn, der den Ernst des Lebens und das Spiel der Bühne wie gleichgeltende Rivalen untereinander mischte, einen wahrhaft gespenstigen Zug. Noch zeigt man in Baule die Piscina mirabile, ein riesiges, von 48 mächtigen Pfeilern getragenes unterirdisches Gewölbe, in welches rankende Schlingpflanzen kronleuchterartig herunterhängen. Es war ein Wasserbehälter für die bei Kap Misenum stationirte römische Flotte. In der Nähe des Dorfes aber übersieht man von einem hochgelegenen Aussichtspunkte die Gegend — hier das pyramidenförmig in die Fluth vorspringende Vorgebirge, das seinen Namen einem Helden der Aeneassage verdankt, dort die elysäischen Gefilde, im Hintergrunde des Meeres den

majestätischen Epomeo der Insel Ischia. Wieder ein anderes, ganz neues Landschaftsbild dieser reichen und wechselvollen Scenerie von Meeresbuchten und Inseln, Vorgebirgen und Trümmerstätten! Ueberall sind große geschichtliche Erinnerungen — Tugend uud Laster an einer und derselben Stätte. In der Villa, in welcher Roms größte Matrone, Cornelia, die Mutter der Gracchen, das Andenken ihrer Heldensöhne in treuer Erinnerung bewahrte, brütete der kaiserliche Tiger, Tiberius, dessen Ehrenrettung neuerdings vergeblich versucht wird, über neuen Mordsprüngen, bis ihm selbst die Schlinge um den Hals geworfen wird. Und dort ankerte das Schiff, welches die Triumvirn und Sextus Pompejus trug, dort spielte die Scene, die in Shakespeare's „Antonius und Kleopatra" den klassischen Glanzpunkt bildet!

Genug der Erinnerungen, die an allen diesen Stätten den sich in die Vergangenheit zurückträumenden Sinn bestürmen! Chaotische Bilder dem Anscheine nach — in Wahrheit treue Bilder des menschlichen Lebens! Liegen doch in der Geschichte wie im Herzen des Menschen die elysäischen Gefilde dicht neben der Nacht des Tartarus!

Genua.

Es war am Tage Johannis des Täufers, als unser Dampfer von Neapel aus in den Hafen von Genua einlief, und das prächtige Rundgemälde der amphitheatralisch an den Uferbergen emporsteigenden Stadt sich im Licht der Morgensonne vor unseren Blicken entrollte. Wir konnten Vergleiche anstellen zwischen dem Eindruck, den das Bild der beiden majestätischen Hafenstädte machte, und wir mußten Neapel den Preis zuerkennen. Die freie, schöngeschwungene Linie der Bucht von Parthenope, die Berge, welche mit ihren Kastellen die Stadt beherrschen, ohne ihr nach der anderen Seite hin die freie Ausbreitung zu verkümmern, der mächtige Doppelgipfel des Vesuv, weiterhin der gigantische Monte San Angelo, die duftigen Inseln, welche im tiefblauen Meere schwimmen — dies Alles ist größer, freier, erhebender, als das städtische Panorama von Genua, so wildromantisch auch die ligurischen Alpen mit ihren kahlen Gipfeln an die Stadt herantreten, so energisch diese selbst auf den Felsterrassen des Ufers in die Höhe steigt! Gerade dieser terrassenartige Bau der über einander erhöhten

Häuser und Paläste bildet eine imposante Eigenthümlichkeit Genua's; die Straßen klettern gleichsam über einander fort, Alles strebt wetteifernd empor, energisch, trotzig, stolz — Genova la superba!

Die beiden See- und Dogenstädte, die sich im Mittelalter auf Tod und Leben, nicht blos auf den Meeren Italiens, sondern auch im fernen Orient bekriegten, Genua und Venedig, mußten beide einem schwierigen, fast unmöglichen Terrain ihre Existenz abkämpfen. Was für Venedig das Meer, ist für Genua der Fels. Es schien gleich unmöglich, auf die Schlamminseln wie hier auf die steilen Uferhänge eine Stadt zu gründen. Hier wie dort war die Folge ein unglaubliches Straßenlabyrinth, dessen Schwierigkeiten dort durch Kanäle, hier durch Defiléen und Engpässe mitten in der Stadt erhöht werden. So kommt es, daß man ebensowenig wie in Venedig in der unteren Hafenstadt Genua's wie in den oberen Stadttheilen je einen Wagen erblickt, und daß nur die Hauptverkehrsadern, welche die Mitte der Stadt durchschneiden, von Equipagen und Omnibus belebt werden.

Johannes der Täufer ist der Schutzpatron Genua's — wir hielten unseren Einzug in die Stadt an ihrem größten Festtage. An allen Straßenecken war in Gemäldegallerien, die weder mit Schloß Brignoli noch Pallavicini zu wetteifern den Anspruch machten, das Leben des Schutzheiligen zur Schau gestellt. Hier saß

er einsam in der Wüste, dort taufte er den Herrn im Jordan; dort hielt er dem Tyrannen Herodes eine Strafpredigt, hier wurde er enthauptet; dort tanzte Herodias mit seinem blutigen Haupte. Herodias wurde von diesen Tendenzmalern nie als Schönheit, nicht einmal als dämonische Schönheit dargestellt! Irgend eine Phryne des Matrosenviertels hatte dem Zeichner als Modell gesessen! Roh, mit etwas aufgeschürztem Kleide flößte diese Herodias den gebührenden Abscheu ein. Genua ist keine galante Stadt — schon der Kultus ihres Schutzheiligen bringt es mit sich, daß das weibliche Geschlecht etwas über die Achsel angesehen wird! Der Frevel der Herodias wird allen Frauen „nachgetragen." So ist die Kapelle Johannes des Täufers im Dom dem weiblichen Geschlecht das ganze Jahr hindurch verschlossen, zur Strafe für das rohe Benehmen der jüdischen Königstochter — einen einzigen Tag ausgenommen, an welchem Genua in Wahrheit den Festtag der Frauenemanzipation begeht. Wir befürchten, daß die Genueserinnen sich an diesem Tage für die Unbill eines ganzen Jahres revanchiren und ihren Männern gegenüber sich als würdige Nachfolgerinnen der Herodias zeigen werden.

Die Kirchen waren natürlich überfüllt — vor Allem der Dom, der so wenig wie die andern Kirchen Genua's einen imposanten Eindruck macht! Die Hauptfaçade, aus schwarzem und weißem Marmor, dessen Schichten

wechseln, ist minder reich ausgestattet, namentlich was die Ausschmückung der Portale betrifft, als die Seitenfaçaden. Die Reliefs an den Thürpfosten des Hauptportals, welche den Stammbaum und die Jugendgeschichte Christi darstellen, sind eine lebendige und feine Arbeit. Der heilige Lorenzo, dessen Märtyrergeschichte ein Lieblingsstoff der bildenden Kunst ist, wird natürlich in seiner Kirche mehrfach durch dieselbe verherrlicht. Schon das Relief des Kirchen-Portals zeigt ihn auf seinem Roste — und in Fresko hat ihn Tavarone an das Gewölbe des Chors gemalt. San Lorenzo gehört nicht zu unseren Lieblingsheiligen — doch ist er uns noch immer lieber, als der geschundene San Bartolomeo, dessen fragwürdige Gestalt im Dome von Mailand uns, ohne den Ueberzug der Epidermis, wie ein anatomisches Präparat gemahnt. Doch so rüstig auch die Henkersknechte, welche die Kohlen unter dem Rost zusammentragen, als die eigentlich thatkräftigen Gestalten des Bildes von den Malern dargestellt, so lieblich die verklärende Musik im Himmel von ihnen zur Anschauung gebracht worden sein mag — uns erscheint dieser in der Legendengeschichte sehr verehrungswürdige Stoff für die bildende Kunst so ungünstig wie möglich — denn das Geistige, der Ausdruck der Opferfreudigkeit in den Zügen des Heiligen, tritt hier zurück gegen das überwuchernde Beiwerk, gegen die Zubereitungen, einen menschlichen Körper zu rösten und zu braten,

was in Wahrheit doch einen kannibalischen Beigeschmack hat.

Der Dom von Genua ist übrigens im Besitze eines „heiligen Graals,“ des Sacro Catino, der die wunderbarsten Antecedentien hat. Er stammt von einer sehr schönen, reichen und vornehmen Frau, die noch dazu geistreich war: denn sie wußte das Talent zu würdigen; sie neigte sich vor der Weisheit; sie neigte sich am tiefsten vor der Weisheit auf dem Throne, weil diese am seltensten ist. Der Sacro Catino stammt von der Königin von Saba, die ihn dem König Salomo zum Geschenk gemacht. Diese Königin schwebte schon unserer Kindheit als eine der liebenswürdigsten Frauengestalten vor, die uns phantastisch, das Haupt mit Phönixfedern geschmückt, aus einem duftigen Gewölke von Myrrhen und Ambra entgegentritt — und wir wünschten uns so weise zu sein, wie König Salomo, nur damit eine Königin von Saba uns den Hof zu machen käme! Der Sacro Catino ist aber nicht blos ein Geschenk dieser Königin; er ist auch der Kelch, aus welchem Christus das Abendmahl gespendet. Während der Kreuzzüge kam Genua in den Besitz des Heiligthums. Als echte Handelsstadt schätzte es nicht blos die untaxirbaren Erinnerungen, die sich an das Gefäß knüpften, sondern auch den Werth dieses Gefäßes selbst, als eines bedeutenden Smaragdes. Aus dieser letztern Rücksicht wurden dem Dogen selbst die Schlüssel zu dem eisernen

Schranke der Sakristei anvertraut, in welchem der Smaragd aufbewahrt wurde — und Todesstrafe traf Jeden, der den geheimnißvollen Edelstein mit Gold, Silber oder mit irgend Etwas, das ihn zu ritzen vermochte, berührte! Später nahmen die Franzosen, welche die Dogenschlüssel so wenig, wie die Himmelsschlüssel respektirten, Genua's heiligen Graal mit nach Paris — und ihre profane Gelehrsamkeit entdeckte, daß der Smaragd Nichts sei als „gefärbter Glasfluß!" O wie viele Smaragde der Welt, die in zauberischem Glanze leuchten, wie viele Edelsteine der Kunst und Wissenschaft, der Staatsweisheit und des Kriegsruhms sind, bei Lichte besehen, Nichts als „gefärbter Glasfluß!"

Die älteste Kathedrale Genua's ist übrigens nicht die Kirche von San Lorenzo, sondern die Kirche von San Siro, die jetzt ganz modernisirt und reich mit Marmor und Stukkatur bekleidet ist! Wichtige geschichtliche Erinnerungen der Stadt knüpfen sich an diese Kirche — Erinnerungen aus einer Zeit, in welcher Staat und Kirche noch naturwüchsig in Eins verwachsen waren, nicht erst auf dem trockenen Wege der Ordonnanzen in der chemischen Retorte der Staatsweisheit in Eins zusammengekünstelt werden sollten. Damals wurden in den Räumen San Siro's die Dogen gewählt, welche bis nach dem fernen Byzanz und den syrischen Küsten das mächtige Scepter der Seestadt schwangen — und auf dem engen, ansteigenden Platze, auf dem die

Kirche steht, drängte sich das Volk in die Versammlungen zur Ausübung seiner politischen Rechte! Von den übrigen Kirchen Genua's ist die Jesuitenkirche San Ambrogio mit den bunten Pilastern des Hauptschiffes zu erwähnen, die unten roth und weiß, oben schwarz und weiß gestreift sind, wie überhaupt die Jesuiten in ihren Kirchen die bunte Marmorpracht, das Scheckige und Streifige liebten, und die Kirche S. Annunziata, deren Inneres mit reichem Pomp ausgestattet ist, während das Aeußere nur einen unbedeutenden Eindruck macht.

Eine Perle Genua's dagegen ist die Kirche Maria di Carignano, ein Werk des Baumeisters Galeazzo Alessi, der in allen seinen Bauwerken den Blick auf das Große und Ganze bedeutender Verhältnisse gerichtet hielt. Die Kirche verdankt ihren Ursprung einem Familienzwist! Die Familien Sauli und Fieschi hielten ihren Gottesdienst in einem gemeinsamen Kirchlein. Da traf es sich eines Tags, daß einem Fräulein Sauli, die gewiß durch anmaßendes Betragen Veranlassung dazu gegeben, von den Fieschi's verboten wurde, auf ihrem Kirchgang ihren Grund und Boden zu beschreiten. Natürlich geriethen die Sauli's über dies Verbot in große Aufregung, und Vater Sauli gelobte, seiner Familie eine Kirche zu bauen, der gegenüber das Kirchlein der Fieschi in seines „Nichts durchbohrendem Gefühle" dastehen sollte. Er hielt sein Gelöbniß — Fräulein Sauli,

die inzwischen einige Jahre älter geworden, wandelte unter hohen korinthischen Säulen, wenn sie zur Madonna von Carignano beten wollte, oder sah verächtlich von der höchsten Gallerie der majestätischen Kuppel auf das Kapellchen herab, wo ihre Widersacher, die Fieschi's, nach wie vor ihre Andacht verrichteten. Damit Fräulein Sauli indeß nicht zu mühsam den Berg zur Kirche hinaufklettern oder sich auf dem Wege zur Stadt nicht auf fremdes Terrain verirren möge, baute ihr Bruder ihr den großen Viadukt, den Ponte von Carignano, eine Straße, die hoch über die Dächer der unter ihr liegenden Häuser hinwegführt und in früheren Zeiten für ein Werk der kühnsten Architektonik galt. Wer jetzt auf dieser Straße zur Kirche hinansteigt, dem tritt der Bau derselben in gefälliger und doch ansehnlicher Weise entgegen. Die Kirche ist nach dem Muster der Petrikirche erbaut — nur ist die Hauptkuppel nicht von andern Kuppeln, sondern von zwei Seitenthürmen flankirt; das Innere der Kirche ist ohne alle Ueberladung, macht einen lichten, freien, harmonischen Eindruck — der einzige Schmuck sind die korinthischen Pilaster. Wer zur Kuppel emporsteigt, hat von der dreifachen Gallerie derselben eine herrliche Aussicht! Das Häusermeer von Genua liegt zu seinen Füßen — deutlich sieht das Auge, wie diese Häuser sich gegenseitig überragen, mit hohen, oft von Entresols unterbrochenen Stockwerken aus der dumpfen Enge der Gassen in die freie Luft hinaus-

streben! Der Palastgürtel der Strada nuova und Strada Balbi schlingt sich um die Mitte der Stadt — höher hinauf Villen und die umfassenden Quadrate der großen öffentlichen Anstalten! Unten aber umfängt die Stadt wie mit Liebesarmen den Hafen, der ihre Schätze birgt, dessen Masten nur auf der obersten Gallerie der Kuppel hinter den Dächern sichtbar werden. Hinter dem vorspringenden Molo, der den Leuchtthurm trägt, ziehen sich die Seeberge gen Nizza, wie perspektivische Coulissen des Meeres — überall ringsum trotzige, gewaltige Berge mit kahlen Häuptern, an denen Dörfer, Villen, Gärten emporklettern — eine der baumlosen Natur abgetrotzte landschaftliche Scenerie — das lebensvolle, großstädtische, auch jetzt mächtig emporwachsende Genua, wie aus dem Felsenkern herausgehauen — Genova la superba!

Wie der Vormittag des Johannisfestes dem Kirchenbesuch, so ist der Nachmittag weltlichen Lustbarkeiten gewidmet. Anschläge an den Straßenecken locken in die Umgegend — namentlich zeichnet sich durch einen riesigen Zettel das Etablissement Cristophoro Colombo in Pietro d'Albaro aus, welches einen bal champêtre, ein Volksfest im großen Style ankündigt. Cristophoro Colombo ist der moderne Schutzpatron Genua's, welcher Johannes dem Täufer eine bedenkliche Konkurrenz macht, seitdem auf der Piazza dell' Acqua verde sein mächtiges Monument, mit den Reliefs aus

seinem Leben, enthüllt worden. Dieser Name ist der beste Schild, mit dem sich hier ein neues Unternehmen decken kann. Der Dampfer, der uns von Neapel mit preiswürdiger Schnelligkeit und Pünktlichkeit in den Hafen von Genua getragen, führte ebenfalls den Namen des Seehelden. So lockte uns auch das unter dieser Aegide angekündigte Volksfest nach Albaro. Wir fuhren in einer Droschke durch dichtes Getümmel, vorüber an Villen und Weinbergmauern, die wie überall in Italien den freien Umblick hemmen, nach einem Vergnügungs-Etablissement. Die Scene, die sich hier dem Auge darbot, hatte ein so deutsches Gepräge, wie wir es in Italien nirgends gefunden. In einem Kaffeegarten saßen Männer und Frauen bei Kaffee und Bier — denn der deutsche Gerstensaft hat, trotz seines ghibellinischen Charakters, seinen Weg in alle italienischen Hauptstädte bis nach Neapel hin gefunden. Ueberall giebt es Biergärten und Bierhäuser — und nicht blos Deutsche und Schweizer sind ihre Stammgäste. Ob der Bierkonsum nach den Gesetzen des Stoffwechsels zuletzt auch einen Einfluß auf den italienischen Nationalcharakter ausüben wird: das zu untersuchen überlassen wir den Chemikern der Kraft- und Stoffdoktrin. Das Bier in Italien hat übrigens einen etwas laulichen Charakter, der es für den Nordländer, ohne Hilfe von Eis, fast ungenießbar macht. Die Biertrinker in Albaro schienen von dieser Wärme des Biers Nichts zu merken!

Im zweiten Hofe nebenan ertönte Musik, und ein dichter Kreis von Zuschauern und Zuschauerinnen umstand die Paare, die das auch in Deutschland beliebte Programm der Walzer, Polka u. s. w. bis zur letzten Nummer pflichtgetreu heruntertanzten. Aber — bei der Uebersetzung der deutschen Sitte in's Italienische wurden die Feminina als Masculina deklinirt; wie auf der altenglischen Bühne keine Schauspielerinnen, gab es hier keine Tänzerinnen. Männer tanzten mit Männern, und das zahlreiche Damenpublikum fächelte sich Kühlung zu, indem es mit Behagen diese dem Anschein nach von der Drehkrankheit ergriffene Männerwelt in's Auge faßte! Tanzen die Genueserinnen vielleicht nicht, um nicht das Andenken an die schreckliche Herodias wachzurufen, die das Menuett mit dem blutigen Kopfe des Täufers so graziös ausgeführt?

Enttäuscht traten wir den Rückweg an! Es waren Mädchen aus den Bürgerklassen, die den ländlichen Ball von Albaro durch ihre Gegenwart als ein nicht mitwirkendes Publikum verherrlichten. Die feinere Welt Genua's war auf dem Lieblingsspaziergang und Corso der acqua sola zu finden. Hier, auf dem karggemessenen Raum, den eine Fontaine erfrischt und Alleen beschatten, der weiterhin zur Villa Negro heransteigt und dort durch das Gitter des Gartens eine prächtige Rundschau über Genua gestattet, bewegten sich die Schönheiten Genua's in erdrückender Fülle. Die weißen

Schleier machten im Gaslicht einen brillanten, in der Dämmerung einen gespenstigen Eindruck. Eine Polonaise von Prinzessinnen schien sich an uns vorüberzubewegen. Die Damen in Mailand tragen den schwarzen Schleier, der zu ihren eleganten Formen, ihren schönen, feingeschnittenen Gesichtern paßt! Der weiße Schleier der Genueserinnen giebt dieser Damenwelt einen Zug bräutlicher Freudigkeit und Festlichkeit, der diesen vollen, lebensfrischen Gestalten nicht übel ansteht. In der That, sie machen den Eindruck, als wären sie aus dem Rahmen eines Gastmahles von Paolo Veronese herausgetreten. Die Genueser sind ein kräftiger Menschenschlag, die Genueserinnen die stattlichsten Weiber Italiens. Am großen Festtage der Stadt hatten die engen Gassen alle ihre verborgenen Schönheiten dem Lichte preisgegeben — eine immer größer, stolzer, wuchtiger als die andere — ein Geschlecht von Riesinnen, sagenhaften Walkyrinnen, Bräuten und Brautjungfern von Nibelungen und Amelungen. Auch das häufig vorkommende Blond und Rothblond giebt den Gesichtern einen nordischen Zug. Wir setzten uns im großen, hellilluminirten Kaffeegarten von acqua sola, der auch nach deutscher Sitte dichtgefüllt war, mitten in diesen Kreis der Riesenjungfrauen und ihrer wallenden Schleier — selbst die Römerinnen, die so eifrig dem junonischen Ideal nachstreben, müssen den Bewohnerinnen Genua's die Palme lassen. Musik, Lichterglanz, südliches Laub,

bräutlich geschmückte Frauen, Granita und Sorbetto — es war eine anmuthige und lebendige Scene. Spät noch irrten wir durch die Gassen der Hafenstadt und sahen in den verlorensten Winkeln derselben geschmackvolle Illuminationen, während die Jugend überall Schwärmer durch die Straßen mit einem Eifer zischen ließ, der in Deutschland einen nicht geringeren bei der Polizei hervorgerufen hätte. Die Matrosen sangen und jubelten in ihren Schenken und auf den Straßen — doch bemerkten wir nirgends Trunkenheit und Rohheit.

Auf Acqua sola ist auch das Sommertheater Genua's. Das große Theater Carlo Felice mit seiner prächtigen Säulenvorhalle, eines der schönsten Italiens, ist im Sommer, wie die Scala in Mailand, das Theater Fenice in Venedig, San Carlo in Neapel, Apollo in Rom, geschlossen. Auf dem Teatro diurno werden indeß in Genua wie überall, mit Ausnahme der Oper, auch große Stücke zur Aufführung gebracht. Wir sahen die letzten Akte eines Drama's: „Katharina Howard,“ das jetzt überall in Italien zu grassiren scheint. Heinrich VIII. erscheint als echter Blaubart! Er überrascht Katharina bei verschlossener Thüre mit einem Jüngling, der sie entweder liebt oder sich an ihr rächt, weil sie einen Schwur gebrochen — wir kannten die Antecedentien der ersten Akte nicht! Der Jüngling, der in alle Geheimnisse der Schlosserkunst eingeweiht ist, verschwindet, als der König an die Thüre klopft, nachdem er

durch laute und lebendige Rede seine Anwesenheit kundgegeben. Dann erscheint er wieder, als der König Katharina zum Tode verurtheilt; er erscheint mit einer Maske, die er nur vorgenommen, um sie effektvoll wieder abnehmen zu können. „Schlachte der Opfer zweie," ruft er dem König zu — und der Vorhang fällt, ohne daß der enttäuschte Zuschauer ein Schaffott zu sehen bekommt.

Wir hatten die nächsten Tage Gelegenheit, Genua im Alltagskleide zu beobachten — es macht einen, wenn auch weniger stattlichen, doch ebenso lebendigen Eindruck. Laden an Laden in den untern Straßen, namentlich viele Läden mit eleganten Mosaikarbeiten. Vor der Glashalle der Loggia de' Banchi drängt sich eine dichte Menge von Kaufleuten und Matrosen — nicht weit davon, am Strand, ist die Dogana, ein ansehnlicher Häuserkomplex, dessen Hauptgebäude noch mancherlei Erinnerungen an Genua's republikanische Herrlichkeit aufbewahrt! Der große Saal San Giorgio erinnert an Genua's berühmte Handelsgesellschaft gleichen Namens, einer Art von ostindischer Kompagnie, die indeß 1815 aufgelöst wurde. Hier hat sich Genua als große, tüchtig zugreifende Handelsstadt selbst allegorisirt in der Gestalt eines Greifen von Marmor, der das deutsche Kaiserthum und die ghibellinischen Städte mit seinen Klauen gepackt hält. Denn der Adler ist das Sinnbild

der Hohenstaufenkaiser, und der Fuchs deutet auf die feindliche Nebenbuhlerin Pisa.

Von der Loggia de' Banchi führt die Strada Lucoli, eine krumme, sich oft verengende und erweiternde Straße mit unglaublich schmalen Seitengäßchen, eine Hauptverkehrsader der untern Stadt, nach der Piazza delle Fontane Amorose, einem mit eleganten Häusern und Palästen geschmückten Platze, einem Glanz- und Mittelpunkte der Neustadt. Von hier aus führt eine fashionable Straße zur Acqua sola, hinter welcher neben der alten Villenstadt ein neues glänzendes Stadtviertel in die Höhe wächst! Eine zweite Straße, Carlo Felice, mit dem Palast Pallavicino, führt zum gleichnamigen Platze mit dem imposanten Theater. Nicht weit davon ist die Piazza Nuova mit dem Dogenpalais, dessen berühmte Treppe zwar nicht so gefeiert ist, wie die Scala d'oro in Venedig, aber doch den Typus für die mächtig breiten, sanftansteigenden Treppen Genua's hergab.

Die dritte Straße, die von dem Platze der „Liebesbrunnen" ausgeht, ist die Strada nuova, die mit ihren Fortsetzungen weit zu den Thoren hinausreicht und die beste Gelegenheit bietet, den Palastbau der Genueser zu studiren. Da ist der durchgängig in Rustica ausgeführte, doch in seinen Verhältnissen edle palazzo Cambiaso, dessen Gemäldegallerie eine Magdalena von

Guido und eine von Guercin enthält und so zu interessanten Parallelen Veranlassung bietet, ihm gegenüber der palazzo Carega mit durchgängiger Pilasterbekleidung. Der palazzo Doria-Tursi, jetzt Sitz des Munizipiums, mit durchbrochenem Altan auf beiden Seiten, macht im Ganzen einen imponirenden Eindruck, obgleich das Detail, z. B. die Fratzen über den Fenstern, von unerfreulicher Geschmacklosigkeit ist. Weiterhin auf der anderen Seite folgt der große Palast Brignole, dessen Gemäldegallerie, außer einigen werthvollen Porträts von Titian und van Dyk und den Ahnen der Familie mit den Attributen der Dogenwürde, vorzugsweise Bilder von Guercino, wie die „Kleopatra," den „sich tödtenden Cato," „die Tempelreinigung Christi" und andere enthält. Namentlich ist die Kleopatra Guercino's eine Perle der Sammlung. Auch ein anderer Maler, der nicht ganz nach Verdienst gewürdigt wird, ist mit einem reizenden Bilde vertreten — Palmavecchio, dessen „Anbetung der Könige" durch den Ausdruck der inneren Beseligung im Gesichte der Madonna, durch die Bedeutsamkeit, die der Maler der Aktion mittelst des lebendig nach der Ferne hin verlängerten Zuges zu geben weiß, und durch die milde und doch frische Farbengebung den Blick reizvoll fesselt. Die „Barbara" Palmavecchio's in der Maria formosa zu Venedig ist jedenfalls eines der schönsten Frauenbilder Italiens.

Die Verlängerung der Strada nuova, die Strada Balbi, bietet ebenfalls ein glänzendes vis-à-vis von Prachtbauten — auf der einen Seite die Universität mit ihrem herrlichen Hofraum, zu dem die Löwentreppe in die Höhe führt, mit den von Doppelsäulen getragenen Arkaden — auf der anderen der mächtige palazzo reale mit dem Blick durch das gigantische Thor auf den Altanbogen und seine Fontaine. Hinter der Eisenbahnstation in derselben Straßenlinie erhebt sich dann der freigelegene Palast Andreas Doria's mit seinen meerwärts lockenden Säulenhallen und Altanen, nach der Straße zu von geringer architektonischer Wirkung.

In Genua fehlt es wie in Venedig an Platz! In der Meerstadt mußten die glänzenden Façaden der ersten Stockwerke dafür Ersatz bieten; in der ligurischen Alpenstadt waren es die Vestibüle, die Treppenhallen, die in den Hof führenden Treppen, die den Palästen einen großartigen und freien Eindruck geben. Der Perspektive durch das Portal von der Straße aus wurde der ganze Glanz der Architektur geboten. In der Strada nuova verständigten sich oft die gegenüberwohnenden Palastbesitzer über ein harmonisches vis-à-vis der Portale, um durch die Doppelwirkung von beiden Seiten den Eindruck zu erhöhen — ein Beweis, daß die genuesischen Patrizier nicht Alle so unverträglich waren, wie die Sauli und Fieschi.

Wie die Stadt Genua an Palästen, ist ihre Umgebung reich an Villen. Durch das Gebirge und das Meer war ihnen allen eine imposante Scenerie, ein großartiger Hintergrund gegeben. Desto schwieriger war es, dem Felsboden eine Schatten spendende Vegetation abzuringen. Hohe, prächtige Bäume wird man bei Genua vergebens suchen. An diesem Mangel leiden auch die schönsten Villen, selbst die Villa Pallavicini in Pegli, ein vielgerühmtes Schatzkästlein der Gartenkunst, das mit Recht zu den keinem Fremden erlassenen Merkwürdigkeiten Genua's zählt. Durch Pier d'Arena, eine bevölkerte Fabrikstadt mit zahlreichen Etablissements und Villen, vorüber an den Schiffswerften von Sestri, wo gewaltige Kiele ihre Rippen zur Schau stellen, führt die Voltri-Bahn, die in Zukunft Genua und Nizza verbinden wird, nach Pegli. Die dicht an der Bahn liegende Villa ist jeden Vormittag bis 3 Uhr allen Fremden geöffnet, welche mit einem Permesso von dem Sekretär des Marquis ausgerüstet sind. Dieser Permesso wird keinem anständigen Fremden verweigert. Freilich ist man genöthigt, die Villa im Mittagssonnenbrand zu durchwandern und der reizvollen Stimmung zu entbehren, welche gerade die Abendbeleuchtung über die Lorbeerhecken und alle die ländlichen Ruhepunkte mit ihren träumerischen Fernsichten ausgießt. Doch es ist billig, daß der Marquis für die 500,000 Thaler,

welche ihm die Anlage der Villa kostete, auch Etwas vor seinen Gästen voraus hat. Die Villa selbst liegt so dem Sonnenbrande ausgesetzt, daß sie sich mit allen Jalousieen kaum davor schützen kann. Die prächtigen Marmortreppen, die aus dem exotischen Blumengarten zu ihr hinauf führen, glühen wie von weißem Feuer, das dem Auge wehe thut! Der ausnehmend umfangreiche Park der Villa erstreckt sich weit in die Berge hinein, würziger Duft des Südens umhaucht die Gänge, welche von Lorbeern, Pinien und Fichten, auch von Magnolien und Kampferbäumen in nicht ausreichender Weise beschattet werden. Der Garten der Villa ist gleichsam ein Kompendium sämmtlicher Natur- und Kunstwunder, eine Encyklopädie der Botanik und Geognosie, der Bau- und Bildhauerkunst. Eine architektonische Spielerei schließt sich an die andere. Hier ein Triumphbogen, die vordere Seite prunkhaft mit dem Familienwappen ausgerüstet, die Rückseite ärmliches Mauerwerk, an das sich eine schlichte Waldhütte anschließt; ein Gedanke, der die Kontraste und die Eitelkeit des Irdischen in nicht unpassender Weise zur Anschauung bringt — dort eine gothische Burg mit Küche, Waffenkammer, Prunksalon und hochragenden Zinnen, mit köstlicher Fernsicht bis auf die gegen Nizza hin verdämmernden Küstenberge. Hier Gräber eines Feldherrn, eines Dichters, und zwar keines Tasso und

Dante, sondern eines neuen Dichters, der Pindar und Theokrit zu vereinigen strebte — dort russische Schaukeln, Karoussels, Einsiedeleien jeder Art! Den Glanzpunkt des Parkes bilden die unterirdischen Grotten, namentlich die labyrinthische Stalaktitengrotte, ein für das schwere Geld des Marchese mit höchster Kunst nachgeahmtes Naturwunder. Wer sich dem Charon anvertraut, der auf einem höchst saubern Boote die Passagiere zwischen den Felspilastern über den unterirdischen Styx führt, der wird alsbald durch den anmuthigsten Kontrast überrascht, denn aus der Grotte heraus lenkt der Kahn in den silberhellen Teich, der rings mit kleinen Pretiosen der Baukunst eingefaßt ist. Auf einer Insel der Tempel der Diana mit der Bildsäule der Göttin — oben auf dem Uferfelsen ein türkischer Kiosk, eine chinesische Pagode — und dabei ein herrlicher Fernblick über Baumwipfel auf das unermessene Meer. Das schönste Kleinod ist der Tempel der Flora, an dem man landet, eine höchst geschmackvolle Rotunde von üppigen Blumenrondells umgeben. Diese architektonischen Stylproben sind alle einzeln mit vieler Eleganz ausgeführt. Verborgene Wasserkünste sind überall am Strand des Sees, an den Tempeln, auf den Brücken durch einen leisen Druck der Hand in Thätigkeit zu setzen — — Douche und Brause sprüht und spielt von oben, von allen Seiten — ein neckisches Kreuzfeuer,

mehr für die nackten Nymphen der Diana, als für moderne Damentoiletten berechnet. Nach einem Besuch der unterhalb der Villa gelegenen Treibhäuser, wo der exotische Süden mit riesigen, breitblättrigen Bananen und andern Pflanzen vertreten ist, nimmt man Abschied von der Villa, die durch ihre herrliche Lage und durch den verschwenderischen Reichthum an seltenen Pflanzen, an architektonischen Zierbauten jeder Art und an einzelnen wahrhaft schönen, über das Spielerische hinausragenden Partieen die Aufmerksamkeit aller Reisenden im hohen Grade verdient.

mehr für die nackten Nymphen der Diana, als für verdorbene Dilettantenblicke berechnet. Nach einem Besuch der unterhalb der Villa gelegenen Treibhäuser, wo der exotische Palmen aufzuziehen, breitblättrigen Bananen und andern Pflanzen errichtet ist, nimmt man Abschied von der Villa, die durch ihre herrliche Lage und durch den verschwenderischen Reichthum an seltenen Pflanzen, an architektonischen Zierbauten jeder Art und an eine gewiß wahrhaft schönen, über das Spielerische hinausragenden Partieen die Bewunderung aller Reisenden im hohen Grade verdient.

Mailand.

Wer aus den deutschen Städten nach Mailand kommt, wird die eigenthümliche Bedeutung dieser Stadt nicht genügend würdigen — wer aber vorher die andern italienischen Städte gesehen, der erkennt in Mailand die Hauptstadt der italienischen Cultur. Diese groß angelegte und geräumige, glänzende und saubere Stadt ist nicht nur die schmuckste Stadt Italiens, sondern würde in jedem Lande der Welt einen Ehrenplatz einnehmen. Welch ein Gegensatz gegen die mittel- und süditalienischen Raubnester, selbst gegen das ewige Rom, dessen gewaltiger Petersplatz ringsum von Schmutzwinkeln jeder Art umgeben ist! Die Straßen Mailands sind nicht von langweiliger Geradlinigkeit — aber sie sind meistens breit und reinlich, in der Mitte mit doppelten Granittrottoirs für die Wagenräder belegt. Enge Straßen giebt es nur in der ebenfalls vielfach erneuten Altstadt um den Domplatz herum; hier ist noch ein Labyrinth von Gassen, Gäßchen, Winkeln und Plätzen, in welchen sich der Fremde leicht verirren kann. Dagegen ziehen sich vom Dom nach allen Thoren die Haupt-

verkehrsadern der Stadt, meistens schmal, so lange sie noch das Centrum durchkreuzen, dann aber sich erweiternd und verschönernd. Der mittlere Theil dieser Straßen wird in der Regel als „Corso,“ der nach den Thoren zu liegende als „Borgo“ bezeichnet. Der fashionable Hauptverkehr ist in dem „Corso“ und „Borgo,“ der nach der jetzigen Porta Venezia, der früheren Porta orientale führt. Hier rasseln die Wagen zur regelmäßigen Abendfahrt, hier drängt sich das Publikum in die öffentlichen Gärten. Ebenso elegant, aber bei weitem stiller ist der Corso della porta Romana. Zwischen diesen beiden Thoren liegt die Porta Tosa. Die Straße dorthin führt durch die am wenigsten eleganten Stadtviertel. Nach der Porta Ticinese hin, in deren Nähe die uralte Kirche San Eustorgio mit dem Grabmal der heiligen drei Könige über ihren unansehnlichen Bau einen Glockenthurm von etwas jüngerem Datum erhebt, hat der „Corso“ und „Borgo“ noch am meisten den alterthümlichen Charakter bewahrt. Um die andern Thore ist es stiller — die Porta Vercellese führt in das Kasernenviertel von Mailand. Zwei deutsche Meilen beträgt der Umkreis der Stadt, den man auf einer Wanderung über die innern Promenaden von Thor zu Thor beschreibt! Herrliche Kastanien und Pappeln von wahrem Riesenwuchs beschatten die Wälle von außen und innen; auf der innern Seite hat man meistens das Bild stattlicher Häuser und Paläste, umgeben von

wohlgepflegten Gärten. Die Häuser an den Hauptstraßen mit ihren größeren und kleineren Fensterbalkons sind von großer Eleganz, ohne durch Einförmigkeit zu ermüden — die Läden glänzend durch Comfort und Luxus. Man braucht nicht lange durch Mailand zu wandern, um sich dem behaglichen Gefühle hinzugeben, daß man sich in einer wohlhabenden Stadt bewegt, welche die Armuth nicht kennt! Die Seidenwürmer der Lombardei haben die ganze Stadt gleichsam in einen großen Cocon eingesponnen — überall rauscht es von Seide auf dem Straßenpflaster — nicht blos die Damen der ganzen und halben Welt gehen hier in seidenen Gewändern — von Seide ist das Alltagskleid der Bürgermädchen. Es giebt hier nicht blos einzelne Millionärs — hier ist der Wohlstand allgemein, und ein Einkommen von 12,000 Francs bei einer sehr großen Zahl von Familien zu finden. Keine Stadt hat so viele, so große und gut eingerichtete Wohlthätigkeitsanstalten wie Mailand, Anstalten, welche meistens durch den Eifer von Privaten begründet und erhalten werden. Doch auch die Regierungen haben viel für Mailand gethan, die Franzosen, die es zur Hauptstadt ihres Königreichs Italien gemacht, die Oesterreicher vorher und nachher! Im neuen Königreich Italien bildet es mit Turin die Musterstadt der modernen „Civilisation," deren Einrichtungen den andern Städten als zu erreichendes Ziel vorschweben müssen, wenn sie sich aus ihrem „male-

rischen" Schmutz und Schutt herausarbeiten. Mailand hat in den letzten Jahren außerordentlich an Einwohnerzahl zugenommen, obgleich seine vor den Thoren gelegenen Vorstädte nicht mitgezählt werden. Es hat jetzt weit über 200,000 Einwohner, ist nach Neapel die größte Stadt Italiens und würde auch in Deutschland die drittgrößte Stadt sein.

Der Reichthum dieser Stadt, welche zu allen Zeiten das Fett der Lombardei abgeschöpft, hat sie, nachdem sie nicht mehr so glücklich ist, von eigenen Tyrannen beherrscht zu werden, zum Gegenstand und Preis langjähriger Kämpfe gemacht, in denen die auf ihren Einfluß in Italien eifersüchtigen Nationen, die Deutschen und Franzosen, sich befehdeten. Ein trotziges Geschlecht waren die Mailänder stets — — und der rothbärtige Hohenstaufenkaiser mußte die ganze Stadt vom Erdboden vertilgen, um ihren Trotz zu beugen. Wer die jüngste wechselvolle Geschichte Mailands in ihren Umrissen kennen lernen will, der muß den Arco della pace studiren, einen der geduldigsten Triumphbogen, den die verschiedensten Sieger für sich in Beschlag nahmen. Der Arco della pace gleicht einer steinernen Zeitung, welche sehr oft ihre Redakteure, Tendenzen und Motto's gewechselt! Zur Strafe dafür steht er auch einsam und ausgestoßen hinter der „Piazza d'Armi," einem gewaltigen Quadrat, einer mit Gras bewachsenen Sandfläche, die sich wie eine Wüstenei in die Stadt verirrt, und

macht in diesem öden Raum gar keinen, am wenigsten einen imposanten Eindruck! Seine erste Bestimmung war eine harmlose und friedliche — er wurde vom Mailändischen Communalrath zur Hochzeitfeier des Vicekönigs Eugene Beauharnais 1806 errichtet. Doch bald schien er einer höheren Bedeutung würdig zu sein — war es doch ein Triumphbogen nach dem alten Muster des Septimius-Severusbogens auf dem Forum Romanum und dem neueren des Arc de l'Étoile in Paris. So wurde er denn 1807 bestimmt, unter dem Namen des „Arco di Sempione" die Siege Bonaparte's zu verherrlichen. Doch die Zeiten schreiten schnell — und die Marmorarbeiten gehn langsam von statten. Ehe die Siegesreliefs Napoleon's fertig waren, hatte der Imperator bereits Niederlagen erlebt, die seinen Thron stürzten, und die Oesterreicher waren in Mailand eingerückt. Ein Siegesbogen Napoleon's war so unzeitgemäß, wie jetzt die Ausführung einer Bildsäule des Königs Otto, die der Athenische Magistrat noch vor nicht langer Zeit bei einem talentvollen griechischen Bildhauer bestellt hatte. Doch der Bogen von schönem weißem Marmor stand einmal da — er wurde jetzt dazu bestimmt, die Siege der Verbündeten über Napoleon und den endlich errungenen Weltfrieden zu verherrlichen. Friedliche und kriegerische Staatsactionen, die der Geschichte Italiens ganz fern liegen, mußten jetzt als Basreliefs seine Haupt- und Seitenfronten und die inneren

Durchgänge schmücken: die Schlachten bei Leipzig, Culm, Arcis sur Aube, der Einzug in Paris, der Congreß von Wien u. s. f. So wurde der Arco del Sempione ein Siegesbogen der heiligen Allianz! Das war den Mailändern natürlich sehr gleichgültig und verursachte weiter keine Störung, so lange die Seidenwürmer der Lombardei ihre Cocons in Frieden spannen. Da brach der jüngste Krieg aus; die Schlacht von Magenta wurde geschlagen — Napoleon III., der in die Welt gekommen ist, um das Evangelium Napoleon's I. zu erfüllen und die Napoleonische Idee zu einer Wahrheit zu machen, mußte auch den Arco del Sempione in seine unveräußerlichen Rechte einsetzen. Die verbündeten Monarchen und sonstigen Helden der Reliefs waren zu solide gearbeitet, um sie ohne Weiteres beseitigen zu können — man setzte daher nur an die beiden Hauptfronten des Denkmals zwei weithin sichtbare Inschriften, welche die Befreiung Italiens durch Napoleon III. und Victor Emanuel verkündeten und es aussprachen, daß auch dieser Triumphbogen von seinen unpassenden Inschriften befreit und zu seiner wahren Bedeutung restituirt sei. Es blieb nun Jedem überlassen, Metternich, Kaiser Franz, die Sieger von Leipzig, welche in den Marmor des Bogens eingemeißelt sind, mit diesen „neuen Inschriften" in Einklang zu bringen. Glücklicherweise ist die Sprache der Sculptur etwas undeutlich, und selbst, wo sie einen Congreß von Diplomaten

darstellt, läßt sie die Unterschriften auf den Akten aus! Die Friedensgöttin auf der Plattform mit ihrem von sechs Rossen gezogenen Wagen kann ebensogut auf den Frieden von Villafranca, wie auf den von Paris bezogen werden — — die beiden Victorien zu Roß lassen sich sehr passend auf die Siege von Magenta und Solferino deuten. Der mit Seidenwürmern besetzte Maulbeerkranz schmückt noch immer die Stirn der Lombardei — — und die Götter und Allegorien, Mars, Hercules, die Pomona und die Faunen, Ceres und die Wachsamkeit, die Astronomie, die Geschichte und Poesie sind in ihrer nackten und halbnackten Göttlichkeit erhaben über jeden Wechsel der Uniformen und kümmern sich wenig darum, ob sie den Oesterreichern oder den Piemontesen ihre plastischen Formen zeigen. Von den vier Flußgöttern, die nach Art und Weise des Marforio auf dem Capitol sich um die Plattform herumlagern, hören zwei auf die Namen Ticino und Po und bezeichnen nicht unglücklich die Siege der Franzosen und Italiener, während die anderen, der Adige und Tagliamento, gar als eine schüchterne Illustration des prophetischen: „Frei bis zur Adria" gedeutet werden dürfen. So bleiben nur die Congresse und die unglücklichen Schlachten des Befreiungskrieges übrig, wo doch auch die Sculptur durch einige symbolische Andeutungen die besiegten Gallier von den siegenden Deutschen zu unterscheiden suchte. Ließe sich ein Relief in derselben Weise

ummeißeln, wie sich ein Gemälde übermalen läßt, so würde man ganz einfach die Sieger zu Besiegten machen. So bleibt dieser Triumphbogen ein kleines Marmorbabel — und der einzige Trost ist der, daß das Publikum diese Reliefs nicht so genau zu betrachten pflegt, um auf ihnen etwas Anderes zu erblicken, als Soldaten, die sich in den Haaren liegen, und kluge Männer, welche debattiren und Papierbogen in den Händen halten.

Wenn dieser Arco del Sempione ein sonderbarer Heiliger ist, so gilt dies noch mehr von Mailands Hauptmerkwürdigkeit, dem Dome, einem großartigen, aber höchst bizarren Gebäude, einer der kostbarsten architektonischen Studien in Marmor, welche die Welt aufzuweisen hat. Die breite Façade des Doms hat etwas Imposantes — ebenso das Innere. Es ist ein gewaltiger Raum — die hohen Pfeiler, mögen sie auch statt der Capitäle geschmacklose Statuen unter Baldachinen tragen, die hohen Fenster mit ihren Glasmalereien geben der inneren Kirche etwas Majestätisches! Es ist nicht der großartig düstere Eindruck des Doms von Florenz, in welchem die Seele sich zu verlieren fürchtet — es herrscht eine erhebende Feierlichkeit in diesem fünfschiffigen Bau. Wie anders aber, wenn man auf das Dach und den Thurm des Doms klettert und dies Wunderwerk von Marmor nun von oben und von der Seite beschaut, mit den weit vorspringenden Strebepfeilern und den sauber gearbeiteten Pyramiden

und Spitzen und mit den 4000 Statuen, welche dasselbe schmücken. In der That, ein seltsameres Museum ist niemals angelegt worden, so lange die Welt steht — ein Museum für Künstler, deren Werke verborgen bleiben wollen. Denn wer kann diese überall hingezauberten Statuetten durchmustern und würdigen, alle diese Heiligen, die an den Wänden, auf dem Dach, ja, am Thurme selbst wie auf einer Himmelsleiter in die Höhe klettern? Der Dom von Mailand ist in Wahrheit ein christliches Pantheon, welches allen Kalenderheiligen eine wenn auch oft unbequeme und dem himmlischen Platzregen ausgesetzte Stätte bietet! Steht man oben auf dem Thurm, namentlich bei Mondschein, und sieht auf diese phantastische, in lauter Spitzen krystallisirende Marmormasse zu seinen Füßen, so scheint sich die Welt plötzlich in eine Stalaktitengrotte zu verwandeln, und riesenhafte nadelförmige Tropfsteingebilde wachsen unter uns aus der Erde. Der Thurm selbst, auf dem die riesige Madonna steht, ist nur eine höher emporschießende Spitze, als die andern — er ist nur primus inter pares — und macht deshalb keinen mächtigen, sondern nur einen schwächlichen Eindruck. Darum „fernt" der Dom auch nicht, er beherrscht nicht die Stadt — seine wunderlichen Spitzen gucken nur über dieselbe hervor. Grabbe würde gewiß den Mailänder Dom ein Stachelschwein von Marmor genannt haben, das alle seine Borsten von sich streckt. — In der Nähe

und von unten gesehn, freilich, machen auch die Seiten-façaden mit ihren bräunlich dunkelnden Marmormassen und den aufstrebenden Spitzen und Pyramiden, mit dieser überschwenglichen Fülle der Dekoration einen berauschenden Eindruck. Der Dom von Mailand läßt jedenfalls keine Parallelen zu — er ist einzig in seiner Art, mag man ihn nun genial oder barok, bedeutend oder geschmacklos finden. Uebrigens werden noch immer neue Heilige, zum Theil aus den Werkstätten der ersten Künstler, wie des Bildhauers Marchese, auf dem Dache des Domes aufgestellt — auch an neuen Pyramiden wird gearbeitet, deren Stützen bis auf den Grund der Kirche heruntergehn. Die piemontesische Regierung hat die Leitung dieser Arbeiten den Geistlichen entzogen und in die Hände einer Baukommission gelegt. Die Aussicht vom Thurme über die schöne, sich symmetrisch ringsum ausbreitende Stadt, über die schlachtengewohnte Ebene der Lombardei, hier nach Pavia, dort nach Brescia, bis zu den Tyroler- und Schweizer-Alpen und den Apenninen, macht bei günstiger Stimmung der Atmosphäre einen erhebenden Eindruck; denn man übersieht hier eine der gesegnetsten Ebenen Europa's, deren überquellende Fruchtbarkeit dem Krieg, so oft er sie auch heimgesucht, mit unversieglichen Hilfsquellen trotzte.

Von den übrigen Kirchen verdienen besondere Beachtung: San Bartolomeo, San Lorenzo und San Ambrosio. Die Kirche San Bartolomeo erinnert an

Francesco di Paolo in Neapel; sie ist ebenfalls im Style des römischen Pantheons als lichte Rotunde erbaut und hat wie diese eine säulengetragene, nach zwei Seiten, wenn auch nicht in einer halben Ellipse, vorspringende Vorhalle. Eine klassische Vorhalle aus alten Säulen der Römer hat die Kirche San Lorenzo, deren Inneres noch dem Hauptsaal der Römerthermen selbst entspricht! Wenn San Lorenzo bis in die Römerzeiten, in die Zeiten des Kaisers Maximinian zurückweist, der hier in Mailand seine Residenz hatte — so ist San Ambrogio eine ehrwürdige Kirche mit deutschkaiserlichen Erinnerungen. Hier liegt Kaiser Ludwig II. begraben! Auch das Grab Stilicho's, ein Sarkophag mit ehrwürdigen Reliefs, befindet sich hier, und die Kanzel ist über ihm errichtet! Die uralte Vorhalle, die alten Mosaiken, die Inschriften im Porticus geben dieser Kirche ein echt alterthümliches Ansehen — ihr Inneres ist gedrückt und unschön. Die denkwürdigste Erinnerung, die sich an sie knüpft, ist jedenfalls das Auftreten des heiligen Ambrosius, gegenüber dem Kaiser Theodosius, dem er nach der Ermordung der 12,000 Thessalonicher den Zutritt in die Kirche versagte. Diese Thatsache versetzt uns in eine Zeit, in der die Kirche noch eine Vertreterin der schlichten Menschlichkeit war, während sie später selbst ihren Ruhm darin suchte, über vielen tausend Opfern zu triumphiren.

Wer den langen, stillen, aber stattlichen Weg nach

der Porta Vercellese wandelt, der geht an mehreren interessanten Bauwerken vorüber, in denen die lombardische Malerschule einige der wichtigsten Denkmäler ihres künstlerischen Schaffens hinterlassen hat. In der Kirche San Maurizio, ebenso wie in dem schräg gegenüberliegenden prächtigen Palast des Duca Litta befinden sich werthvolle Fresken von Luini, Leonardo da Vinci's hervorragendstem Schüler. Um das Hauptwerk des Meisters selbst aufzusuchen, setzt man seinen Weg auf dem breiten, aber todten Corso di Porta Vercellina fort, bis man zur Rechten Bramante's luftigen, schlanken, leicht emporstrebenden Bau, die Kirche Santa Maria delle Grazie erblickt. Im Refektorium des ehemaligen Klosters, das zu dieser Kirche gehörte, ist das Original des tausendfach kopirten Abendmahles von Leonardo da Vinci, das sich leider! in sehr desolaten Umständen befindet, indem namentlich die Fußpartien gänzlich beschädigt sind. Es ist mehr ein Akt der Pietät, der die Reisenden an diese Stätte führt, als die Gewißheit, einen ungetrübten Kunstgenuß zu finden. Dennoch macht auch das halb zerstörte Bild einen bedeutenden Eindruck! Die meisterhafte Composition, die in Gruppirung und Contrastirung der Gestalten dem höchsten Kunstgesetz gerecht wird und in der Darstellung der verschiedensten Stimmungen und Affekte aus einem in Wahrheit unversieglichen Born innerer Anschauungen schöpft, tritt hier in ehrwürdiger Ursprünglichkeit vor

die Seele, während sich fast in alle Copien ein fremdartiges Element modernisirender Glätte einmischt und bei den meistens geringeren Dimensionen der Bilder auch das Machtvolle des großen Wurfs verloren geht. Das Refektorium, dessen Thüren ein Custode öffnet, sieht übrigens aus wie ein großes Atelier — und wohin das Auge fällt, fällt es auf ein noch nicht getrocknetes „Abendmahl."

Die beiden Hauptgallerien Mailands sind die Brera und die Ambrosiana. Die Brera, das frühere Jesuitenkollegium Santa Maria in Brera, ist ein großartiges Gebäude, in welchem die alljährlichen Kunstausstellungen stattfinden, und der Sitz der Akademie der Künste und Wissenschaften. Außer der Gemäldegallerie ist hier die Bibliothek, das Münzkabinet, das Observatorium u. s. f. Schon der Hof der „Brera" macht durch die auf Doppelsäulen ruhenden Bogen, durch die Doppeltreppe und den bildnerischen Schmuck der untern und obern Halle einen lichten, künstlerisch anregenden Eindruck. In der Gallerie begegnen wir zunächst Luini's Fresken, die von ungleichem Werth sind, dann zahlreichen Bildern der lombardischen und venetianischen Schule, der Hochzeit zu Cana und dem Gastmahl des Pharisäers von Paolo Veronese, der etwas marionettenhaften Predigt des Marcus in Alessandria von Gentile Bellini, dem heiligen Hieronymus von Tizian, einem düsterkräftigen Bilde, dem Sturze Lucifers von Marco d'Oggionno,

der Ehebrecherin Palma Vecchio's u. a. Einige grell beleuchtete Gemälde von Salvator Rosa, wie das Fegefeuer und die phantastische Landschaft mit der Leiche des Einsiedlers, erregen durch ihre Bizarrerie und durch die Schwierigkeit der Auslegung das Interesse des Beschauers. Doch die eigentliche Perle der Sammlung ist Raphael's sponsalizio, ein Jugendwerk des großen Meisters, das in den Köpfen noch an die Schule Perugino's erinnert, aber durch die dramatisch lebendige Gruppirung und den architektonisch bedeutsamen Hintergrund bereits jene Prägnanz des Ausdrucks erreicht, welche alle Bilder Raphael's mit schöner Unvergeßlichkeit der Seele einprägt. Nächstdem zeigt Guercino's Hagar in ökonomischer Beschränkung, psychologischer Schärfe des Ausdruckes und herrlichem Colorit die besten Seiten dieses Malers. Sassoferrato's mütterliche Madonnen, die an Raphael's Vorbild erinnern, Albani's Amorinen, einige Caracci und Bonifazio's Findung Mosis, die uns freilich in einen mittelalterlichen Minnehof versetzt, die Haupthandlung wie eine Episode spielerisch behandelt, dabei aber mit prächtiger Lebensheiterkeit ausgeführt ist, dürften nächstdem die hervorragendsten Gemälde der Brera sein. Aus neuer Zeit finden sich einige lüsterne Nymphenbilder von Appiani, dem Maler der Napoleonsfresken im Palazzo reale, dem wir auch in der Ambrosiana wieder begegnen. Die Gallerie der Ambrosiana ist nicht so

reichhaltig, wie die der Brera, wenn auch wichtig für das Studium der Entwickelung der Malerei in der Lombardei. Interessant ist der Carton Raphael's zur Schule von Athen, eine leicht hingeworfene Skizze, sowie die zahlreichen Zeichnungen Leonardo's, der mit besonderer Vorliebe Karikaturen auf das Papier geworfen. Es befinden sich unter ihnen höchst joviale Gesichter, aber auch Physiognomien, die unsere Träume unsicher machen könnten. Während die Bibliothek der Brera nur 15,000 Bücher und 1000 Manuscripte enthält, hat die Ambrosiana 60,000 Bücher und 10,000 Manuscripte, mehrere wichtige Palimpseste, Ausgaben mit alten Miniaturen, einen Virgil mit Petrarca's Handschrift, Fragmente von der Bibel des Ulfilas. Auch von zweien der berüchtigtsten Frauen Italiens finden wir hier Reliquien: Briefe der Lucrezia Borgia an den Cardinal Bembo nebst einer blonden Locke der von unsern Dramatikern und Primadonnen mit brünettester Schwärze dargestellten Sünderin und ein Gedicht der „Vittoria Accorombona“ auf die Ermordung ihres Gatten — jedenfalls ein Gelegenheitsgedicht, welches den Goethe'schen Anforderungen an die lyrische Poesie im eminenten Sinne entspricht.

Diese Dichterin mit „Leier und Dolch“ erinnert uns an die literarischen Berühmtheiten Mailands, die auch in Bezug auf die Vermittlung zwischen deutscher und italienischer Poesie eine hervorragende Stelle ein=

nehmen. Noch lebt hier der greise Alessandro Manzoni, das Haupt der neuitalienischen Romantiker, dessen „Conte di Carmagnola" von Goethe so ausführlich und anerkennend analysirt worden, und dessen „promessi sposi" dem Walter Scott'schen Romanstyl in Italien die Bahn brachen. Und während Manzoni so durch einen großen Dichter gleichsam in Deutschland eingeführt worden, hat ein anderer, nicht minder bejahrter Mailänder Poet, Maffei, unsere großen Dichter mit Erfolg in Italien eingebürgert. Seine Uebersetzung von Schiller's Tragödien und von Goethe's Faust haben diese Dichtungen nicht nur der italienischen Literatur, sondern die erstern zum Theil auch der italienischen Bühne erobert. Mailand wird stets die wichtigste Stadt Italiens bleiben, wenn es die wünschenswerthe Vermittlung zwischen deutscher und italienischer Literatur gilt. Auch hat das Studium der deutschen Sprache und ihrer Hauptwerke in den gebildeten Kreisen keineswegs abgenommen, seitdem die österreichische Herrschaft in dieser Stadt aufgehört hat. Zahlreiche geschichtliche Erinnerungen Mailands weisen auf den deutschen Norden hin. Selbst auf den Straßen begegnet man vielen „ghibellinischen" Gesichtern, blond und goldblond, mit dem unverkennbaren Gepräge germanischer Bildung.

Wer übrigens das schöne und fashionable Mailand studiren will, der begebe sich Abends auf den Corso und in die giardini publici. Diese prächtigen Garten=

anlagen innerhalb der Stadt, nicht weit von der Porta Venezia, sind nicht nur der Tummelplatz der Kinder und der Bonnen, sondern auch die Lieblingspromenade der feinen Welt! Nichts erquicklicher, als Abends nach der Hitze des Tages vor dem großen chinesischen Kaffeehause zu sitzen, eine Granita zu schlürfen, den Klängen der Musik zu lauschen, die bunte Welt zu sehen, die hier traumhaft vorüberwandelt, während die untergehende Sonne die fernen Tannen und die nähern waldartigen Gruppen hoher Kastanienbäume vergoldet. Ein offenes Thor in der Nähe des Kaffeehauses führt auf den Corso, wo sich die zahlreichen eleganten Equipagen Mailands mit den meist kräftigen Rossen in unabsehbarem Zuge vorüberbewegen, während das Publikum Spalier bildet, um die Wagen und die eleganten Damen, die darin „spazieren liegen," die Revue passiren zu lassen und unnachsichtiger Kritik zu unterwerfen. Die Bewohnerinnen Mailands sind wohl die graciösesten Italienerinnen — sie haben meist feingeschnittene Gesichter und hohe, schlanke Gestalten. Der schwarze Schleier kleidet sie trefflich, er hebt den Adel der Profile wirksam hervor. Während im übrigen Italien die „Matrone" in der Regel eine ehrwürdige Species ist, und schon die Frau von dreißig Jahren allen Schmetterlingsstaub von ihren körperlichen Schwingen verloren hat: begegnet man in Mailand sehr häufig älteren Damen, die durch ihre schlanke Figur noch einen jugendlichen Eindruck machen.

Freilich, es giebt auch viele auffallend magere, unschön in die Höhe geschossene Gestalten mit mangelhafter Façade und gothisch zugespitzten Gesichtern — doch wo der Typus in seiner Reinheit hervortritt, ist er durchaus edel und anmuthig.

Die Mailänder sind schon seit den Zeiten Friedrich's Barbarossa eifrige Politiker und haben die österreichische Herrschaft mit allen Waffen der Revolution bekämpft. Gegenwärtig ist Obrist Nullo, der Märtyrer der „polnischen Sache," Held des Tages — sein Bild hängt in allen Läden neben den Bildern des Königs Victor Emanuel, Garibaldi und photographischen „Nuditäten," welche der Sittenpolizei der Carabinieri zu entgehen scheinen. Die Zeitungen werden nicht nur in einzelnen Bauden und Läden, sondern auch auf allen Straßen unaufhörlich von den Ausrufern feilgeboten. „Il Lombardo," „il pungolo" — so tönt es bei Tag und Nacht! Was ich von italienischen Witzblättern gesehen, kann sich mit dem „Kladderadatsch" nicht messen; doch brachte der „Pasquino" neuerdings einen trefflichen Artikel gegen die jetzt grassirende Duellwuth, zu der die Staatslenker selbst das Beispiel geben, und ertheilte gute Rathschläge, wie man sich zu benehmen habe, um einem Duell aus dem Wege zu gehen. Früher hätte man wenigstens auf die Minister raisoniren können — doch auch das ginge nicht mehr, da sich jetzt selbst die Minister schlügen. Ein sehr radikaler Humor herrscht

in den Liedern, die von den Leiermännern auf der Straße gesungen werden. Ein originelles Exemplar dieser Volkssänger, der vor einem Café der Nebenstraße seine Geldernte hielt, sang, die Mütze schwenkend, mit jovialen und herausfordernden Geberden und energischer Betonung der censurwidrigsten Stellen ein feuriges Loblied auf „Orsini," für dessen Seele ganz Italien beten solle, und ein Spottlied auf die stolzen „Bersaglieri," die Häscher Garibaldi's. Das Publikum vor dem Café hörte die verwegenen Lieder mit behaglichem Lächeln an, und wenn ich nach den Münzen schließen darf, die in die Mütze des Straßensängers wanderten — so hatte er sich die ungetheilten Sympathien seiner Zuhörer erobert.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Inhalt.

Seite.
Vorwort.
Durch Oesterreich 1
Wiener Eindrücke 3
Ein Tag in Graz 19
Der Gesellschaftsreisende 26
Venedig 33
Zur Physiognomie Venedigs 35
Auf dem Campanile von Venedig 59
Das Littorale von Venedig 67
Padua 79
Bologna 91
Florenz 115
Rom 147
Römische Eindrücke 149
Aus der römischen Trümmerwelt 187
Die neuen Weltherrscher 209
Die Gallier auf dem Capitol 232
Auf dem Monte Pincio 242
Theater in Rom 250
Tivoli 259
Die Eisenbahn von Rom nach Neapel 266
Neapel 277
Neapolitanisches Potpourri 279
San Martino und Camaldoli 290
Sorrento 301
Kumä und Bajä 313
Genua 335
Mailand 359

Gottscha